

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2016 (29. Jahrgang)

Schwerpunkt „Verwaltete Biographien“

herausgegeben von Elisabeth Schilling und Astrid Biele Mefebue

Elisabeth Schilling und Astrid Biele Mefebue

Das verwaltete Leben. Einführung

Ina Alber

Sinn und Ordnung. Biographien als Deutungsmuster im Diskurs

Yannick Kalff

Das „Projekt“ als Metapher der Biographie. Verwaltungslogik und Selbstwerdung

Caroline Richter

Vom Glück der Berufung

Alexander Lenger, Mila Obert, Christoph Panzer und Hannes Weinbrenner

Eine Agency-Analyse zum Erleben der Strukturiertheit
wissenschaftlicher Karrieren im akademischen Feld

Janina Söhn

Die institutionelle Bewertung von Erwerbsbiographien durch die
Gesetzliche Rentenversicherung und die finanziellen Konsequenzen

Olga Galanova

Das Leben unter Verdacht

Francis Seek

Akte Lebensende

Projektbericht, Literaturbesprechung, Mitteilungen



Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2016 (29. Jahrgang)

Schwerpunkt „Verwaltete Biographien“

herausgegeben von Elisabeth Schilling und Astrid Biele Mefebue

Elisabeth Schilling und Astrid Biele Mefebue

Das verwaltete Leben. Einführung3

Ina Alber

Sinn und Ordnung. Biographien als Deutungsmuster im Diskurs14

Yannick Kalff

Das „Projekt“ als Metapher der Biographie.

Verwaltungslogik und Selbstwertung28

Caroline Richter

Vom Glück der Berufung. „Glück“ als Topos in Berufsbiographien

des wissenschaftlichen Nachwuchses47

Alexander Lenger, Mila Obert, Christoph Panzer und Hannes Weinbrenner

„Dann hat sich die Universität doch entschlossen, mir eine Dauerstelle zu geben“

Eine Agency-Analyse zum Erleben der Strukturiertheit

wissenschaftlicher Karrieren im akademischen Feld67

Janina Söhn

Die institutionelle Bewertung von Erwerbsbiographien durch die

Gesetzliche Rentenversicherung und die finanziellen Konsequenzen.

Längsschnittanalysen zu Zugewanderten in Deutschland94

<i>Olga Galanova</i>	
Das Leben unter Verdacht. Unterlagen des Ministeriums für Staatsicherheit als Quelle „devianter Biographien“	117
<i>Francis Seek</i>	
Akte Lebensende. Die Verwaltung des armen Todes im Kontext ordnungsbehördlicher Bestattungen	131
<u>Projektbericht</u>	
<i>Anna Maria Droumpouki</i>	
Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland. Entstehung, Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung eines deutsch-griechischen Dokumentationsprojekts	141
<u>Literaturbesprechung</u>	
Manfred Clemenz: Der Mythos Paul Klee. Eine biographische und kulturgeschichtliche Untersuchung (<i>Hans Joachim Schröder</i>).....	155
<u>Mitteilungen</u>	
Netzwerk „Oral History“ gegründet (<i>Linde Apel und Stefan Müller</i>)	160
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	162

Das verwaltete Leben

Einführung

Elisabeth Schilling und Astrid Biele Mefebue

Der Begriff der Verwaltung bezieht sich auf „die überwachende, disponierende Tätigkeit im Umgang mit Gütern, Tätigkeiten und Leistungen“ (Fuchs-Heinritz 2011). Organisationen – ob staatliche, privatwirtschaftliche oder NGOs – verwalten aber nicht nur Güter und Dienstleistungen, sondern auch Lebensläufe und im weitesten Sinne Biographien involvierter Menschen. Indem sie Rahmenbedingungen für individuelles Handeln schaffen, strukturieren sie Bildungsbiographien, Erwerbsbiographien, Beziehungsbiographien, und zwar nicht nur ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sondern unter Umständen auch die ihrer Partner, Kinder, Kunden oder Auftraggeberinnen und Auftraggeber. Unterschiedliche gesellschaftliche Veränderungen stellen dieses „Verwaltungshandeln“ in Frage. An erster Stelle wird hier gesellschaftliche Differenzierung sowie Individualisierung von Biographien genannt (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Beck/Beck-Gernsheim 2002), welche die Legitimität der Verwaltungslogik und der Verwaltungsroutinen irritiert.

Verwaltungslogik verweist auf klare Strukturen, sozial legitimierte Zielvorgaben und meist routinierte Prozesse. Anders sieht es mit der Logik der Biographiegestaltung aus, die den unvorhersehbaren Zufall, individuelle (unter Umständen irrationale oder zweckrationale) Wünsche, Veränderlichkeit der Rahmenbedingungen und der Praktiken akzeptiert und als „natürlich“ betrachtet. Stellt die Verwaltung nur eine Begrenzung für die ansonsten freie Biographiegestaltung dar? Inwiefern ist die freie Biographiegestaltung ein Mythos der auf Selbstbestimmung und individuelle Persönlichkeitsentfaltung bedachten Gesellschaft? Oder wird durch die Definition von Strukturen eine soziale Biographie als ein Ausdruck der Individualität (mit individuellen Wünschen, Bestrebungen, Fähigkeiten und Selbstverständnissen) erst möglich? Macht eine Abgrenzung der strukturellen Zwänge einerseits und der individuellen Bestrebungen andererseits noch Sinn? Oder wäre es angemessener, über die subjektive Sicht der sozialen Rahmenbedingungen nachzudenken?

Die Beiträge in diesem Heft widmen sich verschiedenen Zusammenhängen im Spannungsfeld von Struktur und Individualität.¹ Sie thematisieren einerseits Veränderungen und Strategien der individuellen Biographiegestaltung sowie des subjektiven Umgangs mit strukturellen Einschränkungen. Sie nehmen andererseits Prozesse strukturellen Wandels in den Blick, die von den individuellen Irritationen induziert und

1 Die Beiträge repräsentieren eine Auswahl der Vorträge auf dem Workshop „Verwaltete Biographien“, den Astrid Biele Mefebue (Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Diversitätsforschung) und Elisabeth Schilling (Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW, Forschungszentrum für Personalmanagement) am 19./20.11.2015 in Göttingen veranstaltet haben.

vorangetrieben werden. Die aufgeworfenen Fragen zum Spannungsverhältnis von Struktur und Individualität sollen und können in dieser Einleitung nicht und in den Beiträgen dieses Sonderhefts nur auf den je spezifischen Gegenstand hin beantwortet werden. So plädiert etwa Kalff in seinem Beitrag für die Verwendung eines Biographiebegriffs, der „die Dualität zwischen Vergesellschaftung und biographischem Eigensinn als Formen von Subjektivität zu erfassen vermag“ (Hanses 2011: 346). Die Verstrickung eines Individuums in die soziale Konstruktion seiner eigenen Biographie wird durch seine Einbettung in die Gesellschaft (z.B. gesellschaftliche Strukturen, soziale Diskurse etc.) bedingt. Insofern er oder sie Ereignisse in sozialen Kontexten erlebt, wahrnimmt, verarbeitet und strukturiert (vgl. Völter et al. 2005), wird auch immer ein Selbstbezug hergestellt: Eigene Biographie (ob vergangene oder projizierte zukünftige) wird in diese Struktur integriert. Bei Bedarf werden biographische Ereignisse umgedeutet und re-konstruiert, wie dies Alber in seinem Beitrag mit Bezug auf Berger/Luckmann (2004) und Schütz/Luckmann (2003) formuliert:

Als Teil einer intersubjektiven Kulturwelt reproduziert und transformiert der Mensch durch seine Handlungen stetig seine soziale Wirklichkeit, die ihm in Form von gesellschaftlichen Diskursen, Strukturen und Objektivationen als gegeben gegenübersteht. Als ein Muster des Deutens und Handelns liefert das Konstrukt Biographie Antworten auf die erfahrbare Zeitlichkeit und Endlichkeit des Lebens und dient der Problemlösung dessen, wie diese Zeit gefüllt werden soll. Biographien werden als Lösung für das gesellschaftliche Integrationsproblem verstanden.

Das Zusammenspiel von Verwaltung und Biographie impliziert auch die Frage der Identität oder, anders ausgedrückt, eine bestimmte Subjektivierungsweise (vgl. Bührmann 2010). Es lässt sich nicht getrennt betrachten, was einem Individuum von seinen Wünschen oder biographischen Vorhaben seitens der Verwaltung ermöglicht wird, was verwehrt bleibt und wie seine Biographie sich schließlich dadurch gestaltet. Ein Bindeglied zwischen der individuellen Biographie und dem Verwaltungshandeln ist die subjektive Auffassung über die eigenen Optionen, über das Feld des Möglichen sowie über seine Grenzen. Das aus dieser Auffassung resultierende Verhalten oder die Agency ist von großer Bedeutung bei der Gestaltung der individuellen Biographien. Die im Gestaltungsprozess entstehenden Spannungen erzeugen autobiographische Reflexionen (vgl. Kalff in diesem Heft), öffentliche Diskurse (etwa zu prekären Karriereverläufen des wissenschaftlichen Nachwuchses, vgl. den Beitrag von Lenger et al.), aber auch organisierte widerständige Praktiken (etwa im Zusammenhang ordnungsbehördlicher Bestattungen, vgl. den Beitrag von Seeck), die eine gesellschaftsstrukturierende und eine identitätsstiftende Wirkung haben könnten.

Tatsächlich haben autobiographische Reflexionen immer eine Funktion der Identitätsaushandlung (vgl. Haas/Koeszegi/Zedlacher 2016). Die von Kalff angesprochene „Dualität von Biographie“ als kontinuierliche Inbeziehungsetzung von „Selbst und Welt“ (Alheit 2010) verdeutlicht den Prozesscharakter von Identität in ihrer Kopplung an Lebenslauf und Biographie. Die soziale Identität, sei es die professionelle Identität, die geschlechtsspezifische oder die organisationale, basiert auf eigener Geschichte und auf der Ähnlichkeit bzw. Unterschieden zu einer bestimmten Referenzgruppe, zu sozialen und institutionellen Praktiken, in die jedes Individuum involviert ist (Alheit

2010: 401). Die individuelle Rekonstruktion eigener Biographie, die aus einer neuen Sinnggebung vergangener Ereignisse besteht, folgt den Notwendigkeiten der sozialen Identität, beispielsweise bei veränderten strukturellen Bedingungen. Subjektiv wahrgenommene, (re-)konstruierte Biographien, erzählte Geschichten (vgl. Rosenthal 2004) sind somit die individuelle Antwort auf die äußeren Restriktionen, auf die Verwaltung und Steuerung ihrer Biographie. So rekonstruiert, wird eine Biographie aber gleichzeitig zum Teil des Verwaltungsapparates und kann ihre eigene Weiterentwicklung beeinflussen, d.h. begünstigen oder einschränken.

In diesem Sinne verknüpfen die verschiedene Beiträge in diesem Heft die subjektorientierte Perspektive der Biographieforschung mit der strukturorientierten Perspektive der klassischen Lebenslauforschung, indem die Wechselwirkungen von Sozialstrukturen und institutionellen Mustern auf subjektive Deutungen und umgekehrt betrachtet werden. Es lässt sich nicht leugnen, dass auch bestimmte Lebenslaufstrajektorien (vgl. Schütze 2008) die individuelle Freiheit bzw. die Menge an vorhandenen Optionen für die biographische Gestaltung einschränken können, so dass Individuen das Gefühl bekommen, keine Kontrolle über ihr Leben zu besitzen. Verwaltung stellt Strukturen für sozial institutionalisierte Deutungsmuster der Biographien bereit. Dadurch werden biographische Angaben mit Sinn erfüllt und nicht nur subjektiv deutbar, sondern „kommunizierbar“ (Alber), für breitere soziale Gruppen verständlich und sinnhaft, verknüpft mit diversen Feldern des sozialen Lebens. So wird beispielsweise die biographische Angabe des Hochschulabschlusses mit einer gewissen Kompetenz, intellektuellen Fähigkeiten, kulturellem Kapital, Arbeitsvermögen, unter Umständen auch Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe sowie beruflichen Möglichkeiten und Zugangsvoraussetzungen für weitere biographische Entwicklungswege assoziiert. Durch die Definition von Bewertungskriterien, Anerkennung oder Nicht-Anerkennung von Lebenslaufstationen (wie beispielsweise ausländischer Berufsqualifikationen, vgl. Sommer 2015), Zugangskontrolle zu bestimmten Stationen (z.B. Studienberechtigung oder bestimmte berufliche Positionen) werden bestimmte Muster durchgesetzt, während andere als deviant angesehen werden. Sowohl handelnde Individuen (Inhaber der Biographie) als auch ihre Umgebung werden in die Deutung dieser Biographie einbezogen.

Gleichzeitig ermöglichen bestimmte Trajektorien spezifische biographische Entwicklungen, wie dies beispielsweise bei Bildungsverläufen der Fall ist, so dass Individuen sich unweigerlich auf die von der Verwaltung vorgegebene Trajektorien einlassen müssen, um ihre Pläne und Wünsche zu verwirklichen. Ihre ermöglichende wie beschränkende Qualität, aber auch die Bandbreite subjektiver Verarbeitungsweisen in individuellen Biographien arbeiten Lenger et al. in ihrer Analyse biographischer Konstruktionen von Wissenschaftsbiographien zwischen Handlungsmächtigkeit und Handlungssohnmächtigkeit heraus (vgl. Lenger et al. in diesem Heft). Es stellt sich die Frage nach dem kritischen Moment, an dem verwaltende Strukturen aufhören, biographische Optionen zu eröffnen, und anfangen, bestimmte Optionen zu schließen, und somit individuelle Freiheiten bei der Biographiegestaltung einschränken.

Die von der Verwaltung ausgehende institutionelle Strukturierung des Lebenslaufs wurde bereits von Kohli (1985) beschrieben. Dabei wurde der Lebenslauf als der individuellen Biographie übergeordnet, als ein kollektives Phänomen beschrieben, was das individuelle Handeln nicht nur beeinflusst oder gar mitbestimmt (vgl. Mayer/Diewald 2007: 510), sondern im hohen Maße voraussagt. Die Abgrenzung dieses

Ansatzes von der Biographieforschung erscheint an dieser Stelle als wenig fruchtbar. Auch der sozial-biographische Ansatz der Biographieforschung (vgl. Rustin/Chamberlayne 2002; Breckner/Rupp 2002) sucht in individuellen Biographien gesellschaftliche Muster. Gleichzeitig wird aber die subjektive Sicht auf die realen Ereignisse erforscht, um in ähnlichen sozialen Situationen die (möglicherweise individuell unterschiedlich) wahrgenommenen Alternativen, Wünsche und Entscheidungen zu beleuchten und zum Verständnis der Frage beizutragen: „what seems specific to an individual, and that seems to represent a social pattern?“ (Rustin/Chamberlayne 2002: 12) So richtet sich auch die Aufmerksamkeit der hier zusammengestellten Beiträge auf den subjektiven Umgang der Individuen mit institutioneller Strukturierung ihres Lebens bzw. einzelner Lebensabschnitte durch verschiedene Verwaltungsinstitutionen (vgl. Lenger et al.; Richter).

Diese Perspektive schließt auch die Beachtung der Zwänge ein, denen die Verwaltung selbst unterliegt, was in diesem Kontext ein *Novum* darzustellen scheint. Mit der Herstellung gemeinsam akzeptierter Kriterien für die Deutung der Biographie schafft die Verwaltung eine Grundlage für die soziale Integration. Gleichzeitig kann sie bei dieser Aufgabe scheitern, beispielsweise wenn die Deutung nicht als legitim angesehen, nicht ausreichend kommuniziert oder nur von Teilen der Gesellschaft angenommen wird. Vor allem unter den Bedingungen fortschreitender Individualisierung und sozialer Differenzierung stößt die Verwaltung der Biographien an ihre Grenzen bzw. wird in ihrer integrativen Funktion herausgefordert. Darauf verweist auch Kalff, bezugnehmend auf die Notwendigkeit neuer Steuerungsmodi nach Foucault. Die einschränkenden Praktiken erscheinen auch für die praktizierenden Organisationen nicht immer zielführend. So können sie unter anderem für unattraktive Arbeitsbedingungen sorgen, gute Nachwuchskräfte abschrecken oder zu Ungerechtigkeiten in Gratifikationssystemen führen. Die Verwaltungslogik ermöglicht das Fortbestehen kontraproduktiver Praktiken. Damit ist die Frage nach der Stabilität bzw. Veränderlichkeit der Verwaltungsstrukturen angesprochen (vgl. den Beitrag von Lenger et al. in diesem Heft). So könnten individuelle Akteure die Fähigkeit besitzen, mit ihrem Handeln die Institutionenbildungsmechanismen zu irritieren und damit zu beeinflussen.

Verwaltung wird von verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen verkörpert. In diesem Heft betrachten wir die strukturierende Funktion des organisationalen Handelns (vgl. die Beiträge von Lenger et al. und Söhn), die Entscheidungslogiken der öffentlichen Verwaltung (vgl. die Beiträge von Alber und Seeck) – für den historischen Ausblick (s. den Beitrag von Galanova) oder die Praktiken der Nachwuchsförderung (vgl. den Beitrag von Richter) als verschiedene Ausprägungen der Verwaltung und des Verwaltungshandelns. Schließlich werden die Auswirkungen dieses Handelns auf die Biographiegestaltungsprozesse im Beitrag von Kalff betrachtet.

In der Perspektive einer Forschung, die Biographie- und Lebenslaufforschung auf Grundlage von Verwaltungsdaten verknüpft, fokussiert Ina Alber in ihrem Beitrag eine wichtige methodologische Herausforderung. Alber zeigt, wie aufgrund von Verwaltungsdaten wissens- und biographiesoziologische Forschung betrieben werden kann. Dabei erscheint es besonders wichtig zu unterstreichen, dass im Zuge der Biographieanalyse die Forschung immer auf die Berichterstattung im Rahmen existierender Sinnzusammenhänge (v.a. Strukturen und Diskurse) angewiesen ist. Verwaltungen erteilen an die durch sie verwalteten Individuen einen „Auftrag“, indem sie zu einer bestimmten Art der Biographieschilderung auffordern. Durch die Vorgabe,

welche Daten erhoben werden, strukturieren Verwaltungen diese Daten nicht nur, sie produzieren vielmehr ein Wissen, das mit spezifischen Deutungen und Sinngebungen verbunden ist. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen existierenden Machtformationen, dem gesellschaftlich geteilten Wissen und den gesellschaftlich geführten Diskursen über dieses Wissen (vgl. Keller 2008: 186), die die Konstruktion individueller Biographien beeinflussen. So stellt Biographieforschung immer auch eine Form der Diskurs- (vgl. Rosenthal 2016) oder der Dispositivanalyse dar, die neben der Perspektive auf die eigene Biographie strukturelle Dimensionen einbeziehen muss. Dabei geht es bei der Verwaltung von Biographien immer mit um die Einschätzung, welche Inhalte „aufbewahrungswürdig“ sind. Und diese Einschätzung ist veränderlich, insofern als sie untrennbar mit jeweils aktuellen Diskursen und Darstellungen des vergangenen Geschehens verknüpft ist. Auch diese Information wird im individuellen Gedächtnis aufbewahrt, damit in einer spezifischen Form strukturiert, (de-/re-)konstruiert, immer wieder neu bewertet und mit neuen Sinnzusammenhängen verknüpft. Die ausgesuchten „Informationen“ werden (auch) von verschiedenen Verwaltungsinstitutionen wie beispielsweise Bildungseinrichtungen (re-)produziert und aufbewahrt. Sie können so institutionalisierte Macht im Sinne Popitz (1986) über individuelle Biographien ausüben. Sie haben das Potenzial, Biographien zu gestalten, wenngleich ihr Handeln bürokratischen Regeln und streng formalisierten Routinen folgen muss, um Legitimität zu erlangen.

Mit dem Spannungsfeld von Verwaltung und individuellem biographischen Eigensinn ist auch der Beitrag von Kalf *Das „Projekt“ als Metapher der Biographie – Verwaltungslogik und Selbstwerdung* beschäftigt. Seine Überlegungen finden ihren Ausgangspunkt in gesellschaftlichen Transformationsdynamiken, der mit diesen verbundenen Fragmentierung der Institution des dreigeteilten Lebenslaufs und mit dieser einhergehenden neuen Anforderungen an die kreative Gestaltung individueller Biographien. Kalf analysiert mögliche Implikationen und verwaltende Funktionen der Projektrhetorik in Biographien. Im Zentrum des Beitrags steht die Projektmetapher als Bezugspunkt einer modernen Rechtfertigungsordnung sowie fragmentierter Lebensentwürfe (im Wissenschaftsdiskurs wie der ‚realen Welt‘). Demzufolge stellen Projekte unter Voraussetzung individualisierter Lebensverhältnisse eine geeignete Metapher im Sinne einer gewonnenen „Regel der Reflexion“ (Blumenberg 2013) für sogenannte „entgrenzte“ oder „pluralisierte Lebensentwürfe“ dar. Kalf fasst mit Blumenberg die Projektmetapher als „Substruktur des Denkens“ einer biographischen Strukturierung, die es erlaubt, Zeit zu befristen und biographische Diskontinuität zu realisieren. Mit Boltanski und Chiapello (2007) befindet sich ein neuer, dem Modell der projektbasierten Organisation nachgebildeter Rechtfertigungsmodus (normativer Rahmen) im Entstehen. Dieser mache „Leben als Projekt(entwurf)“, d.h. sich und sein Leben als Projekt zu begreifen, zugleich lebbar und begründbar. Dabei werden Aspekte der Projektlogik (Planung und Strukturierung; Übernahme von Verantwortung; Einhaltung von Fristen und setzen von Deadlines) auf den Lebensentwurf übertragen, wobei immer auch die Möglichkeit des Scheiterns und des Neuanfangs besteht. Die Projektbiographie bezeichnet eine unstetige Existenz auf Zeit. So sind mit der angeführten Fragmentierung von Lebensentwürfen neue Freiheitsgerade, aber auch die Anforderung der Gestaltung dieser Fragmentierung im Biographieentwurf sowie die Legitimation ihrer Gestaltung in der Biographie vor sich selbst wie auch vor anderen verbunden. Der Projektbegriff „verlängert sich in die ‚reale Welt‘, in welcher die

projektspezifischen Eigenschaften zur Legitimations- und Orientierungsfolie der Existenz werden“ (Kalff in diesem Heft). Die Idee verwalteter Biographien wird bei Kalff greifbar in der Spannung zwischen dem Moment der Autonomie in der Tätigkeit des Entwerfens der individuellen Projektbiographie und den Momenten der Ordnung und Kontrolle durch die Projektmetapher selbst. Kalff schließt seine Überlegungen an historisch unterschiedliche Konnotationen des „Projektemachens“ bzw. des Begriffs des „Projektemachers“ an.

Ähnlich bilden unterschiedliche Konnotationen des Begriffs Glück und dessen Verwendung bereits bei Webers Ausführungen zu Wissenschaft als Beruf (Weber 1921) den Ausgangspunkt der Analyse von Caroline Richter. In ihrem Beitrag *Vom Glück der Berufung: „Glück“ als Topos in Berufsbiographien von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern* analysiert Richter Implikationen des Topos Glück für die Deutung und Gestaltung von Wissenschaftsbiographien und dessen sozialisatorische Funktion in Wissenschaftskarrieren. Diese Implikationen rekonstruiert sie basierend auf Auszügen aus problemzentrierten Interviews mit Nachwuchswissenschaftlerinnen und wissenschaftlern auf dem Weg zur Professur sowie mit Professorinnen und Professoren, die im Zuge der akademischen Selbstverwaltung für die Auswahl des wissenschaftlichen Nachwuchses zuständig sind und eine zentrale Rolle bei der Berufung neuer Professorinnen und Professoren spielen. Die erzählten Geschichten eines beruflichen und berufenen Werdens zeigen, dass neben der Idee von Glück als Zufall andere Deutungen des Begriffs einen wichtigen Bezugspunkt für die feldspezifischen Selbstentwürfe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bilden. Sie tun dies mithin auch für Strategien der Bewältigung einer prekären Erwerbsbiographie bzw. -perspektive. Dabei argumentiert Richter, dass der Einfluss der Universität als Arbeitgeberin sowie deren verwaltender zentraler Einheiten als strukturgebendes Element wissenschaftlicher Biographien in der Universität als Profibürokratie in den Hintergrund treten. Dieser strukturierende Einfluss werde trotz systemischer Reformen des Wissenschaftssystems seit den 1970er Jahren immer noch vor allem durch die Professorenschaft ausgeübt. Dies sei ihrer zentralen und mächtigen Position in der Universität wie auch der Scientific Community geschuldet (letztere als zentraler Bezugspunkt für wissenschaftliche Reputation und Netzwerke und somit Erfolg und Sichtbarkeit im Berufungsfeld). Die Universität bietet den (formalen) organisationalen Rahmen, in dem spezifische habituelle Anforderungen als Selektionskriterien wirksam werden. Dabei stellt der Beitrag nicht Aspekte wie Können oder Leistung als unerlässliche Bedingungen für einen akademischen Werdegang in Frage. Er hinterfragt vielmehr, wie diese Aspekte in den erzählten und somit gedeuteten individuellen Erlebnissen des wissenschaftlichen Nachwuchses im Verhältnis zum Topos Glück stehen und welche Rückschlüsse hieraus auf organisationale Strukturen und die durch sie gestellten Anforderungen an wissenschaftliche Berufsbiographien und biographische Selbstentwürfe gezogen werden können.

Wie Richter nehmen auch Lenger et al. in ihrem Beitrag *„Dann hat sich die Universität doch entschlossen mir eine Dauerstelle zu geben“ – Eine Agency-Analyse zum Erleben der Strukturiertheit wissenschaftlicher Karrieren im akademischen Feld* eine subjektzentrierte Analyseperspektive ein. Sie nutzen durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vorgenommene subjektive Situationsdeutungen auf dem Weg zur Professur (bzw. retrospektiv über diesen Weg), um Rückschlüsse auf verwaltende Strukturen des wissenschaftlichen Feldes zu ziehen. Richter findet lediglich verdeckte

Erzählungen strategischen Handelns, die aufgrund der wirkmächtigen *Illusio* des akademischen Feldes nur schwer thematisierbar erscheinen. Demgegenüber arbeiten Alexander Lenger, Mila Obert, Christoph Panzer und Hannes Weinbrenner heraus, dass die Narration der professoralen Biographie als strategische Wahl auch als Muster der Erzeugung von Handlungsmächtigkeit und Bewältigung im Umgang mit subjektiven Erfahrungen stark strukturierender Einflüsse im Wissenschaftsfeld interpretiert werden kann. Ausgehend vom subjektiven Erleben dieser Strukturen durch Professorinnen und Professoren sowie deren individuellen Bewältigungsstrategien im Umgang mit diesen sollen die „strukturierenden Strukturen“ (Bourdieu 1987) des Feldes und mit ihnen Logiken und Strukturzwänge des deutschen Hochschulwesens aufgeschlüsselt werden. Der Verwaltungsmacht dieser Strukturzwänge wird das individuelle strategische Handeln entgegengesetzt, im Spannungsfeld dieser Bereiche entstehen akademische Biographien. Dieser widersprüchliche und non-lineare Entwicklungsprozess einer akademischen Biographie steht im Zentrum dieses Beitrages. Hierzu nutzen die Autorinnen und Autoren narrative Erzählungen von Professorinnen und Professoren über ihren Entwicklungsweg als Forschungspersönlichkeiten, um diesen Erzählungen korrespondierende Sinnstrukturen zu entdecken. Im Zentrum der Analyse stehen linguistische Konstruktionen von Agency (Lucius-Hoene 2012) als subjektive Zuschreibungen von Handlungsmächtigkeit im Wissenschaftsbetrieb, die auf einem Kontinuum zwischen Selbstkonstruktionen als selbständiges, autonomes Subjekt einerseits und passivem Subjekt ohne Agency andererseits angesiedelt sein können. Zu erwarten seien aufgrund der klassischen wissenschaftlichen *Illusio* – dem kollektiven Glauben an universale Wahrheitssuche in der Wissenschaft, die Anerkennung für individuelle Leistungen bei der Suche zollt (Bourdieu/Passeron 1971; Bourdieu 1988) – professorale Selbstkonstruktionen erkenntnisgewinngetriebener, handlungsmächtiger Agenten. Laut Lenger et al. belegen die von ihnen analysierten narrativen Passagen trotz der ansonsten in vielerlei Hinsicht kontrastreichen Biographien und biographischer Erzählungen der interviewten Professorinnen und Professoren ähnliche subjektive Erfahrungen einer starken Strukturierung des Karriereweges im akademischen Feld.

Alle Fälle weisen gewissermaßen eine Flaschenhals-Erfahrung auf, die von Handlungsaktivitäten in der frühen Studien-, und Promotionsphase sowie in der an die Entfristung anschließenden Professur geleitet ist. Die Postdoc-Phase hingegen wird durchgängig als Verengung oder Fehlen von Handlungsmacht konstruiert (Lengler et al. in diesem Heft).

Allerdings ergeben sich gravierende Unterschiede in den spezifischen biographischen Einbettungen bzw. den identifizierbaren Modi der Bewältigung dieser Erfahrungen, die mit der Erzeugung individueller Handlungsmacht und -optionen verbunden sein können, aber nicht müssen.

Auch Söhn nimmt in ihrem Beitrag *Die institutionelle Bewertung von Erwerbsbiographien durch die Gesetzliche Rentenversicherung und die finanziellen Konsequenzen. Längsschnittanalysen zu Zugewanderten in Deutschland* das eigentliche Verwaltungshandeln kritisch in den Blick. Sie stellt zunächst fest, dass staatliche Institutionen selten die holistische Perspektive auf individuelle Biographien ihrer Bürgerinnen und Bürger einnehmen (können). Zum einen würde die Übernahme einer solchen

Perspektive die administrativen Abläufe verzögern bzw. ineffizient machen, zum anderen würden darunter die Transparenz und die Einheitlichkeit der Verwaltungsentscheidungen leiden. Die rechtstaatliche Norm der Gleichbehandlung aller Bürgerinnen und Bürger verlangt von Verwaltungen – so Söhn – einen befremdeten Blick, orientiert an standardisierten Kategorien statt an individuellen Sinn- und Logikzuschreibungen. Subsysteme der Verwaltung – hier das System der Sozialversicherung und Daseinsfürsorge und darin der Rentenversicherung – entwickeln für sie spezifische und charakteristische Logiken und Regeln, welche Aspekte des Lebens(ver)laufs als Grundlage für Verwaltungsentscheidungen dienen. Dabei nehmen Verwaltungsentscheidungen schwerpunktmäßig Bezug auf (sozial) konstruierte Normen (z.B. in Bezug auf das „normale Alter“ zur Absolvierung bestimmter Statuspassagen), die unter anderem auch historisch variabel an institutionellen, ökonomischen oder sozialen Rahmenbedingungen orientiert sind. Der Raum für individuelle Bedürfnisse und Wünsche fehlt in solchen Verwaltungsbiographien. Dabei zeigt Söhns Analyse, wie die selektive oder auch fehlende Erfassung von Aspekten der Biographie (wie beispielsweise die Anerkennung von Rentenanwartschaftszeiten abhängig vom Herkunftsland von Migrantinnen und Migranten) weitreichende Konsequenzen nach sich zieht. Die Orientierung auf die normative Dimension der Biographien eröffnet zahlreiche Möglichkeiten für ideologische Einflüsse bei der Verwaltung der Individualität.

Das Verhältnis zwischen organisationalen Anforderungen, Ideologien und individuellem biographischen Handeln wird auch im Beitrag von Galanova *Das Leben unter Verdacht. Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit als Quelle „deviantter Biographien“* angesprochen. Anhand von Transkripten von durch das Ministerium für Staatssicherheit durchgeführten Verhören und abgehörten Telefonaten zeigt sie Prozesse der Konstruktion von Verwaltungsbiographien als fremdgenerierte und fremdgesteuerte Lebensgeschichten auf. Die Konstruktionsleistung verweist auf ein Spannungsfeld zwischen legitimatorischen Bemühungen um „Objektivität“ bei gleichzeitigem Bemühen um die Bedienung struktureller und organisationaler Anforderungen (etwa durch Zuschreibungen von Motiven der in Form von Stasi-Akten verwalteten Personen). Dabei nimmt Galanova insbesondere die institutionellen Aufgaben des Ministeriums für Staatssicherheit als geheimdienstliche Organisation in den Blick und rekonstruiert mit Hilfe der ethnomethodologischen Textanalyse den Einfluss des verwalterischen Auftrages auf die Konstruktion biographischer Texte und die Re-Konstruktion biographischer Sinnzusammenhänge. Darüber hinaus verdeutlicht dieser Beitrag noch einmal die erheblichen Kontraste, wie, in Bezug worauf und unter Einbeziehung welcher Aspekte Biographien kontextabhängig von konkreten Organisationen konstruiert werden.

Auch Frances Seeck beschäftigt sich in ihrem Beitrag *Akte Lebensende. Die Verwaltung marginalisierter Biographien im Kontext ordnungsbehördlicher Bestattungen* mit dem Einfluss von Verwaltungshandeln auf Biographien. Seeck fokussiert Logiken ordnungsbehördlicher Bestattungen und beschreibt widerständige Praktiken, die zum Ziel haben, wieder neue Räume für Trauer und Abschiednahme bei in der Regel unfreiwillig anonymen Bestattungen zu öffnen. Auch das Lebensende wird von Verwaltungshandeln begleitet. Beziehen sich vorhergehende Autorinnen und Autoren etwa auf neue Managementstrategien im Zuge eines New Public Management von Hochschulen (vgl. Richter in diesem Heft) oder eines neuen wissenschaftlichen Kapitalis-

mus (vgl. Lenger et al. in diesem Heft), interpretiert Seeck durch Ordnungsbehörden organisierte Bestattungen im Sinne einer Neoliberalisierung des Sterbens. Mit der Abschaffung des Sterbegeldes in 2004 wurde eine Individualisierung der Bestattungsvorsorge eingeleitet und somit die Verantwortung für die Sicherung einer „würdigen“ Bestattung zum Individuum und dessen Angehörige verschoben, unabhängig von der jeweiligen ökonomischen Situation. Dabei seien Trauer wie Betrauerbarkeit der Verstorbenen – das Ob und dessen Voraussetzungen – gesellschaftlich neu hergestellt worden. So stelle auch Trauer um Verstorbene keine anthropologische Grundkonstante dar, vielmehr habe erst im 19. Jahrhundert eine Entwicklung zu einer „sentimentalen und romantisierende[n] Haltung zum Sterben“ (Seeck in diesem heft) stattgefunden. Dabei wiesen Veränderungen verwaltungsrechtlich gesteuerter Praktiken mit Abschaffung des Sterbegeldes in Deutschland 2004 sowie die mit ihr verbundene Zuweisung von Verantwortung an Hinterbliebene diskriminatorische Züge auf. Von dieser Form des Lebensabschieds seien insbesondere Personen mit devianten Biographien betroffen, zumeist aufgrund von Armut. Betroffen sein könnten aber auch Menschen, deren engste Bezugspersonen nicht durch formale Beziehungen, sondern durch Wahlverwandschaft bestimmt seien. In diesem Verwaltungsakt der finalen Abwicklung von Biographie führt die Nicht-Nennung von Namen bei behördlichen Bestattungen zu einer Entwertung der Existenz und Auslöschung der Biographie. Nicht zuletzt spielt die namentliche Benennung Verstorbener eine wichtige Rolle bei der Betrauerbarkeit und Anerkennung der Person (Butler 2012). Seeck weist in diesem Zusammenhang auf die Notwendigkeit einer Schaffung alternativer Räume der Trauer hin, in denen „Menschen auch mit Wut, Alkoholfahren und Humor anwesend sein [können]“. Damit tritt die Biographie nicht nur in ein Spannungsverhältnis mit verwaltenden Strukturen, sondern verdeutlicht auch die Verwobenheit individueller Biographien untereinander.

Die „Dualität von Biographie“, d.h. das Spannungsfeld zwischen Individuellem und Sozialem bei der Lebensgestaltung, die Inbeziehungsetzung von „Selbst und Welt“ (Alheit 2010) schließen unweigerlich das Verwaltungshandeln mit ein. Diesem Spannungsfeld und den von ihm induzierten Veränderungsprozessen sowohl in den individuellen Biographien, dem subjektiven Biographieverständnis, aber auch längerfristigen strukturellen Veränderungen in Verwaltungsstrukturen und den Veränderungspotentialen ist dieses Heft gewidmet. Wir hoffen, dass die hier gesammelten Beiträge einige Fragen beantworten, andere neue Fragen aufwerfen und eine Diskussion zu diesem zentralen Bereich des gesellschaftlichen Zusammenlebens anregen.

LITERATUR

- Alheit, Peter (2010): Identität oder ‚Biographizität‘? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsbildung. In: Birgit Griese (Hg.): *Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung*, Wiesbaden: VS, 219-250. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92488-5_11
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (2002): *Individualization: Institutionalized Individualism and its Social and Political Consequences*, London: Sage.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Blumenberg, Hans (2013): *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot (2007): *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft.*, Hamburg: Hamburger Edition.
- Breckner, Roswitha und Susanne Rupp (2002). *Discovering biographies in changing social worlds: the biographical-interpretative method.* In: Prue Chamberlayne, Michael Rustin and Tom Wengraf (Hg.): *Biography and Social Exclusion in Europe*, Bristol: Polity Press, 289-308. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1t8982m.21>
- Bourdieu, Pierre (1987/1980): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Jean-Claude Passeron (1971/1964): *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*, Stuttgart: Klett.
- Bührmann, Andrea D. (2010). "The Death of the Subject" and its Sociological Rebirth as Subjectivation. In: Andrea D. Bührmann: *Care or control of the self?* Norbert Elias, Michel Foucault, and the subject in the 21st century. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publ., 14-35.
- Butler, Judith (2012): *Can one lead a good life in a bad life?* Adorno Prize Lecture. <http://www.kritische-organisationsforschung.de/?p=1079> (2.4.2017).
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): *Warum Biographieanalyse und wie man sie macht.* In: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 17 (4), 405-427.
- Haas, Marita, Sabine T. Koeszegi und Eva Zedlacher (2016). *Breaking Patterns? How Female Scientists Negotiate their Token Role in their Life Stories.* In: *Gender, Work & Organization* 23(4), 397-413. <https://doi.org/10.1111/gwao.12124>
- Hanses, Andreas (2011): *Biographie und Subjekt – Annäherungen an einen komplexen und widerspruchsvollen Sachverhalt.* In: Heidrun Herzberg und Eva Kammler (Hg.): *Biographie und Gesellschaft. Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst.* Frankfurt am Main: Campus Verlag, 333-349.
- Kohli, Martin (1985): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1), 1-29.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2012): „Und dann haben wir’s operiert“. Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In: Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niemann (Hg.): *Agency. Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie*, Weinheim: Juventa, 40-70.
- Mayer, Karl Ulrich und Martin Diewald (2007): *Die Institutionalisierung von Lebensverläufen.* In: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch.* Stuttgart: Kohlhammer, 510–539.
- Popitz, Heinrich (1986): *Phänomene der Macht. Autorität, Herrschaft, Gewalt, Technik.* Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Rosenthal, Gabriele (2004). *Biographical research.* In: Clife Seale, Giampietro Gobo, Jaber F. Gubrium und David Silverman (Hg.): *Qualitative Research Practice.* London: Sage, 48-64. <https://doi.org/10.4135/9781848608191.d7>
- Rosenthal, Gabriele (2016). *Die Erforschung kollektiver und individueller Dynamik. Zu einer historisch und prozess-soziologisch orientierten interpretativen Sozialforschung.* In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 17, 2.
- Rustin, Michael und Prue Chamberlayne (2002). *Introduction: from biography to social policy.* In: Prue Chamberlayne, Michael Rustin und Tom Wengraf (Hg.): *Biography and Social Exclusion in Europe*, Bristol: Polity Press, 1-22. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1t8982m.6>
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (2003): *Strukturen der Lebenswelt.* Konstanz: UVK.

- Schütze, Fritz (2008). Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews. Part I+II. European Studies on Inequalities and Social Cohesion.
- Sommer, Ilka (2015). Die Gewalt des kollektiven Besserwissens. Kämpfe um die Anerkennung ausländischer Berufsqualifikationen in Deutschland. Bielefeld: Transcript.
<https://doi.org/10.14361/9783839432921>
- Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (2005): Einleitung. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS, 7-20.
https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6_1
- Weber, Max (1921): Wissenschaft als Beruf. München, Leipzig: Duncker & Humblot.

Sinn und Ordnung

Biographien als Deutungsmuster im Diskurs

Ina Alber

Einleitung: Biographien als Konstruktionen erster und zweiter Ordnung

Als „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli 1985) tritt den Gesellschaftsmitgliedern die Typisierung Biographie in unterschiedlichen Situationen entgegen. Eine der geteilten Grundannahmen der ansonsten breit gefächerten Biographieforschung(en) lautet, Biographie als soziales Konstrukt zu begreifen,

das Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervorbringt, aber dabei immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen verweist, die ihrerseits u.a. mit Hilfe biographischer Einzelfallanalysen strukturell beschrieben und re-konstruiert werden können (Dausien et al. 2005: 7 f.).

Diese vor allem in Disziplinen wie der Soziologie und Erziehungswissenschaft entwickelte Auffassung fußt unter anderem auf den proto-soziologischen Überlegungen von Alfred Schütz, Thomas Luckmann und Peter L. Berger zur sozialen Konstruktion der Wirklichkeit (Berger/Luckmann 2004; Schütz/Luckmann 2003). Als Teil einer intersubjektiven Kulturwelt reproduziert und transformiert der Mensch durch seine Handlungen stetig seine soziale Wirklichkeit, die ihm in Form von gesellschaftlichen Diskursen, Strukturen und Objektivationen als gegeben gegenübertritt. Als ein Muster des Deutens und Handelns liefert das Konstrukt Biographie Antworten auf die erfahrbare Zeitlichkeit und Endlichkeit des Lebens und dient der Problemlösung dessen, wie diese Zeit gefüllt werden soll. Biographien werden als Lösung für das gesellschaftliche Integrationsproblem verstanden. Sie fungieren als Herrschaftslegitimation unterschiedlicher politischer Ordnungen und werden durch moderne Verwaltungen generiert und dokumentiert (vgl. Alheit/Dausien 1992: 163).

Wenn Biographien als soziale Konstrukte konzipiert werden, stellt sich die Frage für Biographieforscherinnen und -forscher, welche soziale Wirklichkeit durch die Rekonstruktion von Biographien deutend verstanden wird. Denn Aufgabe der Sozialwissenschaften ist es, diese sinnhaften Konstruktionen erster Ordnung der Gesellschaftsmitglieder durch methodologisch kontrollierte Konstruktionen zweiter Ordnung deutend zu verstehen. Die Antwort auf diese Frage hängt mit dem Vorhandensein der Protokolle dieser Konstruktionen erster Ordnung in Form von biographischen Daten aus spezifischen sozio-historischen Kontexten eng zusammen (vgl. Soeffner 2004). Biographische Daten sind nicht nur Zeitpunkte im chronologischen Lebenslauf, sondern auch an Familien- oder Religionszugehörigkeit orientierte Ordnungs-

muster, die gleichermaßen als Orientierungspunkt für die Organisation historisch spezifischer politischer Systeme und als rekonstruierbares Datenmaterial für sozialwissenschaftliche Forschung gelten können. Mein Verständnis von biographischen Daten knüpft an das Konzept der objektiven biographischen Daten von Oevermann, Allert und Konau (1980) sowie Rosenthal (1995) an. Es handelt sich dabei um eine chronologische Aufstellung der Ereignisdaten, die nicht an die Interpretation der Biographinnen und Biographen gebunden, sondern (potenziell) durch andere Quellen überprüfbar sind (u.a. Geburt, Schulein- und austritte, Krankheiten oder Berufswechsel). Diese biographischen Daten werden im Alltag beispielsweise durch bürokratische Verwaltungen als Konstruktionen erster Ordnung generiert und dokumentiert. In diesem Beitrag liegt der Fokus darauf, wie diese Daten als Konstruktionen zweiter Ordnung von Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern unter Berücksichtigung des Entstehungs- und Tradierungszusammenhanges analysiert werden können. Als Analyseinstrument schlage ich im Folgenden die Ebene von Deutungsmustern vor, die wiederum mit je spezifischen sozio-historischen Handlungsproblemen und Handlungsmustern triadisch verknüpft und in Diskursen organisiert sind (vgl. Alber 2016c). Die Musterdeutungen und -lösungen für typisierte Probleme lagern sich im sozialen Konstrukt Biographie ab und lassen sich anschließend rekonstruieren. Der Zusammenhang von Biographie, Deutungsmuster und Diskurs wird im folgenden Abschnitt näher ausgeführt. Anschließend wird die Bedeutung historisch-spezifischer Kontexte für die Analyse von Biographien und Diskursen herausgestellt. Mit dem empirischen Beispiel von verwalteten biographischen Daten aus Polen wird das Thema Triangulation in der Biographieanalyse verdeutlicht.

Biographie als Deutungsmuster im Diskurs

Peter Alheit und Bettina Dausien (1992) stellen in einem Sammelband zum Thema Deutungsmuster die Frage, ob Biographie ein solches sei. Sie verstehen Deutungsmuster als

soziale Wissensbestände, Sets von Typisierungen, die uns zur Interpretation und Bewältigung von problematischen Situationen der Sozialwelt zur Verfügung stehen [... Sie, I.A.] gehören in der Regel zu den institutionalisierten Wissensformen moderner Gesellschaften, die zur Sicherung der Stabilität sozialer und politischer Systeme benötigt werden (Alheit/Dausien 1992: 166).

Biographie sei ein viel komplexeres Phänomen, das historisch je spezifische Funktionen erfüllt, so Alheit und Dausien weiter. Unter Berücksichtigung von institutionalisierten Redeweisen wie der Beichte oder der Darstellung eines Lebens vor Gericht machen sie deutlich, dass Biographie nur unter Bezugnahme auf sozial institutionalisierte Deutungsmuster sinnvoll und kommunizierbar wird.

Doch welche Gründe lassen sich für die Persistenz des Deutungsmusters Biographie im gesellschaftlichen Wissensvorrat ausmachen? Dazu schlage ich vor, Deutungsmuster nicht isoliert als bloße Arrangements von Typisierungen zu betrachten, sondern in ihrer Verbundenheit mit Handlungsmustern, die sie gleichermaßen generieren und repräsentieren (Soeffner 2004: 23 f.), und den Handlungsproblemen, die sie zu lösen suchen, zu analysieren (Alber 2016c: 70, 278 ff.; Oevermann 2001). Das

gesellschaftliche Problem, das durch Biographie gelöst werden soll, kann allgemein als Integrationsproblem – als die Einbindung von Individuen in gesellschaftliche Diskurse, Deutungs- und Handlungsmuster und damit ihre Sozialisation als Gesellschaftsmitglieder – gefasst werden. Wie auch Wolfram Fischer-Rosenthal und Gabriele Rosenthal (1997: 406) argumentieren, liefern „institutionalisierte Laufbahn- und Karrieremuster“ eine Antwort auf das durch zunehmende soziale Differenzierung entstehende Integrationsproblem. Durch das Deutungsmuster Biographie werden bestimmte Handlungsmuster bereitgestellt, welche durch sozialisatorische Instanzen wie Schule und Ausbildung geprägt werden und den Eintritt ins Erwerbsleben oder ins Rentenalter regulieren (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997). Doch nur durch das stetige Deuten durch die Gesellschaftsmitglieder „leben“ die Deutungsmuster weiter. Menschen verleihen ihren Erfahrungen durch Biographien Sinn und handeln entsprechend. Biographie als Deutungsmuster ist dadurch persistent und wirkmächtig, dass es in alltäglichen Situationen Deutungen und Handlungen ermöglicht, die sinnstiftend sind und auf große menschliche Fragen nach der Endlichkeit und nach der sozialen Integration Antworten liefern. Die Erklärungskraft des wirkmächtigen Fortbestehens des Deutungsmusters Biographie lässt sich durch die Konzeption der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit meines Erachtens noch weiter verstärken.

Die protozoziologischen Überlegungen zur sozialen Konstruktion von Wirklichkeit von Alfred Schütz, Peter L. Berger und Thomas Luckmann nennen nicht explizit den Diskursbegriff. Reiner Keller (2008) verdeutlicht in seinen Grundlagen des Forschungsprogramms der wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) die Passfähigkeit der sozialkonstruktivistischen Überlegungen von Schütz, Berger und Luckmann mit der Diskurstheorie Michel Foucaults. Die WDA verknüpft das Konzept von objektivierten Wissensbeständen in der phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie mit dem Foucault'schen Ansatz zur Interdependenz von Wissen, Macht und Diskursen. Letzteres wird folgendermaßen definiert:

Der Begriff „Diskurs“ bezeichnet strukturierte und zusammenhängende (Sprach-) Praktiken, die Gegenstände und gesellschaftliche Wissensverhältnisse konstituieren. Einzelne diskursive Ereignisse aktualisieren diesen Zusammenhang. Die Diskursperspektive richtet sich auf die Ebene der gesellschaftlichen Wissensformationen und -politiken, deren Konturen, Genese, Entwicklung, Regulierungen und Folgen („Machtwirkungen“)(Keller 2008: 186).

Zieht man zur WDA die Deutungsmusteranalyse hinzu, so werden Deutungsmuster nicht nur in ihrer Verknüpfung mit Handlungsproblemen und Handlungsmustern, sondern auch als in Diskursen organisierte Wissensbestände konzipiert. Michael Schetsche und Ina Schmied-Knittel machen zur Verknüpfung von Diskurs- und Deutungsmusteranalyse folgende Aussage:

In unserem Verständnis benennt „Deutungsmuster“ keine beliebige, sondern die zentrale handlungsleitende Form jenes Wissens, das in Diskursen prozessiert wird (Schetsche/Schmied-Knittel 2013: 33).

Keller (2014: 156 f.) schlägt vor, Deutungsmuster als heuristisches Konzept mit einer Brückenfunktion zwischen Alltagswissen, Alltagspraxis und Diskursen zu begreifen.

Biographie als Deutungsmuster verweist in dieser Konzeption sowohl auf die Diskurse als auch deren Aktualisierung in den biographischen Daten einzelner Gesellschaftsmitglieder. Biographische Daten und Erzählungen liefern daher über das Brückenkonstrukt des Deutungsmusters stets Hinweise auf unterschiedliche Diskurse, die Wissen organisieren und durch die Aktualisierungen fortbestehen bzw. transformiert werden. Dieser Zusammenhang von Biographie- und Diskursforschung wird in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften seit einigen Jahren unter Bezugnahme auf unterschiedliche Fragestellungen fruchtbar diskutiert.¹ So konstatiert beispielsweise Gabriele Rosenthal:

Für eine Biographieforschung, die dem Wechselverhältnis zwischen Individuen und Gesellschaft gerecht werden will, gilt es, die hinter dem Rücken der Akteure wirksamen Regeln der Diskurse und deren Wandel in den Lebenserzählungen aufzuspüren. Biographieanalyse ist in diesem Sinn immer auch eine Form von Diskursanalyse (Rosenthal (2008: 172).

Es mag etwas zu einseitig formuliert sein, Diskurse „hinter dem Rücken der Akteure“ zu verorten. Denn Akteure und Akteurinnen sind diesen Diskursen „hinter ihrem Rücken“ nicht ausgeliefert, sondern wenden sich bestimmten Diskursen aus biographischen Gründen zu und reproduzieren sowie transformieren sie (vgl. Alber 2016b). Doch verweist dieses Bild darauf, dass Diskurse häufig nicht bewusst formuliert werden können, aber dennoch wirkmächtig sind. So werden Gesellschaftsmitglieder durch das in Diskursen organisierte Deutungsmuster Biographie angehalten, ihr Handeln zu reflektieren, in biographischen Daten zu formulieren, zu verzeitlichen und zu sequenzieren sowie sich am Ideal der Bildungs- und Berufskarriere des bürgerlichen Mannes zu orientieren (vgl. Alheit/Dausien 1992: 168). Durch alltägliche Handlungs- und Deutungsmuster wie Tagebucheinträge, Anamnesegespräche oder Memoiren werden die narrativen Fähigkeiten „geschult“, um Handlungsabläufen und Zeitlichkeit Sinn zu verleihen (vgl. Fuchs-Heinritz 2005). Soziale Institutionen wie Schulen, Behörden, Versicherungen oder private und öffentliche Arbeitgeber gewährleisten die formalisierte Sicherung bestimmter biographischer Daten in ihren Relevanzsystemen. Diese Daten stehen in der Regel auch Biographieforschenden zur Verfügung. Mit biographisch-narrativen Interviews als methodisch kontrollierten Instrumenten der Datenerhebung und dem Erstellen eines Protokolls in Form von Tonaufnahmen und Transkripten können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler außerdem biographische Daten gewinnen. Sie orientieren sich dabei üblicherweise am Relevanzsystem der Interviewten und nicht dem ihrer Organisation (vgl. Schütz 2004).

Für jede Hinwendung zu den biographischen Daten liegen besondere Bedingungen vor, die von Diskursen geprägt sind. Besonders in der phänomenologisch geprägten Erinnerungs- und Erzählforschung wird das Konzept vertreten, dass Erinnerungen nicht als statische Fakten im Gedächtnis abgelegt werden, sondern als Erinnerungsnoema in Form eines Phänomens bestehen, das seine Bedeutung erst durch den noetischen Akt der Zuwendung und Reformulierung in der Narration erhält (vgl. ausführlich Rosenthal 1995). Ob meine Lebensgeschichte für die Wissenschaft von Interesse ist, ich sie meinem Therapeuten erzähle oder für meine Sachbearbeiterin bei der Ar-

1 -Vgl. für eine Übersicht Alber (2016c: 29) sowie die Beiträge in Tuidier/Spies (2017).

beitsagentur formuliere, wird durch spezifische Diskurse geprägt und bedingt auch die Gestalt der Biographie, die damit an der Schnittstelle von Individuellem und Kollektivem entsteht. Die Konstruktion von Biographie ist durch kollektive Deutungsmuster und die Organisation des Sozialen insgesamt gekennzeichnet und historisch je unterschiedlich.

Durch das Diskurskonzept ist es ferner möglich, die Macht- und Herrschaftsfrage für das Deutungsmuster Biographie und die herrschaftslegitimierende Funktion von Biographien stärker zu berücksichtigen. Heinrich Popitz (1986: 37) formuliert Herrschaft als institutionalisierte Macht. Er bezieht sich auf Max Weber, der Herrschaft dahingehend definierte, bei einer „angebbaren Gruppe von Menschen Gehorsam zu finden“ (Weber 2006: 214). Weber sieht den „reinsten Typus der legalen Herrschaft“ in der „modernen Gesellschaft“ durch die bürokratische Verwaltung begründet (ebd.: 222). Herrschaftslegitimation in Staat und Gesellschaft erfolgt also in dieser idealtypischen Beschreibung über den Aufgaben und Hierarchien verpflichteten, vertraglich gebundenen Beamten. Trotz dieser idealtypischen Herrschaftsausübung der bürokratischen Beamtschaft sind auch diese als soziale Wesen dem Deutungsmuster Biographie verbunden bzw. verpflichtet. Zum einen werden Eintritt, Verbleib und Austritt dieser Beamtinnen und Beamten in bzw. aus der Verwaltungsorganisation über biographische Marker reguliert (vgl. Schilling 2015). Zum anderen sind die Gesellschaftsmitglieder, die verwaltet werden, ebenso in ihrem Alltagshandeln vom Deutungsmuster Biographie bestimmt. Bürokratische Verwaltungen dienen wie Biographien als Instrumente der Herrschaftslegitimation und werden wechselseitig sowohl generiert als auch repräsentiert. Sie fungieren als wirkmächtige Herrschafts- und Legitimitätsinstanzen, die Biographien mitgestalten und -verwalten. In ihnen werden Biographien zur Integration von Individuen in Gesellschaft genutzt und gleichzeitig biographische Daten generiert sowie archiviert. Bei der Rekonstruktion von Biographien stellt sich daher stets die Frage, welche Daten beispielsweise in welchen Verwaltungszusammenhängen generiert wurden und ob sie zugänglich sind. Je nachdem, welche biographischen Daten zur Verfügung stehen, lassen sich unterschiedliche Typisierungen und Wissensvorräte über diese sozialen Konstrukte erschließen. Dies möchte ich nachfolgend an zwei Beispielen aus biographischen Studien verdeutlichen, um daraus die Bedeutung von Triangulation in der Biographieanalyse abzuleiten.

Historisch-spezifische Biographien und diskursive Kontexte

Rekonstruktive Biographieforschung unterschiedlicher Disziplinen liefert empirische Studien über die Interdependenz von Biographien und diskursiven Kontexten. Ein historisch-spezifischer Fall ist die Zeit des Nationalsozialismus, über die sowohl durch schriftliches Akten- und Archivdatenmaterial als auch durch biographisch-narrative Interviews Datenmaterial erhoben werden kann bzw. konnte (u.a. Müller-Botsch 2009; Rosenthal 1990; Völter 2003). Ein empirisches Beispiel für die Rekonstruktion von sozialer Ordnung eines herrschaftslegitimierenden Systems, sozialen Handelns einzelner Akteuren und sozialen Wandels von NS-Zeit zur Entnazifizierung bietet die Studie von Christine Müller-Botsch (2009). Sie untersuchte die schriftlichen, selbstverfassten Lebensläufen von NSDAP-Funktionären der unteren Führungsebene und kontrastierte diese mit Angaben aus den Personalfragebögen der Partei vor

1945, mit den verschriftlichten mündlichen Selbstdarstellungen im Entnazifizierungsverfahren sowie mit zahlreichen weiteren historischen Quellen. Diese Lebensläufe entstanden in einem je spezifischen sozio-historischen Kontext und mit einem bestimmten Ziel. Für die Personalakten waren die NSDAP-Funktionäre vor 1945 mehrfach im zeitlichen Verlauf aufgefordert worden, schriftlich ihren Lebenslauf zu verfassen. Hierzu gab es einige formelle Vorgaben. Angaben zur Herkunftsfamilie, zur Konfession, zum Bildungsverlauf sowie zu beruflichen bzw. militärischen Stationen und Karrieren, aber auch Vermögens- und Familienverhältnisse wurden als wichtige Inhalte des Lebenslaufs formuliert. Aus dem schulischen Kontext waren diese Institutionalisierung des Lebenslaufs und seine schriftliche Form der Selbstdarstellung bereits bekannt (ebd.: 59-62). Zum Entstehungskontext der biographischen Daten in diesem Fall gehörte neben den formellen Vorgaben auch der Interaktionskontext. So fasst Müller-Botsch zum historisch-spezifischen Rahmen zusammen:

Es handelt sich um eine Kommunikation zwischen einer zur Herrschaftsinstitution gewordenen Partei und deren Funktionsträgern, die ein Jahr oder mehrere Jahre nach einem gewaltsam durchgesetzten Systemwechsel zu einer „modernen Diktatur“ stattfindet. [...] Sie steht auch im Kontext der Bürokratisierung der Partei nach der Machtübernahme, nicht etwa im Kontext einer innerparteilichen „Säuberungsphase“ oder einer für die Öffentlichkeit produzierten Selbstdarstellung, und kann in gewissem Sinne als Formalie angesehen werden (Müller-Botsch 2009: 63).

Diese Formulierung der Interaktionsebene ermöglicht, die Biographie in ihrem diskursiven Kontext zu rekonstruieren. Dieser historisch-spezifische Kontext verändert sich im Laufe des Lebens des Verfassers durch die politische Transformation 1945. Für die Entnazifizierungsakten legte Müller-Botsch (2009: 68) als Interaktionsebene ein Überprüfungsverhältnis dar. In diesem wurden das Verhalten des Belasteten bewertet und entsprechende Maßnahmen verhängt. Dies ist in den breiten und öffentlichkeitswirksamen Zusammenhang der Aufdeckung von NS-Verbrechen eingebettet. Dies arbeitete Müller-Botsch eindrücklich anhand einer intensiven Aktenanalyse und unter Anwendung der Prinzipien der biographischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal (1995, 2008) heraus. Sie macht deutlich, dass diese biographischen Daten auf bestimmte diskursive Kontexte und kollektive Phänomene verweisen, kann aber auch die Spezifika der jeweiligen Biographie in ihrem Zusammenspiel von kollektiven und individuellen Deutungs- und Handlungsmustern herausarbeiten. Die analytische Trennung der erlebten und erzählten Lebensgeschichte lieferte das Instrumentarium, um diese Gewordenheit der biographischen Selbstpräsentation in ihren diskursiven Kontexten zu rekonstruieren (vgl. Rosenthal 1995, 2016).

In der biographischen Datenanalyse, die an Kriterien objektiver Hermeneutik orientiert ist und Daten möglichst frei von Interpretationen der Befragten als überprüfbar sozio-historische Gegebenheiten analysiert, werden in diesem Verfahren in einem ersten Analyseschritt der biographischen Fallrekonstruktion Daten aus allen möglichen Quellen aufgenommen. Dies sind neben den Angaben zur Herkunftsfamilie und Gründungsfamilie oder zu Ausbildungs- und Berufslaufbahndaten aus dem Interview auch Informationen aus Gesprächen mit Familienmitgliedern, Archivmaterial, Gerichtsakten sowie historische und soziopolitische Kontextdaten (Radenbach/Rosenthal 2012:

4; Rosenthal 1995, 2008, 2016). Dieses Vorgehen ermöglicht, zunächst unabhängig von den Selbstthematisierungen und der Präsentation im mündlichen Interviewtext die Handlungsoptionen zum jeweiligen Zeitpunkt in der Biographie hypothesengeleitet, sequenziell und abduktiv zu rekonstruieren. Doch auch die aus anderen als der mündlichen Interviewquelle stammenden Daten sind nicht „wahrer“ oder „fester“ als die autobiographischen (vgl. Radenbach/Rosenthal 2012: 10). Sie ermöglichen vielmehr, die unterschiedlichen Optionen aufzuzeigen und zu rekonstruieren, dass auch die Daten der erlebten Lebensgeschichte trotz der Institutionalisierung des Lebenslaufs je nach diskursivem Kontext verschiedenartig dokumentiert werden.

Ein weiteres empirisches Beispiel dafür, dass sich je nach herrschaftslegitimierendem Kontext die Art der biographischen Daten unterscheidet, ist der von Niklas Radenbach und Gabriele Rosenthal (2012) diskutierte Fall aus einem Sample von Menschen aus der Südukraine, die einen ethnisch deutschen Familienhintergrund haben und schon vor 1945 in der Region lebten. Radenbach und Rosenthal stellen drei verschiedene Varianten objektiver biographischer Daten des Falles von Herrn Horvath dar, die sich teils gravierend unterscheiden, zum Beispiel was seine Wohnortwechsel zwischen 1930 und 1949 in sowjetischen Ländern und in Kriegsgebieten betrifft. Dies ermöglichte dem aus einer multinationalen Familie stammenden Interviewten, seine Lebensgeschichte je nach sozio-historischen Bedingungen und Diskursen, die Handlungsoptionen ermöglichten oder verschließen würden, zu entwerfen (Radenbach/Rosenthal 2012: 17). Diese biographischen Daten wurden aus Dokumenten, die unterschiedlichen Kontexten und Verwaltungseinheiten entstammten, und biographisch-narrativen Interviews generiert. Sie zeigen, dass es für die Rekonstruktion von sozialen Deutungs- und Handlungsmustern anhand von Biographien notwendig ist, „den Entstehungskontext der Daten und deren Perspektivität zu berücksichtigen“ (ebd.: 10). Dabei sollte es jedoch nicht darum gehen, die „richtigsten“ oder „objektivsten“ Daten zu finden, sondern darum, diese unterschiedlichen Materialien in der Rekonstruktion zusammenzufügen und auch in ihrer Widersprüchlichkeit zu erklären. Ein triangulierendes Vorgehen bietet meines Erachtens einen analytischen Rahmen, um dies zu systematisieren.

Triangulation in der Biographieanalyse – ein empirisches Beispiel aus Polen

Um als Sozialwissenschaftlerin die Komplexität der sozialen Konstruktionen zweiter Ordnung methodisch kontrolliert abbilden zu können, ist es sinnvoll, die (objektiven) biographischen Daten mit anderen zu kontrastieren. Eine Datentriangulation von verschiedenen schriftlichen und mündlichen Daten, wie Norman Denzin (1970) sie vorschlägt, bietet die Möglichkeit, unterschiedliche Perspektiven einzunehmen und sich so der Komplexität anzunähern. Dies ist allerdings nicht mit größerer Klarheit oder gar einer Validierung² von biographischen Daten zu verwechseln (vgl. Radenbach/Rosenthal 2012: 33). Vielmehr sind es gerade die Brüche und Fragezeichen, die zu unterschiedlichen Hypothesen und hermeneutischen Deutungen führen (vgl. Alber/Schiebel 2017). Merkmal dieser hermeneutischen Wissenssoziologie ist es gerade, Klarheiten zu zerstören und ungeschlossen zu bleiben (vgl. Soeffner 2004: 113). Der Mehrwert einer Triangulation von Daten und gegebenenfalls auch Forschenden,

2 Vgl. zur Validierungsdebatte und Triangulation bspw. Flick (2004); Denzin (2012).

Theorien oder Methoden (Denzin 1970: 301) liegt darin, systematisch unterschiedliche Perspektiven zusammenzuführen und je gegenstandsangemessen biographische Daten, Diskurse und sozio-historische Kontexte in ihrem Zusammenwirken zu analysieren. Dies ermöglicht einerseits, die Forschungsergebnisse besser nachvollziehbar zu machen. Andererseits werden dadurch auch hegemoniale Diskurse herausgefordert und „klare Wahrheiten“ vor allem über vergangene Phänomene aufgebrochen. Gerade in der Kontrastierung und Kombination verschiedener schriftlicher und mündlicher Daten liegt die Stärke der Biographieforschung, Außenseiterstimmen hör- und sichtbar zu machen (Alber 2016a; Alber/Schiebel 2018; Pohn-Weidinger 2014; Radenbach/Rosenthal 2012; Schiebel 2011).

Doch welche Arten von diskursiven biographischen Daten können für die Triangulation genutzt und womit können sie kontrastiert werden? Zunächst bieten sich die in staatlichen oder privaten Archiven gelagerte Akten an, die als Beiprodukt einer bürokratischen Verwaltung entstehen und für Forschungszwecke zugänglich sind. Doch zu bestimmten herrschaftslegitimierenden Praktiken oder staatlichen Maßnahmen sind schriftliche Quellen häufig trotz einer bürokratischen Verwaltung kaum vorhanden oder für die Forschung (noch) nicht – oder nur unter restriktiven Bedingungen – zugänglich. In anderen Fällen regeln zu Recht Datenschutzgesetze den Zugriff auf personenbezogene Informationen. So dürfen beispielsweise die Stasi-Akten in Deutschland nur mit Zustimmung der noch lebenden Betroffenen für wissenschaftliche Zwecke eingesehen werden (vgl. BStU 2017). Das verschriftlichte und verwaltete Material, das der Forschung zur Verfügung steht, ist jedoch immer eine zufällige Stichprobe. Die „Lücken“, die unterschiedliche verwaltete Quellen und Biographien enthalten, bleiben immer bestehen. Gerade das ist für die rekonstruktive Soziologie jedoch kein Manko, sondern Teil der Rekonstruktion einer vielschichtigen Wirklichkeit. Die Erhebung von biographisch-narrativem Interviewmaterial bietet eine Möglichkeit, mündliche Quellen zu erschließen und Erfahrungen, Wissen und Diskurse, die teils gegenläufig zu den schriftlichen Informationen sind, zu dokumentieren und zu analysieren.

Welche Möglichkeiten sich durch den Wandel von Politik- und Verwaltungssysteme für Forschende bieten, konnte ich bei der Triangulation von wissenssoziologischer Diskursanalyse und biographischen Analysen von Familien- und Lebensgeschichten von polnischen Zivilgesellschaftsaktivistinnen und -aktivisten erleben (Alber 2016c). Eine Beobachtung war, dass die Zeit des Zweiten Weltkriegs unter NS- und sowjetischer Okkupation im Fokus der Erinnerungsarbeit von polnischen staatlichen und nicht-staatlichen Organisationen steht. Besonders der Aufbau von Datenbanken, in denen das Schicksal von polnischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern, die von Verfolgung und Repression betroffen waren, thematisiert wird, war in den 1990er bis 2000er Jahren der Transformationszeit von Bedeutung. Die Datenbank *Straty.pl* [Verluste.pl] beispielsweise wurde durch das staatliche *Instytut Pamięci Narodowej* [IPN, Institut für nationales Gedenken] 2006 initiiert und später durch eine Non-profit Organisation namens *Fundacja Ośrodek KARTA* [Stiftung Zentrum KARTA] und die *Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung* finanziert. In der elektronischen Datenbank, die frei im Internet zugänglich ist, sollten die in unterschiedlichen Ländern, Archiven und Verwaltungssystemen abgelegten Informationen über die Opfer deutscher Besatzung in den Jahren 1939 bis 1945 zusammengetragen und systematisiert werden (straty.pl 2016).

Eine ähnliches Projekt fand von 1988 bis 2013 ebenfalls unter der Leitung von *IPN* und *KARTA* für die „Opfer sowjetischer Repressionen“ statt. Für viele der von mir interviewten Aktivistinnen und Aktivisten konnte ich Informationen über ihre Familienmitglieder in den Datenbanken – sowohl unter deutscher als auch sowjetischer Okkupation – finden. Meist hatten die Interviewten diese „Opfergeschichten“ auch mir gegenüber angesprochen. Die Datenbankeinträge ermöglichten, diese oft fragmentarischen Erzählungen mit den Einträgen aus Archivakten zu ergänzen bzw. zu kontrastieren. Diese biographischen Daten waren aber in der Regel am Ein- und Austritt (häufig durch Tod) in die jeweiligen Lager oder Gefängnisse orientiert. Meist war die Verhaftung das erste aufgezeichnete Datum, manchmal mit Angabe eines Grundes. Diese Biographien waren zum damaligen Zeitpunkt in einem Diskurs der Machtübernahme und der „Bereinigung“ von andersdenkenden Intellektuellen, potenziellen politischen Gegnern, ethnischen Homogenisierungen und Säuberungen sowie der Einschüchterung durch willkürliche Verhaftungen geprägt (vgl. Böhler/Lehnstaedt 2012; Bömelburg/Musial 2000; Schnell 2012). Die Zusammenführung dieser Daten kann aber nur auf der Grundlage der durch die damaligen Verwaltungen generierten Daten und eines entsprechenden Archivierungsdiskurses der späteren Verwaltungen geschehen. Dass überhaupt Daten zugänglich sind, die von den Alliierten konfisziert und dokumentiert wurden, hängt mit einem Diskurs zusammen, der bereits die Aufarbeitung, strafrechtliche Verfolgung der Täterinnen und Täter und möglicherweise auch die Rehabilitierung der Opfer antizipierte. Es wird in der Datenbank ferner angegeben, aus welchen Archiven die Daten jeweils stammen. Dort sind teilweise Ego-Dokumente wie Tagebuchauszüge oder Briefe mit staatlichen Akten vermischt. Sie alle sind meines Erachtens unter dem Primat der „Aufarbeitungspolitik“ des *IPN* in der Demokratisierungs- und Transformationszeit Polens nach 1989 an diesem wirkmächtigen Opferdiskurs orientiert, um ein möglichst umfassendes Bild der Repressionen und des Leidens zu zeichnen.

Im Januar 2017 bewarb das *IPN* anlässlich des internationalen Holocaust-Gedenktages eine weitere Datenbank, die mit dem digitalen Angebot: *Truth about camps – im Namen der historischen Wahrheit* (so der Untertitel) verknüpft ist. Eindeutig formuliertes Ziel der von einem polnischen Historiker³ und Mitarbeitenden des *IPN* edierten und digitalisierten Plattform ist es laut deren *Mission Statement*, die für Polen beleidigenden, immer wieder in den Medien auftauchenden Ausführungen, der Holocaust habe in „polnischen Todes- oder Vernichtungslagern“ stattgefunden, zu korrigieren und darauf zu verweisen, dass es deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager auf okkupiertem polnischen Boden waren (Kalbarczyk 2017). In der zugehörigen Datenbank *Pamięć.pl* [Gedächtnis.pl] sind unter anderem Aktenmaterialien der Täter von Auschwitz digitalisiert zusammengefasst, die aus Gerichtsarchiven und anderen polnischen Behörden, von KZ-Gedenkstätten und aus Materialien des *IPN* mit diversen Außenstellen stammen, jedoch nur aus Polen selbst und nicht aus ausländischen Archiven (*IPN* 2017). Die „SS-Mannschaft KL Auschwitz“ wird teils mit Bildmaterial, namentlich mit biographischen Daten wie Geburtsort, Ausbildungsberuf, militärische Stationen und Beruf „vorgestellt“ (*pamięć.pl* 2017).

3 Es handelt sich um Prof. Aleksander Lasik (Universität Bydgoszcz) der bereits 1988 seine Dissertation an der Universität Poznań zum Thema „Die SS-Mannschaft von Auschwitz“ eingereicht hatte und im Besitz von unzähligen Daten und Akten ist.

Für Biographieforschende finden sich hier, da digital und weltweit verfügbar, leicht zugängliche Archivmaterialien, die für familiengeschichtliche wissenschaftliche Recherchen einen wertvollen Beitrag leisten können. Jedoch ist der erinnerungspolitische Diskurs, der diese „Rohdaten“ rahmt, ein mächtiger mit einem klar definierten politischen Auftrag. Im Sinne eines triangulierenden Vorgehens sollte bei der Verwendung dieser biographischen Daten dieser Kontext stets diskursanalytisch berücksichtigt werden. Denn die verwalteten Biographien, denen wir uns als Biographieforschende zuwenden, spiegeln immer mehrere diskursive Dimensionen wider. (1) Der Entstehungskontext von verwalteten Biographien gibt vor, welche Daten von Interesse sind und in einem bestimmten Diskurs protokolliert werden sollen. In den vorgestellten Beispielen sind dies häufig Daten, die an die „Handlungsprobleme“ von Terror- und Verfolgungsregimen gekoppelt waren und aus dem Kontext von Militär und Haft stammen. Dieser Entstehungskontext liefert die Grundlage für die Konstruktion von verwalteten Biographien. (2) Wesentlich für die Tradierung sind die diskursiven Regeln der Archivierung. Hierbei spielt ebenfalls je historisch-spezifisch eine Rolle, was in der aktuellen Situation als „aufbewahrungswürdig“ gilt, welche Deutungs- und Handlungsmuster wirken und wie beispielsweise nach politischen Regimewechseln mit Archivmaterialien umgegangen wird. Mit der Digitalisierung von Dokumenten und der Debatte um Big Data treten hier neue Handlungsprobleme auf, die diskursiv verhandelt werden (müssen) und deren Deutungen mitbestimmen, was künftig archiviert und tradiert werden wird. (3) Die dritte Dimension betrifft die diskursiven Rahmenbedingungen der aktuellen Darstellung von verwalteten biographischen Daten. Nationale Erinnerungspolitik oder politische Aufklärungsarbeit sind nur zwei mögliche Szenarien der Präsentation verwalteter Daten, auf welche sich die Biographieforschenden stützen können. Bei der Analyse sollten sie nach Möglichkeit den Impetus dieser Daten(-darstellung) berücksichtigen (vgl. Alber 2016a).

Fazit und Ausblick

Die empirischen Beispiele zeigen, dass verwaltete biographische Daten vielfältige Einblicke in die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit und Mechanismen der Herrschaftslegitimation eröffnen. Die spezifischen sozio-historischen Hintergründe sind mal mehr, mal weniger explizit formuliert, durch wissenschaftliche Sekundärliteratur rekonstruierbar oder bleiben für Biographieforschende aus heutiger Perspektive unklar. Sofern dies durch den Einbezug unterschiedlicher Datenquellen möglich ist, können sich diese ergänzen. Doch die „Lücken“, die unterschiedliche verwaltete Quellen und Biographien enthalten, bleiben immer bestehen. Im Sinne des sozialkonstruktivistischen Paradigmas geht es aber nicht um eine Totalerhebung und das Herausfinden einer objektiven Wahrheit. Vielmehr ist eine Datentriangulation, die systematisch die unterschiedlichen Daten zueinander in Beziehung setzt, die gegenstandsangemessenste Möglichkeit, um Analyseergebnisse zu erreichen. Diese Ergebnisse spiegeln kein homogenes Bild wider, sondern zeigen gerade die Brüche und Sprünge des sozialen Konstrukts Biographie auf und wirken vielmehr als Kaleidoskop (vgl. Köckeis-Stangl 1980: 363). Gerade die Kontrastierung mündlicher Erzählung und schriftlicher Verwaltungsakte ermöglicht, hegemoniale Diskurse und Gegendiskurse zu rekonstruieren.

In jedem Fall sollten die unterschiedlichen Datenquellen kritisch reflektiert werden – eine Methodentriangulation zur Erhebung oder Auswertung ebenso wie auch die Triangulation von Forschenden kann dazu einen wertvollen Beitrag leisten. Die Dokumentation der Quellen und des Vorgehens steigert nicht nur die intersubjektive Nachvollziehbarkeit der je gewonnenen Erkenntnisse, sondern versetzt auch künftig Forschende in die Lage, diese erweitern und gegebenenfalls revidieren zu können (vgl. Alber/Schiebel 2018). Dies ermöglicht insgesamt für die Biographieforschung, das durch bürokratische Verwaltungen herrschaftslegitimierende Deutungsmuster Biographie als soziales Konstrukt kritisch zu überprüfen. Die jeweiligen Ergebnispräsentationen von Biographien als Konstruktionen zweiter Ordnung der Sozialforschenden spiegeln dabei stets die zum Zeitpunkt des Verfassens gängigen Diskurse wider, da sie die Interpretation strukturieren. Gleichzeitig werden durch diese Ergebnispräsentationen aber auch Diskurse herausgefordert und transformiert und neues Wissen generiert.

Dies gilt auch für aktuell entstehende biographische Daten aus Verwaltungskontexten. Wenn das *Bundesamt für Migration und Flüchtlinge* (BAMF) im Zuge der Prüfung von Asylverfahren institutionalisierte Lebensläufe zur Untersuchung der Asylberechtigung und zur generellen verwaltungstechnischen Erfassung von Fällen heranzieht, werden die hinter den administrativen Fällen stehenden Menschen in das kollektive geteilte Deutungsmuster Biographie „eingegliedert“. Die biographischen Daten, die von Asylsuchenden erfragt werden, bauen anders als in einem biographisch-narrativen Interview nicht auf dem Relevanzsystem der Interviewten, sondern auf dem Relevanzsystem des Bundesamtes auf. Zwingend notwendig ist für die Integration von sozialen Wesen in dieses Relevanzsystem beispielsweise, dass ein Geburtsdatum und -ort benannt oder chronologische Angaben zu Schule und Ausbildung gemacht werden. Können ohne Pass- oder andere Personendokumente keine Angaben gemacht werden, werden mit Hilfskonstrukten - wie die Angabe des 1. Januar als Geburtsdatum eines unter Zuhilfenahme von „Experten für menschliche Entwicklung und Altersbestimmung“ errechneten Geburtsjahres - biographische Daten durch Verwaltungen generiert, die den weiteren Verlauf von Lebensgeschichten in der bürokratischen Organisation eines Staates prägen (vgl. BAMF 2016; Britting-Reimer 2015; Flüchtlingsrat Thüringen e.V. 2016). Die biographischen Daten, die abgefragt und dokumentiert werden, sind Teil eines Diskurses, der über Zu- oder Absage, Bleiben oder Abschiebung und damit auch über den Zutritt bzw. Verbleib oder Austritt von Menschen in einer Organisation, in diesem Fall der bundesrepublikanischen Staatseinheit, entscheidet. Auch werden diese biographischen Daten von Mitarbeitenden erhoben, die selbst über biographische Erfahrungen und Deutungen verfügen und auch bei professionellem, idealtypischem bürokratischem, entpersonalisiertem Verwaltungshandeln stets auf ihre Typisierungen und Wissensbestände zurückgreifen.⁴ Für Biographieforschende läge der Erkenntnisgewinn vor allem in der Kontrastierung dieser Daten aus Verwaltungsquellen mit denen aus biographisch-narrativen Interviews mit Menschen, die als Flüchtlinge und Migrantinnen und Migranten die Erfahrungen gemacht haben, in das Deutungsmuster Biographie eingeordnet zu werden. So könnten auch andere als die hegemonial herrschaftslegitimierenden Stimmen hör- und sichtbar gemacht werden.

4 Vgl. zu einem ähnlichen Fall des professionellen Handelns von Ärztinnen und Ärzten Witte (2010).

LITERATUR

- Alber, Ina (2016a): Die diskursive Konstruktion von Samizdat. Erfahrungen und Erzählungen polnischer Zivilgesellschaftsaktivistinnen und -aktivisten. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 65, 1, 108-126.
- Alber, Ina (2016b): Warum reproduzierst gerade Du diesen Diskurs? Zur Interdependenz von biographisch etablierten Handlungsmustern und Diskursen. In: Saša Bosančić und Reiner Keller (Hg.): Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung. Theorie und Praxis der Diskursforschung, Wiesbaden, 261-278.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-13610-9_15
- Alber, Ina (2016c): Zivilgesellschaftliches Engagement in Polen. Ein biographietheoretischer und diskursanalytischer Zugang. Theorie und Praxis der Diskursforschung, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-13358-0>
- Alber, Ina und Martina Schiebel (2018, im Druck): Triangulation und Biographieforschung. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuijer (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (1992): Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In: Michael Meuser und Reinhold Sackmann (Hg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, Pfaffenweiler, 161-182.
- BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2016): Unbegleitete Minderjährige. <http://www.bamf.de/DE/Migration/AsylFluechtlinge/Unbegleitete%20Minderj%C3%A4hrige/unbegleitete-minderj%C3%A4hrige-node.html> (Zugriff: 6.2.2017).
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann (2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Böhler, Jochen und Stephan Lehnstaedt (Hg.) (2012): Gewalt und Alltag im besetzten Polen 1939-1945, Osnabrück.
- Bömelburg, Hans-Jürgen und Bogdan Musial (2000): Die deutsche Besatzungspolitik in Polen 1939-45. In: Włodzimierz Borodziej und Klaus Ziemer (Hg.): Deutsch-polnische Beziehungen 1939-1945-1949, Osnabrück, 43-112.
- Britting-Reimer, Eva (2015): Altersbestimmung in Deutschland und im Europäischen Vergleich. In: Jugendhilfe 53, 2, 88-94.
- BStU – Der Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen (2017): Zugangsrechte für Forschung und Medien.
http://www.bstu.bund.de/DE/Akteneinsicht/ForschungUndMedien/ForschungUndMedien_node.html (Zugriff: 6.22.2017).
- Dausien, Bettina, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal und Bettina Völter. (2005): Einleitung. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden, 7-20.
- Denzin, Norman K. (1970): The research act. A theoretical introduction to sociological methods, Chicago, Ill.
- Denzin, Norman K. (2012): Triangulation 2.0. In: Journal of Mixed Methods Research 6, 2, 80-88. <https://doi.org/10.1177/1558689812437186>
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17, 4, 405-427.
- Flick, Uwe (2004): Triangulation. Eine Einführung, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-97512-6>
- Flüchtlingsrat Thüringen e.V. (2016): Die Vorbereitung auf die Anhörung von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen im Asylverfahren.
http://www.nds-fluerat.org/wpcontent/uploads/2016/06/FLR_Arbeitshilfe_Vorbereitung-auf-die-Anh%C3%B6rung-von-umF-im-Asylverfahren_Juni16.pdf (Zugriff: 6.2.2017).

- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, 3., überarb. Aufl. Wiesbaden.
- IPN – Institut für nationales Gedenken (2017): Truth About Camps / W imię prawdy historycznej. Editorische Vorbemerkung.
<http://truthaboutcamps.eu/th/zaloga-ss-kl-auschwitz/dokumentatione/16824.Editorische-Vorbemerkung.html>
 (Zugriff: 6.2.2017).
- Kalbarczyk, Sławomir (2017): Mission der Website. Im Namen der historischen Wahrheit.
<http://de.truthaboutcamps.eu/thd/mission-der-website/15565.Mission-der-website.html>
 (Zugriff: 6.2.2017).
- Keller, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, 2. Aufl. Wiesbaden.
- Keller, Reiner (2014): Wissenssoziologische Diskursforschung und Deutungsmusteranalyse. In: Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf und Sylka Scholz (Hg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden, 143-159.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-19654-1_10
- Köckeis-Stangl, Eva (1980): Methoden der Sozialisationsforschung. In: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. 2. Aufl., Weinheim, 320-370.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.
- Müller-Botsch, Christine (2009): Den richtigen Mann an die richtige Stelle. Biographien und politisches Handeln von unteren NSDAP-Funktionären, Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn 2, 1, 35-81. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0103>
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert und Elisabeth Konau (1980): Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin. In: Thomas Heinze, Tilman Allert, Hans-W. Klusemann, und Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim, 15-69.
- pamiec.pl (2017): Zaloga SS KL Auschwitz.
<http://pamiec.pl/pa/form/60.Zaloga-SS-KL-Auschwitz.html> (Zugriff: 6.2.2017).
- Pohn-Weidinger, Maria (2014): Heroisierte Opfer. Bearbeitungs- und Handlungsstrukturen von „Trümmerfrauen“ in Wien. 2. Aufl., Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-04220-2>
- Popitz, Heinrich (1986): Phänomene der Macht. Autorität, Herrschaft, Gewalt, Technik. Tübingen.
- Radenbach, Niklas und Gabriele Rosenthal (2012): Das Vergangene ist auch Gegenwart, das Gesellschaftliche ist auch individuell. Zur Notwendigkeit der Analyse biographischer und historischer „Rahmendaten“. In: Sozialer Sinn 13, 1, 3-37.
<https://doi.org/10.1515/sosi-2012-0102>
- Rosenthal, Gabriele (1990): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien, Opladen.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. Weinheim.
- Rosenthal, Gabriele (2016): Die Erforschung kollektiver und individueller Dynamik. Zu einer historisch und prozess-soziologisch orientierten interpretativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung (FQS) 17, 2.
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1602139> (Zugriff: 6.2.2017).

- Schetsche, Michael und Ina Schmied-Knittel (2013): Deutungsmuster im Diskurs. Zur Möglichkeit der Integration der Deutungsmusteranalyse in die Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Zeitschrift für Diskursforschung 1, 1, 24-45.
- Schiebel, Martina (2011): Diskursive und biographische Konstruktion politischer Staatsfeind/innen. Kommunistinnen und Kommunisten in der frühen Bundesrepublik Deutschland. In: Forum Qualitative Sozialforschung 12, 2.
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1102271> (Zugriff: 6.2.2017).
- Schilling, Elisabeth (2015): Unterbrochene Karrieren. Wandel weiblicher Erwerbsverläufe in der öffentlichen Verwaltung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-03903-5>
- Schnell, Felix (2012): Räume des Schreckens. Gewaltträume und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Hamburg.
- Schütz, Alfred (2004): Common-Sense und wissenschaftliche Interpretation menschlichen Handelns. In: Jörg Strübing und Bernt Schnettler (Hg.): Methodologie interpretativer Sozialforschung. Klassische Grundlagentexte. Konstanz, 155-197.
- Schütz, Alfred und Thomas Luckmann (2003): Strukturen der Lebenswelt, Konstanz.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags. Der Alltag der Auslegung. 2. durchges. und erg. Aufl., Konstanz.
- straty.pl (2016): Straty osobowe i ofiary represji pod okupacją niemiecką. nasi bliscy, nasze dzieje, nasza historia. <http://www.straty.pl/index.php/pl/> (Zugriff: 5.2.2017).
- Tuider, Elisabeth und Tina Spies (Hg.) (2017): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen von Biographie- und Diskursforschung. Theorie und Praxis der Diskursforschung, Wiesbaden.
- Völter, Bettina (2003): Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen, Opladen.
- Weber, Max (2006): Wirtschaft und Gesellschaft, Paderborn.
- Witte, Nicole (2010): Ärztliches Handeln im Praxisalltag. Eine interaktions- und biographieanalytische Studie, Frankfurt am Main.

Zusammenfassung

Biographien als soziale Ordnungsmuster erfüllen individuell und kollektiv eine sinnstiftende Funktion. Moderne Verwaltungen als Instrumente der Herrschaftslegitimation formulieren und dokumentieren biographische Daten, die sowohl zur Ordnung des Sozialen als auch als Grundlage für rekonstruktive Sozialforschung dienen. Das soziale Konstrukt Biographie liefert ein Analyseinstrument, um Deutungs- und Handlungsmuster sowie deren individuelle biographische Artikulation zu untersuchen. Je nachdem, welche Datengrundlagen für die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion von Biographien genutzt werden, verweisen diese auf unterschiedliche Diskurse. Wie können die jeweils spezifischen sozio-historischen und diskursiven Kontexte der Datenproduktion für die Analyse berücksichtigt werden? In diesem methodologischen Beitrag wird Triangulation als Möglichkeit zur Rekonstruktion von sozialen Phänomenen diskutiert. Das Argument lautet, dass zur Erfassung der Komplexität von Biographien nicht die Kongruenz von Daten das Analyseziel sein kann, sondern dass gerade die Brüche und möglichen Widersprüche Aufschluss über das soziale Ordnungsmuster Biographie geben können.

Das „Projekt“ als Metapher der Biographie

Verwaltungslogik und Selbstwerdung

Yannick Kalff

„Damals, als Jean-Paul Sartre die Verfolgung eines ‚Lebensplans‘ als höchste Form der Lebenskunst bezeichnete, sah man die verschiedenen aufeinanderfolgenden Lebensphasen noch nicht als eigenständige, in sich abgeschlossene Episoden an. Sie erschienen vielmehr ... als Stationen des Weges, deren Abfolge einer unumgänglichen ‚natürlichen‘, vielleicht gar schicksalhaften Ordnung unterlag, die jede Diskussion ausschloß, ähnlich wie die Perlen des Rosenkranzes, deren vorbestimmte, unabänderliche Reihenfolge jeder Betende getreulich einhalten muß.“

Zygmunt Bauman
Wir Lebenskünstler

Projekte erfreuen sich einer Konjunktur. Sie stehen für einen aktiven Lebensstil, der auf Kreativität, Innovation, Flexibilität und Befristung verweist. Als Organisations- und Arbeitsform werden Projekte als instrumentelles Prinzip verstanden, um komplexe Unternehmungen zu realisieren. Projekte, so stellt Ulrich Bröckling (2005) fest, seien allgegenwärtig, und er verweist auf Vilém Flusser, welcher einen Übergang vom Subjekt zum Projekt proklamiert. Wir Menschen seien verantwortlich, „unser Geworfen-sein in die Welt umzukehren, uns zu ent-werfen“ (Flusser 1994: 25). Dieser Selbstentwurf erschöpft sich nicht allein in Erwerbsarbeit und beruflichen Karrieren, wie beispielsweise Grey (1994) darlegt, sondern er erfasst das gesamte Leben. „The citizen, at work as much as outside it, is engaged in a project to shape his or her life as an autonomous individual driven by motives of self-fulfilment“ (Rose 1999: 116). Projekte sind nicht nur Einzelunternehmungen, die bewältigt werden sollen; sie erzeugen ein biographisches Narrativ, nach welchem Menschen ihr Leben orientieren. Darüber hinaus verweisen sie auf klare Strukturen, die durch Verwaltungslogiken organisiert werden. Projekte sind verwaltete Organisationszusammenhänge und suggerieren ein modernistisches Ordnungsdenken, welches sich in Zeitplänen, Fristen und Befristung ausdrückt (Hanemann/Kalff 2013; Kalff 2014). „In der individualisierten Gesellschaft“, so schreibt Ulrich Beck, müsse der Mensch sich „als Planungsbüro in bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. begreifen“ (Beck 1986: 217). Ein solcher biographischer Selbstentwurf kann sich eines metaphorischen Projektbegriffs bedienen. Dieser Beitrag fragt nach den Implikationen und den verwaltenden Funktionen der Projektrhetorik in Biogra-

phien. Die These ist, dass projektifizierte Biographien spezifische Ordnungs- und Steuerungsmechanismen sowie Rechtfertigungsordnungen aufgreifen und so Lebensläufe selbstverantwortlich *verwaltet* und planbar machen.

Der Beitrag wirft einen konzeptionellen Blick auf die Projektmetapher als ‚Biographiestruktur‘. Verwaltung ist insofern eine wachsende Selbstleistung, welche durch staatliche Institutionen nur noch mittelbar und in aktivierender Weise berührt wird (Lessenich 2009). Auf diesem Wege werden pluralisierte und fragmentierte Lebensentwürfe in einer spätmodernen Gesellschaft denk- und lebbar – insbesondere werden sie begründbar und können sich auf ein normatives Fundament stützen.¹ Die von Zygmunt Bauman im Eingangszitat beschriebene *Lebenskunst* stützt sich daher auf eine Denaturalisierung des gesellschaftlichen Lebensentwurfs. An die Stelle der „Stationen des Weges“ (Bauman 2010: 120) treten in sich abgeschlossene Vorhaben und Projekte.

Der Beitrag befasst sich zunächst mit den Begriffen Lebenslauf und Biographie, bevor er sich dann der Begriffsgeschichte und einer kurzen Darlegung von Blumenbergs Metaphorologie widmet. Die Metapher des Projekts wird als pragmatische Annäherung an ein Strukturprinzip interpretiert. Dieses wird zum einen als Rechtfertigungsordnung gelesen und zum anderen als Kontrollmodus interpretiert. Abschließend schlägt der Beitrag einen Bogen und diskutiert, wie individueller Lebenslauf und biographische Singularität den Kern einer spätmodernen Subjektivität bilden, deren diskursive Vermittlung im Individuum eingeschrieben und doch offen für das Eigensinnige ist.

Lebenslauf und Biographie

Einen prominenten Befund stellt die „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli 1985: 2003) dar, welchen insbesondere Martin Kohli in einer Reihe von Schriften ausgearbeitet hat. Der Lebenslauf sei „ein spezifisches Produkt moderner Gesellschaften“ (Sackmann 2013: 19). Er sei in einer Dreiteilung organisiert, welche Kindheit bzw. Adoleszenz von mittlerem Alter und höherem Alter scheidet. Die Arbeitsmarktbezogenheit des mittleren Alters ist hierbei von großer Bedeutung und wird als zentrales Moment angesehen. Darüber hinaus impliziert der Lebenslauf als Institution ein Orientierungsschema für das Individuum, das im Lebenslauf ein vorgegebenes gesellschaftliches Deutungsmuster sieht. Der institutionalisierte Lebenslauf wirkt zum einen ermöglichend, da er die spezifisch individuelle Lebensführung zulässt, zum anderen ist er beschränkend und übt Kontrolle über die Soziogenese der Menschen aus (Kohli 2003: 527). Dieses gesellschaftliche Verhältnis von Mensch und Lebenslauf wird unter Bezugnahme auf die Biographie in den Blick genommen.

[D]ie Gesellschaft benutzt die Form „Individuum“ zur Beobachtung von Welt, in Unterscheidung zu anderen Formen, wie „Struktur“. Die Biografie ist dann

¹ Sascha Bachmann hat unlängst in einer interessanten Arbeit zwei Zivilisationsausstiege analysiert und über deren Verlaufsmuster berichtet (Bachmann 2016). Diese Fluchtbiographien passen in den Raum der Alternativprojekte (vgl. Bröckling 2005). Auffindbar seien Rationalisierungen des individuellen Ausstiegs und die Einbettung in Entwürfe der eigenen Existenz, welche es zwischenmenschlich wie habituell und situativ umzusetzen gelte. Einen anderen Blickwinkel nimmt Laura Hanemann mit ihrer Studie zu Zeitsouveränität und Zeitpanik von Soloselbstständigen ein, für welche Unsicherheit einen zentralen, ambivalenten Lebensmodus darstellt (Hanemann 2014, 2016).

das entsprechende literarische Genre, diese Form als Unterscheidung zu anderen Formen festzuhalten (Etzemüller 2012: 21 f.).

Diese Formulierung aus einem Einführungswerk über Biographie als Textgattung zeigt, wie Biographie funktional als Beobachtungsschema in systemtheoretischer Logik Unterscheidungen ermöglicht.² Insbesondere ist die identitätsstiftende Funktion der Biographie hervorzuheben, durch welche ein Leben strukturiert wird.³ „Biografiegeneratoren“, welche „die biographische Arbeit in Gang“ (Etzemüller 2012: 48) setzen, stellen die Quellen der Identität dar. Das Selbst, der Lebenslauf, „Ego-Dokumente“, alles dient als Ressourcenpool, um die individuelle Biographie als Narrativ zu generieren.

Gesellschaftliche Umbrüche führen zu einer Fragmentierung der Dreiteilung. Die Individualisierung der Lebensverhältnisse, prominent herausgearbeitet in der Individualisierungsthese Ulrich Becks (1986: 205 ff.), betont die zunehmende Einzelverantwortung für Lebensgestaltung und -organisation (vgl. Alheit 1992). Hiermit gehe der Verlust gewohnter und tradiertener lebensweltlicher Strukturen einher: „Das Individuum wird zur Agentur eines zwangsläufig selbstorganisierten Lernprozesses, dessen Ergebnis eine unverwechselbar einzigartige, aber durchaus fragile Biographie darstellt“ (Alheit 2010: 219 f.).

Ein problematisches Verhältnis der Biographieforschung zu Subjektkonzepten ist der determinierenden Konzeption von Subjektivierungsprozessen zuzuschreiben. Das Anliegen dieses Aufsatzes, eine Biographiestruktur aus einer diskursiv vermittelten Metapher herzuleiten, stößt hier auf ein Problem. Diskurstheorien, die an Michel Foucault angelehnt sind, verabschieden ein autonomes Subjekt und begreifen Subjektivierung als notwendige, unausweichliche Zurichtung. Der Konstruktion einer Biographie läuft dies freilich zuwider. Für die rekonstruktive Biographieforschung kommen Thomas Schäfer und Bettina Völter (2005: 178 ff.) allerdings zu dem Schluss, dass gerade die Diskurse ein stabilisierendes Moment in Bezug auf die autobiographische Reflexion zeitigen. Dabei ist gerade aus dem Spannungsfeld, welches zwischen Gesellschaft und Subjekt besteht, ein vielschichtiges Bild eigen- und widersinniger Praktiken von Personen rekonstruierbar, welches als Identität gedeutet werden kann:

Für die Frage, wie denn das Verhältnis zwischen Biografie und Subjekt zu fassen ist, bleibt festzuhalten, dass ein Biografiebegriff benötigt werde, der [...] die Dualität zwischen Vergesellschaftung und biografischem Eigensinn als Formen von Subjektivität zu erfassen vermag (Hanses 2011: 346).

Andreas Hanses verweist auf Alheits Konzept der *Biographizität*, „die prinzipielle Fähigkeit, Anstöße von außen auf eigensinnige Weise zur Selbstentfaltung zu nutzen“ (Alheit 2010: 240), welches die „Dualität von Biographie“, das heißt, die „Einlage-

2 Einige methodologische Reflexionen vollziehen Birgit Griese (2010) sowie Reinhold Sackmann und Matthias Wogens (2001). Einen Rückblick über die Entwicklung der biographischen Methode von ihrem Beginn in der Chicagoer Schule bis in die 1990er Jahre bietet Ruth Siebers (1996: 15 ff.).

3 In einer Untersuchung (auto-)biographischer Romane des 18., 19. und 20. Jahrhunderts interpretieren Alheit und Brandt (2006) die „Autobiographie als Selbsterschaffung“ (Alheit/Brandt 2006: 219). Dieser literaturwissenschaftliche Ansatz verdeutlicht, dass Biographie immer auch eine Erzählung (in einem weiten Sinne) darstellt.

„rung gesellschaftlichen Handlungswissens einerseits und des lokalen Wissens als Formen der Subjektivität andererseits“ (Hanses 2011: 347) überbrücke. Diese „Beziehung von Selbst und Welt“ sei ein „lebenslanger Lernprozess“ (Alheit 2010: 241) und verdeutliche den Prozesscharakter von Identität und wie diese an den Lebenslauf und die Biographie gekoppelt ist. Dieser Prozesscharakter ist es, welcher sich ebenso im Projektdenken und im Projektbegriff finden lässt.

Projekte und Projektdenken⁴

Der Projektbegriff wird in vielen Betrachtungen als anthropologische Grundkonstante dargestellt. Er begleitet ahistorisch die menschliche Entwicklung. In betriebswirtschaftlicher und praxisorientierter Ratgeberliteratur ist es üblich, den Bau der Pyramiden oder des römischen Kolosseums als erste Projekte im eigentlichen Sinne zu interpretieren, das heißt, als Unternehmungen, die geplant wurden, um unsichere und komplexe Ziele zu realisieren (Hodgson/Cicmil 2006; Pfeiffer 2004). Mir scheint eine historische Kontextualisierung zentral, um eine sich verändernde Projektlogik in den Fokus nehmen zu können. Tatsächlich kommt der Projektbegriff erst im 17. Jahrhundert auf (Jacob 1929; Sombart 1916).

Der Essayist und Romancier Daniel Defoe verfasst 1697 mit *An Essay upon Projects* (Defoe 1975) eine erste Untersuchung des Sozialcharakters des Projektgemachers. In der „Zeit des Projektgemachens“ (Defoe 1975: 8) zeichne er sich durch konsequentes Scheitern aus. Sein Metier, das Projekt, sei ein tollkühnes Vorhaben, „das zu breit angelegt ist, als daß aus ihm etwas werden könnte“ (Defoe 1975: 15). Das Projektmachen gilt ihm daher als verächtlich. Auf Kosten anderer lasse sich der Projektgemacher Ideen und Pläne finanzieren, und nach einem Fehlschlag mache er sich von dannen. Um 1760 wandelt sich jedoch die Konnotation des Projektgemachers. Er habe „einen wohl überlegten Plan und Project seines Lebens“ (Justi 1970: 259). Dieses geplante Leben lässt sich auch mit Lucian Hölscher interpretieren, als die historische Entstehung eines modernen Verständnisses von Zukunft. Zukunft rücke „aus dem Jenseits ins Diesseits“ (Hölscher 2016: 52) und werde somit „zum Gegenstand menschlicher Vorsorge und Verantwortung“. Die Verknüpfung von Plan und Entwurf wird in Markus Krajewskis historischer und etymologischer Beschreibung⁵ deutlich:

Der Begriff Projekt leitet sich „aus dem lat. participium projectus (hingeworfen, entworfen)“ ab und bezeichnet „ein vorhaben und de[n; M.K.] plan dazu, de[n; M.K.] anschlag, [den; M.K.] entwurf“. Das lateinische proicere wird wiederum zusammengesetzt aus dem Infinitiv iacere und der Vorsilbe pro-, und umfaßt dabei mit seinen Bedeutungen „vorwärts-, vorwerfen, hervortreten lassen, hin-, niederwerfen“ nicht nur eine progressive Semantik („Vorwärts!“). Der Begriff besitzt darüber hinaus sowohl den Beiklang einer mißbilligenden,

4 Einige Publikationen haben sich mit den hier folgenden Überlegungen ebenfalls auseinandergesetzt. So hat es der Projektbegriff beispielsweise in das „Glossar der Gegenwart“ (Bröckling/Krasmann/Lemke 2004) geschafft, und die Untersuchungen zum Projektgemacher, welche hier kurz umrissen werden, boten immer wieder Anlass zu Interpretationen. Teile der folgenden Darstellung finden sich – mit teilweise anderen Fokussierungen – in verschiedenen Untersuchungen (Bröckling 2005; Klopotek 2004; Krajewski 2004; Stanitzek 1987).

5 Diese entlehnt er dem Wörterbuch der Gebrüder Grimm vom 1889 sowie einem etymologischen Wörterbuch von Wolfgang Pfeifer von 1993.

tadelnden Semantik im Sinn eines Vorwurfs als auch eine resignierende Komponente, also „hinwerfen“ in entsagender Absicht oder wie bei einer Kapitulation die Waffen niederlegen. [...] In der Bezeichnung „Projekt“ liegt das Scheitern bereits etymologisch verankert vor (nach Krajewski 2004: 11, Hervorhebungen im Original).

Die Parallele zur projektifizierten Biographie wird deutlich, denn die Darlegung einer Strategie bezieht sich nicht nur auf die aktuelle Position, sondern auch auf die Karriere als solche. Beide, „Stelle und Karriere [werden] gleichzeitig zum Projekt“ (Lehmann 2004: 62; auch Grey 1994). Dem Individuum gehe es nunmehr darum, „vergleichbar und unvergleichlich zugleich“ (Lehmann 2004: 51) zu sein: „es verfolgt ein Projekt, indem es Projekte macht“ (Lehmann 2004: 51). Die Form ist dieselbe, die Inhalte sind individuell. Der Unterschied zwischen Projektemacherei und Karriere liege in der *Exit Option*: Das Einzelprojekt kann, anders als die Karriere, abgebrochen werden. Die Projektemacherei biete daher einen „Spielraum“ zur Gestaltung des Lebensentwurfes an (Lehmann 2004: 54).

Das Projekt verweist nicht nur implizit auf Planung. Es suggeriert ein koordiniertes Vorgehen, welches im „Nimbus seines scheinbar unvermeidlichen Scheiterns“ (Krajewski 2004: 8) dennoch zu einem Ergebnis gebracht werden soll. Das heißt, Fehlschläge sind begrifflich im Projekt angelegt und immer mit einzukalkulieren. In einer tieferen Reflexion attestiert Georg Stanitzek (1987) dem Projektmacher den Status als „unmögliche“ moderne Kategorie“ zwischen dem modernen Archetyp des Ingenieurs und dessen Antagonist des Bastlers (Stanitzek 1987: 145). Er oszilliere im Spannungsfeld zwischen instrumenteller Vernunft und sozialer Anerkennung und müsse für seine Pläne und seine Vorhaben Vertrauen schaffen.

Diese doppelte Aufgabe wird ebenfalls dem modernen Projektmanager zuteil. Zum einen ist er technisch versiert, zum anderen ist er sozialen und organisatorischen Aspekten verpflichtet (vgl. Gaddis 1959: 93ff). Sein Erscheinen verändert ebenfalls das bisherige Projektverständnis. Verschiedene militärische Vorhaben wie das Manhattan-Projekt und Rüstungsprojekte des Kalten Krieges oder andere Regierungsprogramme wie das Apollo-Programm prägen ein professionalisiertes Steuerungswissen, welches institutionalisiert und standardisiert wird (vgl. Thomas 2006). Die Unsicherheit komplexer Entwicklungsprozesse wird durch das Management bearbeitet. Gegenüber dem Projektmacher und seinen oft fahrlässigen Unternehmungen wird das Element des Scheiterns aus der Definition herausgenommen. Projektmanagement „attempts to normalise or rationalise that which is non-normal“ (Thomas 2006: 104). Hierfür gibt es einen instrumentellen Wissensbestand in Form von Methoden und Techniken an die Hand, mit welchen Projekte gesteuert werden können. Den Kern bilden die befristete Organisation und die Zerstückelung eines komplexen Ziels in kleinstmögliche Arbeitspakete. Die Komplexität wird auf diese Weise reduziert und planbar. Die fortschreitende gesellschaftliche Durchdringung durch eine Projektlogik der Befristung wird als *Projektifizierung* bezeichnet (Ekstedt 2009). Für Luc Boltanski und Ève Chiapello nimmt das Projekt als Sinnbild eine zentrale Stellung in kapitalistisch organisierten Gesellschaften ein (Boltanski/Chiapello 2006). Als „*cité par projets*“ (Boltanski/Chiapello 2001: 465) beschreiben sie eine Gesellschaftsformation, welche Flexibilität, Vernetzung und Befristung betont. Planung und Steuerung der beruflichen, privaten oder öffentlichen Sphäre können durch das Steue-

rungswissen ‚gemanagt‘ werden – unter der Bedingung, dass die hiermit verknüpften Rationalitätsvorstellungen übernommen werden:

„Projekt“ erweist sich damit als ein Basiselement zeitgenössischer Gouvernamentalität, Regieren als Projektmanagement im doppelten Sinn: governing projects und governing by projects zugleich (Bröckling 2005: 366).

Insbesondere zum ersten Teil, *governing projects*, ist eine Vielzahl von Handlungsempfehlungen, Zertifizierungsprogrammen und Ausbildungen verlegt worden. Diese geben Leitlinien vor und erzeugen „normativen Druck“ (Blomquist/Söderholm 2002: 34), welcher wiederum die Steuerung durch Projekte induziert (vgl. Hodgson 2002).

Projekte können als moderne Regierungsdispositive interpretiert werden (vgl. Kalf 2014). Sie organisieren Komplexität und erzeugen eine Subjektivierungsschablone.

Die Form „Projekt“ ist das „historische Apriori“ unseres Selbstverhältnisses, die Folie, auf der wir [...] uns selbst begreifen und modellieren (Bröckling 2005: 382).

Projekte sind als Metapher zu begreifen.⁶ Gerade die Übertragbarkeit auf das Individuelle macht sie zu interessanten Projektionsfolien für entgrenzte und pluralisierte Lebensentwürfe. Weder die Gesellschaft noch die Individuen sind streng in Projektform, wie sie beispielsweise in der Wirtschaft angetroffen werden kann, organisiert, sondern der Bezug auf Projekte ist ein Vergleichender. „Metaphern beruhen auf Kontextbruch. Genauer: Sie sind dieser Bruch“ (Gehring 2010: 204). Metaphern sind schwierige Analysegegenstände, welche ohne „theoretische ‚Zähmung‘“ (Otto/Welskop 2014: 252) nur schwer zu bearbeiten sind. Sie stellen keinen strikt definierten soziologischen Terminus dar, sie sind „epistemisch schillernd“ und „in der Theoriebildung problematisch“ (Gehring 2010: 213).

Die soziologische Auseinandersetzung mit Metaphern hat eine wechselhafte Konjunktur erlebt; in den letzten Jahren erlebt ihre Analyse insbesondere durch einige von Matthias Junge edierte Sammelbände kontinuierliche Aufmerksamkeit (exemplarisch Junge 2010b, 2011, 2014). Die Untersuchung von Metaphern ist in der Philosophie insbesondere durch das Werk Hans Blumenbergs vorangetrieben worden. In seiner *Metaphorologie* (Blumenberg 2013) stellt er sich die Aufgabe, die Bedeutung von Metaphern als „epistemische Figuren“ (Gehring 2014: 203) zu untersuchen. Gegen die Idee gewandt, dass die Philosophie im Stande sei, alles auf konkrete, ausdefinierte Begriffe zu bringen, argumentiert Blumenberg, dass es immer ein Residuum „auf dem Wege vom Mythos zum Logos“ (Blumenberg 2013: 14) gebe. Zusätzlich gebe es in der philosophischen Sprache ebenso „Grundbestände“, welche sich nicht auf einen Begriff reduzieren lassen:

6 Die Untersuchung von Metaphern hat sich in einer Vielzahl von Untersuchungen in der Regel auf die Verwendung von Metaphern in wissenschaftlichen Texten bezogen. Dies zeigt sich immer wieder an einem Interesse an der Metapher als epistemisches Vehikel und schlägt sich so in methodologischen Skizzen nieder (vgl. Gehring 2010; Schmitt 2011). Matthias Junge führt aus, dass Metaphern selbst nur durch Metaphern ausgedrückt und untersucht werden können. Dies wiederum führe zu dem Problem, dass die soziologische Analyse nur metapherngestützt arbeiten könne (Junge 2010a: 274 f.).

Der Begriff gilt als ein Produkt der Vernunft, wenn nicht sogar ihr Triumph, und ist es wohl auch. Das läßt aber nicht die Umkehrung zu, Vernunft sei nur dort, wo es gelungen oder wenigstens angestrebt sei, die Wirklichkeit, das Leben oder das Sein [...] auf den Begriff zu bringen (Blumenberg 2007: 9).

Die „absoluten Metaphern“, wie beispielsweise Kultur, Gesellschaft und dergleichen (vgl. Maye 2011: 119), seien „charakterisiert als Modell in pragmatischer Funktion, an dem eine *Regel der Reflexion* gewonnen werden soll, die sich im Gebrauch der Vernunftidee anwenden läßt, also ein *Prinzip nicht der theoretischen Bestimmung des Gegenstandes [...], was er an sich, sondern der praktischen, was die Idee von ihm für uns und den zweckmäßigen Gebrauch derselben werden soll*“ (Blumenberg 2013: 15 f., kursive Herv. zit. nach Kant, Kritik der Urteilskraft). Die Metapher ist ein pragmatischer Platzhalter für eine strukturelle Wirkungsweise, welche nur in der entlehnten Interpretation sinnhaft ist: „Die absolute Metapher [...] springt in eine Leere ein, entwirft sich auf der *tabula rasa* des theoretisch Unerfüllbaren“ (Blumenberg 2013: 188 f.).

Das Projekt als Metapher für die biographische Strukturierung zu begreifen bedeutet, dass das Bildhafte „weder durchweg unklar noch bloßer Bildervorrat“ (Gehring 2014: 205) ist, sondern eine „Substruktur des Denkens“ (Blumenberg 2013: 16) aufzeigt. Soziologisch relevant wird dieses Gerüst, wenn damit Orientierungsmuster und Logiken rekonstruiert werden können, welche Handlungen motivieren, leiten und strukturieren. Im Fall des Projektes ist es weniger die konkret explizierte wirtschaftliche Organisationsform, welche Lebensläufe systematisiert, sondern ihre inhärente Funktion, Zeit zu befristen und biographische Diskontinuität zu realisieren. Projekte haben einen epistemischen Gehalt, welcher im Modus des Planens und Abgleichens liegt. Sie ermöglichen die Legitimation des (unstetigen) Lebenslaufs und geben zugleich Kontrollmechanismen an die Hand, um jene Disruptivität in einem Toleranzbereich zu halten. Die Projektmetapher lässt sich an dieser Stelle auf Zeit übertragen, welche im biographischen Kontext strukturiert wird (vgl. Hoklas 2011). Diese beiden Strukturmerkmale sollen in ihrem metaphorischen Bezug im Folgenden rekonstruiert werden.

Projekte als Metapher: Rechtfertigungsnorm

Eine metaphorische Verwendung findet der Projektbegriff in der viel beachteten Untersuchung zum Wandel und zur Neuentstehung von Rechtfertigungsmodi bei Boltanski und Chiapello (2006). Sie beziehen sich auf die Untersuchung verschiedener Polisformen,⁷ welche als Ankerpunkte für normative Begründungen dienen (Boltanski/Thévenot 2007). Soziale Interaktionen unterliegen einem „Rechtfertigungsimperativ“ (Boltanski/Chiapello 2001: 465; 2006: 61; Boltanski/Thévenot 2011: 44). Kritikäußerungen sowie die kritisierten Handlungen sind begründungspflichtig – und müssen gerechtfertigt sein. Dies ist allerdings nur in einem gemeinsamen „Rechtfertigungsregime, das kollektive Konventionen der Äquivalenz voraussetzt“

⁷ Dieser Begriff ist synonym zu Rechtfertigungsordnungen oder den *cités*, welche in verschiedenen Texten der drei zentralen Autoren äquivalent genutzt werden. Für eine kurze Reflexion zur Übersetzung des Begriffs *cité* bietet das Nachwort des Übersetzers von *Der neue Geist des Kapitalismus* einige Hinweise (Boltanski/Chiapello 2006: 710 ff.).

(Boltanski/Thévenot 2011: 47), möglich. Die Rechtfertigungsmodi stellen einen gesellschaftlichen, normativen Rahmen dar, welchen die Autoren eine „Grammatik politischer Ordnung“ (Boltanski/Thévenot 2007: 37) nennen. Es existieren verschiedene Regime, von welchen unterschiedliche „Wertigkeitsordnungen (*ordres de grandeur*)“ (Boltanski/Thévenot 2011: 49) abgeleitet werden können. Größe in Rechtfertigungsmodi bedeutet, entsprechend der normativen Grundlage, einen ‚gewichtigeren Anspruch‘ oder ein ‚besseres Argument‘ zu haben – also einen legitimeren Anspruch.⁸

Boltanski und Chiapello (2006) haben mit beeindruckender Materialbasis gezeigt, dass sich zwischen den 1960er und 1990er Jahren eine neue Polis herausgebildet hat, welche Größe aufgrund von Flexibilität und Aktivität in Netzwerken bewertet:

Wir haben uns entschieden, den neuen, unseres Erachtens gerade im Entstehen begriffenen Rechtfertigungsapparat als ‚projektbasierte Polis‘ zu bezeichnen. [...] Er wurde nach dem Modell der ‚projektbasierten Organisation‘, einer in der Managementliteratur häufig anzutreffenden Bezeichnung, gebildet. Dieser Terminus verweist auf ein Unternehmen, dessen Struktur aus einer Vielzahl von Projekten besteht, in die zahlreiche Personen, von denen sich manche wiederum an mehreren Projekten gleichzeitig beteiligen, eingebunden sind. Da diese Art der Projekte ihrem Wesen nach durch einen Anfang und einen Abschluss definiert werden, folgt ein Projekt auf das andere, löst ein Projekt das andere ab. Dabei werden die Arbeitsgruppen bzw. -teams je nach Priorität und Bedarf neu zusammengesetzt. Analog ließe sich folglich von einer projektbasierten Sozialstruktur oder einer projektbasierten, allgemeinen Gesellschaftsorganisation sprechen (Boltanski/Chiapello 2006: 150).

Eine neue an Bedeutung gewinnende Rechtfertigungslogik schien uns am Werk. Nach dieser wurde die Mobilität, die Verfügbarkeit, die Vielzahl an Kontakten ausgezeichnet. Wir haben diese Logik als eine siebte ‚Cité‘ kodiert [...]: die ‚Cité par projets‘. Diese bezeichnet eine Form der Gerechtigkeit, die einer vernetzten Welt entspricht (Boltanski/Chiapello 2001: 466).

Boltanski und Chiapello zeigen, wie seit den 1968er Jahren Forderungen nach Authentizität, Autonomie und Verantwortung als „Künstlerkritik“ in den Arbeitsprozess einfließen und Gegenstand der Verwertung werden (Boltanski/Chiapello 2006: 213 ff.). Hierfür ist das Projektleitbild ein starkes Indiz, denn es zeichnet sich als requalifizierte, stark eigenverantwortliche und auf kommunikativen Fähigkeiten basierende Arbeitsform aus. Auf das Leben und dessen Verlauf angewendet, diagnostiziert Boltanski den Imperativ „Man muss zum Nomaden werden“ (Boltanski 2007). Ein ‚entwurzeltes‘ Leben wird allerdings erst durch die Form Projekt leb- und denkbar –

8 Boltanski, Chiapello und Thévenot verweisen in verschiedenen Publikationen auf die erleuchtete Polis, familienweltliche Polis, Reputationspolis, bürgerweltliche Polis, marktwirtschaftliche Polis und industrielle Polis. Größe in der Wertigkeitsordnung einer dieser Bereiche zu erlangen funktioniert unterschiedlich. Die Reputationspolis setzt beispielsweise auf die Meinung Dritter, die marktwirtschaftliche Polis prämiert den erfolgreichen ‚Händler‘ und die industrielle Polis setzt auf Effizienz und professionelle Kompetenz (Boltanski/Chiapello 2001: 465; 2006: 63; Boltanski/Thévenot 2007: 108 ff.).

und in letzter Instanz so erst begründbar. Sich und sein Leben als Projekt zu begreifen zeugt von Größe in der Wertigkeitsordnung der *cité par projets*.

Das Individuum bedient sich hierbei nicht nur der sprachlichen Projektlogik, welche von Fristen, Terminen, Deadlines, Verantwortung und Entscheidung sowie Plänen und Strukturen spricht. Vielmehr geht der Modus der Befristung auf das Leben und den Lebensentwurf über und eröffnet die Möglichkeit, anders fortzufahren. In der oben herangezogenen etymologischen Deutung des Projekts war von einem Entwurf und der Tätigkeit des Entwerfens die Rede, welche in der projektbasierten Polis als Autonomiemoment greifen. Das heißt, die aufkommende und fortschreitende Entgrenzung wirkt als Prozess auf die Menschen, welche dieser schwindenden Stabilität mit eigenen Strukturierungsmechanismen begegnen. Planung erzeugt diese Entwurfte und ist untrennbar verknüpft mit dem Akt des Sich-Entwerfens. Während die deutschsprachige Arbeitssoziologie durch Diagnosen der Entgrenzung und Subjektivierung diese Anforderungen für die Arbeitswelt sichtbar gemacht hat, ist die private Sphäre nur mittelbar analysiert worden. Entgrenzung ist zwar als Prozess untersucht worden, welcher neben der Arbeit ebenso ‚das Leben‘ aufbricht und somit gesteigerten Strukturierungsbedarf an die Subjekte auslagert; diese Art der Organisation ist allerdings unterbestimmt. Es hat sich zuweilen eingebürgert von ‚Selbstorganisation‘ zu sprechen, wenn gestiegene Selbstverantwortung, Autonomie und Prozessorganisation betont werden sollen. In der Lebenswelt dienen Pluralisierung und Fragmentierung als Stichwortgeberinnen, welche die Normalbiographie aushöhlen.

Der Projektbegriff bei Boltanski und Chiapello ist eine Übertragung aus dem Managementdiskurs. Sie nutzen diesen Begriff als metaphorische Schnittstelle. Das Projekt wird nach Blumenberg als Substrat aktiv und strukturiert das Denken. Dies geschieht nicht nur hermetisch begrenzt auf das wissenschaftliche Werk Boltanskis und Chiapellos; es verlängert sich in die ‚reale Welt‘, in welcher die projektspezifischen Eigenschaften zur Legitimations- und Orientierungsfolie der Existenz werden. War die Entgrenzung der Normalbiographie in Richard Sennetts Werk *Der flexible Mensch* (1998) kulturpessimistisch als charakterliche Erosion gerahmt worden, ist sie im Projektduktus ein Angebot, eigene Grenzen zu ziehen und individuelle Lebensentwurfte zu realisieren. Damit geht allerdings nicht unmittelbar eine autonome Ermöglichung einher. Die Fragmentierung wird zu einer gesellschaftlichen Anforderung, zu welcher die bisherigen Biographiemuster keine gültige Alternative mehr darstellen. Zwar thematisiert der Diskurs um das spätmoderne Subjekt die gewonnenen Freiheitsgrade, doch mit ihnen geht immer auch eine Entscheidungspflicht einher. Zu diesem Zweck der Rechtfertigung des eigenen Biographieentwurfs bedarf es einer strukturellen Orientierungsvorlage. Im Sprechen über die eigene Identität und die eigene Biographie mit anderen muss im Sinne Boltanskis und Th venots ein Äquivalenzprinzip gegeben sein, mit dessen Hilfe die Ordnung nach Größe vorgenommen werden kann. Auch im zwischenmenschlichen Disput um die eigenen Vorstellungen braucht es normative Ordnungen, um ein geteiltes Verständnis über die strukturellen Bedingungen der eigenen Existenz und des Sozialen zu erreichen. Der oben angesprochene Rechtfertigungsimperativ greift insofern, als dass eigene Entscheidungen für sich selbst überprüft und legitimiert werden müssen, so wie sie vor anderen Personen gerechtfertigt werden müssen.

Das Projekt eröffnet hierzu die Legitimation. Es ist der Modus, in welchem das über-sich-Selbst-Reden sinnhaft und anschlussfähig wird. Nicht zuletzt ermöglicht es

die Brüche, Verwerfungen, Wiederholungen und Kurswechsel im Lebenslauf zu begründen und in einen größeren Kontext einzureihen. Es sind gerade diese Geschlossenheit und Offenheit des Projektbegriffs, welche ihn als Sinnbild der Karriere plausibel machen (vgl. Lehmann 2004). Diese kontinuierliche Diskontinuität werde, so Baumann, zur Lebenskunst:

Sich der Lebenskunst zu verschreiben und sein Leben in ein ‚Kunstwerk‘ verwandeln zu wollen bedeutet in der flüchtigen Moderne, daß man sich im Zustand permanenter Veränderung befindet und sich ständig neu definiert, indem man ein anderer wird – oder es jedenfalls versucht. [...] Auf diese Weise praktizieren wir, indem wir versuchen, uns ‚selbst zu definieren‘ und ‚unser Leben zu gestalten‘ kreative Destruktion. Jeden Tag wieder (Bauman 2010: 119).

Diese kreative Destruktion ist eine Anspielung auf die *schöpferische Zerstörung* (Schumpeter 2005), mit welcher Schumpeters idealtypischer Unternehmer den Produktionsprozess fortwährend revolutioniert. In der Subjektivierungsschablone des *unternehmerischen Selbst* (Bröckling 2007) hat dieser Gedanke Eingang in die Beschreibung einer Subjektformation gefunden, welche dem Menschen Spontanität und Flexibilität sowie unternehmerische Tugenden und Selbstentwerfung als ökonomischen Imperativ einschreibt. Die Projektmetapher erlaubt somit eine Affirmation fragmentierter Lebensentwürfe. Diese sind in der Projektlogik legitim und können in dieser als Entwürfe gerechtfertigt werden. Die Projektmetapher schließt das *implizite* Wissen um die Ausgestaltungsformen individueller Biographien ein.

Projekte als Metapher: Ordnungs- und Kontrollform

Die im vorangegangenen Abschnitt diskutierte individuelle Lebensgestaltung, welche durch die projektbasierte Polis Rechtfertigung erfährt, ist nicht absolut. Die Funktionsweise von Kontrollmechanismen der biographischen Genese lässt sich insbesondere unter dem Schlaglicht einer Foucaultschen Machtanalytik begreifen. Gilles Deleuze (1993) unterscheidet im Werk Foucaults zwei Phasen, die Disziplinar- und die Kontrollgesellschaften. Anders als in der strikten Disziplinierung der Subjekte stelle Kontrolle „eine Modulation“ dar, welche „einer sich selbst verformenden Gußform“ (Deleuze 1993: 256) gleiche, die sich den Subjekten zwar anpasse, Verhalten und Fehler jedoch korrigiere. Diese Machtbeziehungen werden bei Foucault als *Biomacht* begriffen (Foucault 2005a, 2006a) und gelten als zentrale Triebkräfte eines neoliberalen Regierungswissens, welches sich auf das Leben und seine Optimierung bezieht:

Die neue Regierungskunst stellt sich also als Manager der Freiheit dar, und zwar nicht im Sinne des Imperativs: „Sei frei“, was den unmittelbaren Widerspruch zur Folge hätte, die dieser Imperativ in sich trägt. Es ist nicht das „Sei frei“, was der Liberalismus formuliert, sondern einfach Folgendes: „Ich werde dir die Möglichkeit zur Freiheit bereitstellen. Ich werde es so einrichten, daß du frei bist, frei zu sein“ (Foucault 2006a: 97).

In Untersuchungen moderner, neoliberaler Regierungskünste liegt der Blick auf Selbsttechnologien, das heißt, auf internalisierten Machtbeziehungen als rationalisier-

te Form der Machtausübung (Foucault 2005b, 2006b: 162 f.; Lemke 2000: 33). „Eine politische Rationalität ist [...] kein reines und neutrales Wissen, das die zu regierende Realität lediglich ‚re-präsentiert‘, sondern stellt selbst bereits eine intellektuelle Bearbeitung der Realität dar“ (Lemke 2000: 32). Das heißt, die Projektmetapher als strukturierende Funktion der Biographie ist kein wertneutraler Wissensbestand, sondern bereits politisch und *gouvernemental* geformte Machttechnologie der Selbst- oder Fremdsteuerung. Diese folgt der Logik, dass „[d]ie Rationalität der Regierung über andere [...] dieselbe wie die Rationalität der Regierung über sich selbst“ (Foucault 1986: 121) sei. Das Projekt installiert eine Programmatik, unter welcher eine *Funktion* verstanden werden soll, die durch diese Technologien abgerufen werden soll. Die darf nicht als deterministisches Verhältnis missverstanden werden (vgl. Dyk 2009; Graefe 2010; Reitz/Draheim 2007). Abgekürzt dargestellt, bezieht sich ein Punkt der Kritik auf eine Praxisblindheit, mit welcher die *gouvernementality studies* zu kämpfen hätten. Dies zeigt sich in zahlreichen Analysen von Regierungsprogrammen wie Ratgeberliteratur, deren Ergebnisse immer wieder die vorab vermutete subversive Wirkung von Machtrelationen bestätigen, indem die Programme als Praxis missverstanden werden.

Die Untersuchung der Projektmetapher als Biographiemuster kann sich diesem Vorwurf nicht komplett entziehen, insbesondere, da sie an dieser Stelle konzeptioneller Natur ist. Wird die Projektform als Metapher für Biographien interpretiert, muss die Organisation des Lebenslaufs als Prozess des Ordners verstanden werden. Klaus Türk, Michael Bruch und Thomas Lemke begreifen Organisationen, indem sie „[d]ie Frage, was Organisationen sind, [umformulieren] in die Frage, wie Menschen Organisationen produzieren“ und dies, so die Antwort der Autoren, „tun sie durch Grenzziehungen“ (Türk/Bruch/Lemke 2006: 37). Grenzziehungen verweisen in biographischen Settings auf die weiter oben beschriebenen Prozesse der Entgrenzung und Begrenzung. Die Projektmetapher verweist neben einer inhaltlichen Kontrolle auf ein Zeitregime, welches sich durch Diskontinuität auszeichnet. Ulrich Bröckling umschreibt dies als eine gesellschaftliche Logik des unaufhörlichen Neubeginns in der *cité par projets*:

An die Stelle eines auf biographischer Kontinuität beruhenden Karrieremodells treten [...] die diskontinuierlichen Rhythmen von Projektplanung, -durchführung, -abschluss und der Suche nach dem Anschlussprojekt. [...] In der industriellen Polis wurde man nie mit etwas fertig, in der projektbasierten hört man nicht auf anzufangen. Das Leben erscheint als eine Abfolge befristeter Engagements (Bröckling 2005: 373).

Die Grenzen, welche zwischen Arbeit und Leben sowie zwischen einzelnen Projekten verlaufen, ordnen die individuelle Biographie. Neben die Sequenzialität des Lebensverlaufs tritt die Parallelisierung und Überschneidung als mögliche Anordnung der Vorhaben. Bildung, Weiterqualifikation, Berufseinstieg, Erwerbsarbeit, Familie, zwischenmenschliche Beziehungen und so weiter werden ad hoc zeitlich angeordnet. Die einzelnen Episoden werden in ihren Zeitstrukturen ausgehandelt, wobei gesellschaftliche Erwartungen ebenso eine Rolle spielen können wie individuelles Unterlassen. Beispielsweise wird zu einem möglichst schnellen und effizienten Studium aufgefordert und dies durch die Bologna-Programmatik forciert. Projekte werden nach N tz-

lichkeit beurteilt und innerhalb verschiedener Sphären wie Erwerbsarbeit, Freizeit, Familie und so weiter ausgehandelt. So wird die Erholung ebenso Teil eines Planungsmechanismus, wenn die Auszeit im *Retreat* oder als *Sabbatical* angestrebt wird. Die Strukturierung des gesamten Lebensentwurfes folgt jener von Hartmut Rosa (2005) beschriebenen Zwickmühle. Die Unmengen an verfügbaren Optionen erzeugen erst den Druck, sich überhaupt mit ihrem Arrangement auseinanderzusetzen. Anne-Kathrin Hoklas untersucht, ähnlich der Ausgangsfrage dieses Aufsatzes, wie Zeitmetaphern in Selbstmanagementliteratur eingesetzt werden, und verweist darauf, dass gerade die Spätmoderne die rationale Planung unmöglich mache (Hoklas 2011: 136 f.). Ihre Suche nach der spezifischen Metapher, welche die Lebensführung in diversen und pluralisierten Settings erfasst, könnte durch die Projektmetapher einen Impuls bekommen.

Projekte und – in einer abstrakten Weise – Projektmanagement stellen hierfür Methoden und Techniken bereit, um die unterschiedlichen Anforderungen zu verwalten. Hinzu kommen die aus der projektbasierten Polis emergierenden Vernetzungsaufgaben, die im Wesentlichen aus dem Knüpfen, Verwalten und Pflegen von Bindungen bestehen. Das ‚Projektmanagement‘ ist deswegen abstrakt, weil es nicht eins zu eins dem ‚klassischen‘ Steuerungswissen der Zertifizierungsprogramme gleicht. Vielmehr steht die immanente Logik des Managements im Vordergrund, welche weiter zu fassen ist als ein rein instrumentell-technokratisches Steuern und Verwalten mit einem spezifischen Methodenset.⁹ Was die Projekte an die Hand geben, ist eine implizite Vorstellung der Selbstorganisation, zu welcher in den letzten Jahren eine Vielzahl von Beratungsliteratur entstanden ist.

Die Projektmetapher erfüllt hierin eine kontrollierende Aufgabe, die sich auf die Ausrichtung der individuellen Entwicklungsfreiheit bezieht. So ist zwar das Individuum prinzipiell frei, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, die Kontrollmacht wirkt allerdings normalisierend. Das heißt, sie akzeptiert Abweichung und führt diese auf ein tolerierbares Ausmaß zurück. Lebensentwürfe werden mittels der steuernden Rationalität auf das Idealbild zurückgeführt, wenn dies nötig scheint. In der Terminologie Foucaults erfüllt die Metapher die Funktion eines Sicherheitsdispositivs: „[D]ie Sicherheit hat [...] die wesentliche Funktion, auf eine Realität zu antworten, so daß diese Antwort jene Realität aufhebt [...]“ (Foucault 2006b: 76). Das Dispositiv stelle eine „Steuerung im Element der Realität“ (Foucault 2006b: 76) dar, welche auf die Realität der menschlichen Lebensentwürfe reagiert und diese anerkennt.

Auch wenn hier von der Kontrolle der Projekte durch die Projekte gesprochen wird, bleibt das Residuum des individuellen Eigensinns. Die Frage einer „Entunterwerfung“ (Foucault 1992: 15) als Akt der Kritik bleibt jedoch unbeantwortet. Sie

9 Martin Parker nimmt diesen Punkt zum Anlass, um eine Kritik am Managementdenken zu formulieren, welchem er einen Begriff des Organisierens entgegenstellt. Seine Einwände richten sich insbesondere gegen den Glauben der Steuerbarkeit und Kontrollierbarkeit von Prozessen, die in der Regel ‚gemanagt‘ werden sollen. Außerdem stellt er sich gegen das Effizienzstreben und den Universalismus, mit welchem Managementwissen in Aus- und Weiterbildung sowie in akademischer Forschung gemeint und angewendet und durch sämtliche gesellschaftlichen Teilbereiche diffundiert wird (Parker 2009). Die Kritik an einem abstrakten Managementdenken, welches seine Grundlagen in den Prinzipien der Moderne findet, wird auch von Barbara Townley vertreten. Sie macht gegenüber der instrumentellen Vernunft eine praktische Vernunft stark, welche die Grundlage für Entscheidungsfindung verschiebt: „While it might not have been ‚rational‘, it was reasonable. It located management in a polis and was guided by values“ (Townley 2002: 568).

oszilliert ebenso zwischen den Polen des konstruierten Möglichkeitsraumes, in welchem etwaige Lebensentwürfe auf die Rechtfertigungsnorm der *cité par projets* bezogen werden. Entsprechend konstituiert das Projektdenken für die Individuen einen Raum tolerabler Abweichung, in welchem sich verschiedene Entwürfe ansiedeln. Die normalisierende Funktion kommt aus dem Projekt selbst. Nach jedem Vorhaben kann, so Bauman (2010: 120), neu begonnen werden, und der Mensch kann sich *neu* entwerfen.

Die Projektmetapher bedient zwei Aspekte, welche eng verwoben sind: Kontrolle und Ordnung. Es liegt in ihrer Bedeutung, eine Form der Organisation darzustellen, die auf das fragmentierte Leben reagiert. Die Individualisierung eröffnet vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten für die Lebenslaufgestaltung, welche einen spezifischen Steuerungsmechanismus benötigt. In den Analysen Michel Foucaults wird dieser als Kontrollmacht identifiziert. Sie geht einher mit der Ausweitung ökonomischer Rationalität und Effizienz als Steuerungsmechanismus. Das Projekt verweist unterschiedlich auf diese Steuerung. Zum einen bezieht es sich auf befristete zeitliche Strukturen, in welchen die einzelnen Vorhaben strukturiert werden. Zum anderen erzeugt es eine Gesamtgliederung des Lebensentwurfs. Es erzeugt Ordnung, indem es die einzelnen Projekte und Entwürfe zusammenstellt. Darüber hinaus wirkt die Metapher kontrollierend, indem sie die Zeitlichkeit der Projekte hervorhebt und Korrekturen im Lebenslauf erlaubt. Die Biographie ist ein andauernder Prozess des Ordnen von Unternehmungen, welche abgebrochen und neu ausgerichtet werden können. Die Kontrolle bezieht sich als normalisierende Kraft auf die Kontingenz, welche in der Individualität liegt.

Blumenbergs Konzeption der Metapher stellt diese als F llung einer Leerstelle dar. Das Projekt ist als Metapher theoretisch unerfüllbar – es ist eben nicht nur ein Programm, sondern die Realisation der individuellen Selbstentwürfe. Die absolute Metapher referenziert eine Bezugnahme auf die Form zeitstruktureller Gestaltung und des Arrangements der Individualprojekte. Die Biographie als Projekt(e) zu betrachten eröffnet den Blick auf die Steuerung „in der Realität“, wie sie Foucault genannt hat. Mögliche Abweichungen werden bis zu einem gewissen Grad akzeptiert. Die Projektmetapher eröffnet somit einen Blick auf den individuellen Eigensinn.

Biographie zwischen Individuum und Gesellschaft

Der Wandel der Normalbiographie zu einem fragmentierten und pluralen Mosaik der projektifizierten Biographie reiht sich in die vielschichtigen Transformationsdynamiken der letzten Jahrzehnte ein. Es ist keine neue Erkenntnis, von zersplitternden Lebensläufen zu schreiben, die sich ‚entinstitutionalisieren‘. Von der Passage der einzelnen Stationen – ‚wie die Perlen des Rosenkranzes, deren vorbestimmte, unabänderliche Reihenfolge jeder Betende getreulich einhalten muß‘ (Bauman 2010: 120) – zu einer individualisierten und parallelierten Biographie vollzieht sich ein Wandel, welcher mit zahlreichen (Um-)Brüchen korreliert. Die Bedeutungsverluste der Kernfamilie und des Normalerwerbsarbeitsverh ltnisses spielen eine wesentliche Rolle. Außerdem müssen gesellschaftlich wirksame, deutungsvermittelnde Dispositive berücksichtigt werden, die in multidimensionalen Fluchtlinien eine Subjektivität fördern und fordern, die ‚kreativ‘ (Reckwitz 2011), ‚unternehmerisch‘ (Bröckling 2007), ‚flexibel‘ (Gottschall/Voß 2005) sowie ‚authentisch‘ (Ehrenberg 2008) sein soll.

Letztendlich bedeutet die Projektifizierung der Biographie auch eine Internalisierung etwaiger Chancen und Risiken des Lebensentwurfes sowie der Verantwortung für das eigene Leben. Die Projektmetapher suggeriert einen Verwaltungsmodus, um Projektrisiken zu bearbeiten und die Selbstwerdung der Menschen nach entsprechenden Kriterien zu ermöglichen. Der spätmodernen Unübersichtlichkeit wird mit den Mechanismen der bürokratischen Verwaltung begegnet: Sichtbarkeit, Berechenbarkeit und Zurechenbarkeit.

Um wahrhaft autonom sein zu können, muß der werdende Superman alle äußeren Einflüsse, die für sein Selbst-Erschaffungs-Projekt schädlich sein könnten, ausschließen oder wenigstens neutralisieren – doch die stärksten äußeren Einflüsse sind nun einmal die Spuren, Sedimente und Folgen jener Handlungen, die er auf seinem Weg zur Selbstvollendung Selbst unternahm (Bauman 2010: 35 f., Herv. i.O.).

Zygmunt Baumanns *Superman*, welchen er an Nietzsches *Übermensch* anlehnt, ist eigenverantwortlich für seine Biographie. Dies lässt die doppelte Funktion der Projektmetapher, zu legitimieren und zu kontrollieren, greifen. Eine unstetige Existenz ‚des Projektemachens‘ ist vorrangig eine Existenz auf Zeit und der Befristung. Im eigentlichen Sinne ist sie *prekär*. In der befristeten und unsicheren Lage wird von verschiedenen Seiten eine neue Steuerungsoption vermutet, welche „*Unsicherheit zu einem zentralen Regulierungsmodus von Gesellschaft*“ (Völker 2015: 130, Herv. i.O.) erhebt.

Bedeutende Interpretationen haben diese Unsicherheit in Verbindung mit strukturell veränderten Verwertungsmodi kapitalistischer Vergesellschaftung interpretiert. Das heißt, die Art und Weise mit welcher kapitalistisches Wirtschaften Wert generiert, nämlich ursprünglich durch die Realisierung von Profiten aus der Produktion materieller Güter, ist krisenhaft geworden und hat sich gewandelt. Eine prominente Diagnose geht daher von einer wachsenden Zentralität immaterieller Arbeit für den Verwertungsprozess aus. Dieser erfasst nun nicht mehr nur die Arbeitskraft des Menschen, sondern seine komplette Identität und Biographie. Die Subjektivität der Arbeit und der Arbeitenden ist ebenso Teil der Wertgenerierung wie materielle Warenproduktion. André Gorz fasst dies als Veränderung der Arbeit als solche auf: „Arbeiten heißt *sich bearbeiten, sich selbst produzieren*“ (Gorz 2004: 20, Herv. i.O.). Hierin finden sich die Ansprüche der projektbasierten Polis ebenso wieder wie Imperative des lebenslangen Lernens oder der kreativen Subjektivität. Die Rhetorik des „Selbstunternehmers“ (Gorz 2004: 29) oder des „Arbeitskraftunternehmers“ (Voß/Pongratz 1998) ist hier nur eine weitere Chiffre für die projektifizierte Existenz, welche Maßstäbe der Rationalität und Effizienz an die eigene biographische Planung anlegt.

Die Projektmetapher ist eine zweiseitige und ambivalente Analogie auf die spätmoderne Biographie. Sie gibt einen rationalen und an Effizienzkriterien orientierten ‚Lebensplan‘ an die Hand. Das Projekt eröffnet hier in der Außenperspektive individuelle Gestaltung. Die Innenperspektive verdeutlicht die immanenten Strukturen, welche die Lebensentwürfe prägen. Die Projektmetapher ist eine Projektionsfolie, welche die Individualität rechtfertigt und den Lebensentwurf in seiner Singularität ernst nimmt, um ihn entlang gesellschaftlicher Konventionen zu entwickeln. Insofern transportiert das Projekt jene ambivalenten Anrufungen, welche die Gesellschaft, die

(Erwerbs-)Arbeit und das Leben insgesamt zwischen Freiheit und Notwendigkeit oszillieren lassen. Die Metapher ist dabei selbst die Projektion, auf welche sich bezogen werden kann und die „handlungsanleitende Kraft“ (Otto/Welskop 2014: 263) zeitigt. Eine Untersuchung individueller Biographien als Ansammlung von Projekten und die Rechtfertigungsstrategien dieser Konstellationen kann Aufschlüsse über die Beziehung zwischen der Individual- und der gesellschaftlichen Ebene geben und aufzeigen, wie sich über die Metapher diskursive Wissensbestände vermitteln. Dass diese Wissensbestände lokal übersetzt und gedeutet werden müssen, deutet die Metaphorik dabei ebenso an. Das Bildliche eröffnet mehrere gültige Interpretations- und Anschlussmöglichkeiten – somit ist die Metapher des Projekts ein pragmatischer Modus, Lebensläufe greifbar zu machen, und dabei mehrere Ebenen gleichermaßen in den Blick zu nehmen. Metaphern dienen somit als wissenschaftliche Heuristik und als Orientierungsfolie in der Praxis. Diesen Vorzug zeigt insbesondere die Projektmetapher als biographische Struktur.

LITERATUR

- Alheit, Peter (1992): Biographizität und Struktur. In: Peter Alheit et al. (Hg.): Biographische Konstruktionen, Bremen, 10-36.
- Alheit, Peter (2010): Identität oder ‚Biographizität‘? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsbildung. In: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden, 219-250. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92488-5_11
- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne, Frankfurt am Main.
- Bachmann, Sascha (2016): Flucht vor der Zivilisation. Untersuchung gesellschaftlichen Aussteigens und zwanghafter Selbstverwirklichung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-12059-7>
- Bauman, Zygmunt (2010): Wir Lebenskünstler, Berlin.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main.
- Blomquist, Tomas und Anders Söderholm (2002): How project management got carried away. In: Kerstin Sahlin-Andersson und Anders Söderholm (Hg.): Beyond project management. New perspectives on the temporary-permanent dilemma, Malmö, Herndon VA, 25-38.
- Blumenberg, Hans (2007): Theorie der Unbegrifflichkeit. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Theorie der Unbegrifflichkeit, Frankfurt am Main, 7-93.
- Blumenberg, Hans (2013): Paradigmen zu einer Metaphorologie, Frankfurt am Main.
- Boltanski, Luc (2007): Leben als Projekt. Prekarität in der schönen neuen Netzwerkwelt. <http://www.polar-zeitschrift.de/position.php?id=110#110> (Zugriff: 15.3.2016).
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2001): Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel. In: Berliner Journal für Soziologie 11 (4), 459-477. <https://doi.org/10.1007/BF03204032>
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2006): Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz.
- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot (2007): Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg.
- Boltanski, Luc und Laurent Thévenot (2011): Die Soziologie der kritischen Kompetenzen. In: Rainer Diaz-Bone (Hg.): Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie, Frankfurt am Main, 43-68.
- Bröckling, Ulrich (2005): Projektwelten. Anatomie einer Vergesellschaftungsform. In: Leviathan 33 (3), 364-383. <https://doi.org/10.1007/s11578-005-0047-7>

- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt am Main.
- Bröckling, Ulrich, Susanne Krasmann und Thomas Lemke (Hg.) (2004): Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main.
- Defoe, Daniel (1975): Über Projektemacherei, Wiesbaden.
- Deleuze, Gilles (1993): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, Unterhandlungen. 1972-1990, Frankfurt am Main, 254-262.
- Dyk, Silke van (2009): Gegenstrategien als (neue) Systemressource des Kapitalismus? Zur Problematisierung einer populären Zeitdiagnose. In: PROKLA. 39 (157), 663-680.
- Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt am Main.
- Ekstedt, Eskil (2009): A new Division of Labour. The “Projectification” of Working and Industrial Life. In: Marie-Ange Moreau (Hg.): Building anticipation of restructuring in Europe, Brüssel, 31-53.
- Etzemüller, Thomas (2012): Biographien. Lesen – erforschen – erzählen, Frankfurt am Main.
- Flusser, Vilém (1994): Vom Subjekt zum Projekt. Menschwerdung, Bensheim, Düsseldorf.
- Foucault, Michel (1986): Die Sorge um sich, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik?, Berlin.
- Foucault, Michel (2005a): Die Maschen der Macht. In: Daniel Defert, François Ewald und Jacques Lagrange (Hg.): Schriften in vier Bänden, Frankfurt am Main, 224-244.
- Foucault, Michel (2005b): Technologien des Selbst. In: Daniel Defert, François Ewald und Jacques Lagrange (Hg.): Schriften in vier Bänden, Frankfurt am Main, 966-999.
- Foucault, Michel (2006a): Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France, 1978-1979, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (2006b): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France, 1977-1978, Frankfurt am Main.
- Gaddis, Paul O. (1959): The Project Manager. In: Harvard Business Review 37 (3), 89-97.
- Gehring, Petra (2010): Erkenntnis durch Metaphern? Methodologische Bemerkungen zur Metaphernforschung. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen, Wiesbaden, 203-220. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92164-8_12
- Gehring, Petra (2014): Metapher. In: Robert Buch und Daniel Weidner (Hg.): Blumenberg lesen. Ein Glossar, Berlin, 201-213.
- Gorz, André (2004): Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie, Zürich.
- Gottschall, Karin A und G. Günter Voß (2005): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung. In: Karin Gottschall und G. Günter Voß (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag, München, Mering, 11-33.
- Graefe, Stefanie (2010): Effekt, Stützpunkt, Überzähliges? Subjekt zwischen hegemonialer Rationalität und Eigensinn. In: Johannes Angermüller und Silke van Dyk (Hg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen, Frankfurt am Main, New York, 289-313.
- Grey, Christopher (1994): Career as a Project of the Self and Labour Process Discipline. In: Sociology 28 (2), 479-497. <https://doi.org/10.1177/0038038594028002007>
- Griese, Birgit (2010): Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung. In: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden, 115-146. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92488-5_7
- Hanemann, Laura (2014): Solo-Selbständigkeit zwischen Sicherheitsdefizit und Standardisierungsaversion. Aber ich leb‘ lieber mit der Unsicherheit als mit dieser Sicherheit“. In: Claudia Gather et al. (Hg.): Die Vielfalt der Selbständigkeit. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einer Erwerbsform im Wandel, Berlin, 213-229. <https://doi.org/10.5771/9783845267845-213>

- Hanemann, Laura (2016): Zwischen Zeitsouveränität und Zeitpanik. Zum Lebensrhythmus der Solo-Selbstständigen, Konstanz, München.
- Hanemann, Laura und Yannick Kalff (2013): Zeitautonomie und Kontrollverlust. Belastende Arbeit, erschöpfte Subjekte?. In: Susanna Brogi et al. (Hg.): Repräsentationen von Arbeit. Transdisziplinäre Analysen und künstlerische Produktionen, Bielefeld, 213-246.
<https://doi.org/10.14361/transcript.9783839422427.213>
- Hanses, Andreas (2011): Biographie und Subjekt – Annäherungen an einen komplexen und widerspruchsvollen Sachverhalt. In: Heidrun Herzberg und Eva Kammler (Hg.): Biographie und Gesellschaft. Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst, Frankfurt am Main, 333-349.
- Hodgson, Damian E. (2002): Disciplining the professional. The case of project management. In: Journal of Management Studies 39 (6), 803-821.
<https://doi.org/10.1111/1467-6486.00312>
- Hodgson, Damian E. und Svetlana Cicmil (2006): Are Projects Real? The PMBOK and the Legitimation of Project Management Knowledge. In: Damian E. Hodgson und Svetlana Cicmil (Hg.): Making Projects Critical, Basingstoke, 29-50.
https://doi.org/10.1007/978-0-230-20929-9_2
- Hoklas, Anne-Kathrin (2011): Ausgenutzt und totgeschlagen. Metaphern der Zeit in populärwissenschaftlichen Zeitratgebern. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern, Wiesbaden, 121-139.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-93445-7_8
- Hölscher, Lucian (2016): Die Entdeckung der Zukunft, Göttingen.
- Jacob, Ernst Gerhard (1929): Daniel Defoe, Essay on Projects (1697). Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie, Leipzig.
- Junge, Matthias (2010a): Der soziale Gebrauch der Metapher. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern in Wissenskulturen, Wiesbaden, 265-279.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-92164-8_15
- Junge, Matthias (Hg.) (2010b): Metaphern in Wissenskulturen, Wiesbaden.
- Junge, Matthias (Hg.) (2011): Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern, Wiesbaden.
- Junge, Matthias (Hg.) (2014): Methoden der Metaphernforschung und -analyse, Wiesbaden.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob von (1970): Gedanken von Projecten und Projectmachern, Gesammelte politische und Finanz-Schriften über wichtige Gegenstände der Staatskunst, der Kriegswissenschaften und des Kameral- und Finanzwesens, Aalen, 256-281.
- Kalff, Yannick (2014): Projekte als Nordwest-Passage. Zeit und Zeitlichkeit als Regierungs-rationalität. In: Ronald Hartz und Matthias Rätzer (Hg.): Organisationsforschung nach Foucault. Macht – Diskurs – Widerstand, Bielefeld, 191-210.
- Klopotek, Felix (2004): Projekt. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann und Thomas Lemke (Hg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt am Main, 216-221.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1), 1-29.
- Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf. Ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002, Opladen, 525-545.
- Krajewski, Markus (2004): Über Projektmacherei. Eine Einleitung. In: Markus Krajewski (Hg.): Projektmacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns, Berlin, 7-25.
- Lehmann, Maren (2004): Karriere als Projekt. In: Markus Krajewski (Hg.): Projektmacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns, Berlin, 49-63.

- Lemke, Thomas (2000): Neoliberalismus, Staat und Selbsttechnologien. Ein kritischer Überblick über die governmentality studies. In: Politische Vierteljahresschrift 41 (1), 31-47. <https://doi.org/10.1007/s11615-000-0003-8>
- Lessenich, Stephan (2009): Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In: Klaus Dörre, Stephan Lessenich und Hartmut Rosa (Hg.): Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt am Main, 126-177.
- Maye, Harun (2011): Metaphorologie. In: Harun Maye und Leander Scholz (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaft, 119-144.
- Otto, Danny und Nelly Welskop (2014): Handlungsanregende Potentiale einer schallenden Metapher – eine empirische Untersuchung der Metapher als Aktant. In: Matthias Junge (Hg.): Methoden der Metaphernforschung und -analyse, Wiesbaden, 251-269. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02094-1_14
- Parker, Martin (2009): Managerialism and its Discontents. In: Stewart R. Clegg und Cary L. Cooper (Hg.): Macro Approaches, Los Angeles, London, 85-98. <https://doi.org/10.4135/9781849200455.n5>
- Pfeiffer, Astrid (2004): Vom Pyramidenbau zum Manhattan Project. 25 Jahre GPM: Projektmanagement im Spiegel der Zeit – Teil 1. In: Projektmanagement Aktuell 15 (1), 3-9.
- Reckwitz, Andreas (2011): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.
- Reitz, Tilman und Susanne Draheim (2007): Schattenboxen im Neoliberalismus. Kritik und Perspektiven der deutschen Foucault-Rezeption. In: Christina Kaindl (Hg.): Subjekte im Neoliberalismus, Marburg, 109-121.
- Rose, Nikolas (1999): Governing the Soul. The Shaping of the Private Self, London.
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt am Main.
- Sackmann, Reinhold (2013): Lebenslaufanalyse und Biographieforschung. Eine Einführung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19634-3>
- Sackmann, Reinhold und Matthias Wingens (2001): Theoretische Konzepte des Lebenslaufs. Übergang, Sequenz und Verlauf. In: Reinhold Sackmann und Matthias Wingens (Hg.): Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf, Weinheim, München, 17-48.
- Schäfer, Thomas und Bettina Völter (2005): Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Bettina Völter et al. (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden, 161-188. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6_9
- Schmitt, Rudolf (2011): Methoden der sozialwissenschaftlichen Metaphernforschung. In: Matthias Junge (Hg.): Metaphern und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern, Wiesbaden, 167-184. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93445-7_10
- Schumpeter, Joseph A. (2005): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, Tübingen, Bern.
- Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin.
- Siebers, Ruth (1996): Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche. Empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung, Münster, New York, München, Berlin.
- Sombart, Werner (1916): Der Moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, München, Leipzig.
- Stanitzek, Georg (1987): Der Projektmacher. Projektionen auf eine unmögliche" moderne Kategorie. In: Ästhetik & Kommunikation 17 (65/66), 135-146.
- Thomas, Janice (2006): Problematising Project Management. In: Damian E. Hodgson und Svetlana Cicmil (Hg.): Making Projects Critical, Basingstoke, 90-107. https://doi.org/10.1007/978-0-230-20929-9_5
- Townley, Barbara (2002): Managing with Modernity. In: Organization 9 (4): 549-573. <https://doi.org/10.1177/135050840294003>

- Türk, Klaus, Michael Bruch und Thomas Lemke (2006): *Organisation in der modernen Gesellschaft. Eine historische Einführung*, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-90152-7>
- Völker, Susanne (2015): Phänomene der Prekarisierung. Entsicherung und erschöpfte Arbeits- und Lebensarrangements. In: Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf und Susanne Völker (Hg.): *Feministische Kapitalismuskritik. Einstiege in bedeutende Forschungsfelder*, Münster, 126-138.
- Voß, G. Günter und Hans J. Pongratz (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1), 131-158.

Zusammenfassung

Projekte stehen für einen aktiven Lebensstil, der auf Kreativität, Innovation, Flexibilität und Befristung verweist. Projekte sind nicht nur Einzelunternehmungen, die bewältigt werden sollen; sie erzeugen ein biographisches Narrativ, nach welchem Menschen ihr Leben orientieren. Darüber hinaus verweisen sie auf klare Strukturen, die durch Verwaltungslogiken organisiert werden. Projekte sind verwaltete Organisationszusammenhänge und suggerieren ein modernistisches Ordnungsdenken, welches sich in Zeitplänen, Fristen und Befristung ausdrückt. Ein solcher biographischer Selbstentwurf kann sich eines metaphorischen Projektbegriffs bedienen. Dieser Beitrag fragt nach den Implikationen und den verwaltenden Funktionen der Projektrhetorik in Biographien. Die These ist, dass projektifizierte Biographien spezifische Ordnungs- und Steuerungsmechanismen sowie Rechtfertigungsordnungen aufgreifen und so Lebensläufe selbstverantwortlich verwaltbar und planbar machen.

Der Beitrag befasst sich zunächst mit den Begriffen Lebenslauf und Biographie, bevor er sich dann der Begriffsgeschichte und einer kurzen Darlegung von Blumenbergs Metaphorologie widmet. Die Metapher des Projekts wird als pragmatische Annäherung an ein Strukturprinzip interpretiert. Dieses wird zum einen als Rechtfertigungsordnung gelesen und zum anderen als Kontrollmodus interpretiert. Abschließend schlägt der Beitrag einen Bogen und diskutiert, wie individueller Lebenslauf und biographische Singularität den Kern einer spätmodernen Subjektivität bilden, deren diskursive Vermittlung im Individuum eingeschrieben und doch offen für das Eigensinnige ist.

Vom Glück der Berufung

„Glück“ als Topos in Berufsbiographien des wissenschaftlichen Nachwuchses

Caroline Richter

1. Einleitung

Die wissenschaftliche Laufbahn mit der Professur als ihrem idealtypischen Endpunkt wird schon seit Langem als Berufsbiographie mit ausgeprägten Risiken und hoher Ungewissheit charakterisiert und diskutiert (Weber 1919; Kraus 2000; Reuter et al. 2016). Vor diesem Hintergrund befasste sich das organisationssoziologische Forschungsprojekt „Organisation von Vertrauen“, Teilprojekt des Verbundes „Vertrauen und Wissenschaftlicher Nachwuchs (VWiN)“ mit den strukturellen Bedingungen dieser beruflichen Laufbahn. Anhand problemzentrierter Interviews wurden individuelle Erlebnisse und Deutungen von Aspirantinnen und Aspiranten, die diesen Weg beschreiten, wie auch von Professorinnen und Professoren, die im Zuge der akademischen Selbstverwaltung für die Selektion verantwortlich sind, erhoben und ausgewertet. Untersucht wurde vor allem, welche Bedeutung der Faktor Vertrauen für die Laufbahnen von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern hat. Aus dieser Perspektive überraschte bei der Auswertung der Interviews die Häufigkeit, mit der die Interviewten in der Darstellung ihrer Biographien den Begriff „Glück“ verwendeten und damit eine spezifische individuelle Zurechnung von Erfolg zum Ausdruck brachten. Warum verweisen die Akteure im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Laufbahn so häufig auf Glück?

Die Rekonstruktion ihres Umgangs mit diesem Topos und den damit zum Ausdruck gebrachten Spezifika wissenschaftlicher Sozialisation erlaubt Rückschlüsse darauf, wie Universitäten die Berufsbiographien ihres wissenschaftlichen Nachwuchses verwalten. Der Begriff der Verwaltung wird hierbei als strukturierender Einfluss verstanden, der durch den organisationalen Rahmen von Universitäten und die für die Selektion von Aspirantinnen und Aspiranten zuständige Professorenschaft ausgeübt wird. Dieses über die formale Verwaltung als zentrale Einheit an Universitäten hinausgehende Verständnis ermöglicht, die spezifischen Bedingungen von wissenschaftlichen Biographien mit ihren vorrangig in Bezug zur Professorenschaft bestehenden Risiken und Abhängigkeiten in den Blick zu nehmen.

Eine Auseinandersetzung mit Glück in wissenschaftlichen Biographien, die sowohl das Verwalten auf Organisationsebene als auch das Verwalteterwerden auf Akteurebene berücksichtigt, wurde bisher noch nicht unternommen. Sie ist zeitdiagnostisch interessant und wichtig: Die Literatur beschreibt den Weg zur Universitätsprofessur als einen riskanten, der geprägt ist von den habituellen Anforderungen der Scientific Community und den Besonderheiten von Profibürokratien (Mintzberg 1979), die ihren Nachwuchs durch die Expertinnen und Experten des jeweiligen Fa-

ches heranbilden lassen. Die Untersuchung von Glück als Topos in Berufsbiographien von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern ermöglicht es, die feldspezifischen Selbstentwürfe als Spiegel und Ergebnis strukturierender Einflüsse durch Verwaltung in wissenschaftlichen Laufbahnen zu analysieren.

Der vorliegende Beitrag zeigt, ausgehend von der empirischen Verwendung des Begriffs Glück, wie die Befragten die Entwicklung ihrer Laufbahn als biographische Folge eines Einflusses durch die Universität und die Professorenschaft einordnen. Zunächst werden Grundlegungen aus der Glücksforschung vorgestellt und dann auf die wissenschaftliche Biographie bezogen. Die spezifischen Bedingungen von Wissenschaftslaufbahnen bis zur Berufung werden dann, ausgehend von einer Beschreibung der strukturellen Ebene der Organisation und der habituellen Ebene der professionellen Sozialisierung, konkretisiert. Dabei werden zunächst Universitäten als Profibürokratien mit loser Kopplung zwischen dem formal verwaltenden Bereich (zentrale Verwaltung) und inhaltlich verwaltenden Bereich (dezentrale Professorenschaft) dargestellt und dann Befunde zu habituellen Anforderungen an die Selbstentwürfe von Aspirantinnen und Aspiranten referiert. Anschließend an diese Kontextualisierung werden auf Basis von Interviewauszügen verschiedene feldspezifische Formen von Glück gezeigt: Glück als Zufall, Glück als Spaß und Glück als Förderung. Die Analyse von Facetten des kommunikativen Einsatzes von Glück als biographischem Topos zeigt, dass es unzureichend ist, „Glück“ in seinen verschiedenen kommunikativen Verwendungen in biographischen Selbstentwürfen von (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausschließlich mit „Zufall“ gleichzusetzen.

2. Glück, Wissenschaft und Univresität

2.1 Glück

Der Begriff „Glück“ beschreibt „körperlich-sinnliche oder sinnerfüllte, intensivglühende oder transzendenzlastige, zufällig sich einstellende oder durch eigenes Streben errungene Glückszustände“ (vgl. Hörisch 2011: 13). Dieses Phänomen oder Konstrukt ist seit vielen Jahren Gegenstand einer breiten interdisziplinären Glücksforschung. Als analytische Kategorie bleibt Glück dennoch (nicht nur) aus einer empirischen Forschungsperspektive ebenso voraussetzungsreich wie herausfordernd. In der Soziologie haben besonders Bellebaum (1994), Braun (2004, 2010) und Hettlage (2015, gemeinsam mit Bellebaum 2010) den breiten Bedeutungshorizont dieses Begriffs systematisiert und gesellschaftliche Bedingungen für Glückserfahrungen identifiziert.

Hettlage (2015) unterscheidet besonders drei Sinnprovinzen der Glücksforschung und ihre jeweiligen Begriffe von Glück: erstens als Bezeichnung für ein sich in Zufällen realisierendes Schicksal, dem positiv gedeutete Erlebnisse und Freuden zugerechnet werden; zweitens als Beschreibung eines Gefühlsäquivalents, das sich zum Beispiel in Lifestyle-Moden und ihren spezifischen Konzepten wie *happiness* und *well-being* zeigt; drittens als Streben nach Eudämonie im Sinne von Aristoteles, d.h. als Lebensführungsglück und Glückseligkeit, die auf einen ganzheitlichen Lebensentwurf abzielen und sich in Kulturvariationen und dem Habitus der Akteure manifestieren (ebd.: 19 ff.). Gemeinsam ist diesen verschiedenen Facetten der Bedeutung von Glück, dass sie immer auch eine Auffassung vom „richtigen Sein“ und „richtigen

Handeln“ spiegeln (vgl. Hörisch 2011). Wer Glück hat, muss also vom Schicksal begünstigt sein, „richtig sein“ oder etwas „richtig gemacht haben“. Das Konzept Glück beinhaltet somit einerseits eine Dimension von Verdienst und Belohnung, andererseits auch eine Dimension von Zufälligkeit, die so eingeordnete Entwicklungen als außerhalb der individuellen Verantwortung oder dem individuellen Einfluss liegend kennzeichnet.

Wer seine Berufsbiographie so erlebt, dass sie den eigenen Wünschen, Interessen und Begabungen entspricht, wer eine als attraktiv bewertete Arbeitsstelle erlangt hat, kann von sich behaupten, Glück gehabt zu haben: Glück, zur richtigen Zeit auf das richtige Stellenangebot aufmerksam geworden zu sein; Glück, fachlich wie persönlich am besten in das Anforderungsschema gepasst zu haben und eingestellt worden zu sein; Glück, diese Arbeitsstelle behalten oder sie als Sprungbrett für eine Weiterentwicklung genutzt haben zu können.

Für eine (erfolgreiche) Berufsbiographie ist Glück eine Voraussetzung – das erscheint intuitiv plausibel, weil gerade akademische Laufbahnen von zahlreichen Risiken begleitet und ihre Bedingungen zum großen Teil nicht kontrollierbar sind. Die Auseinandersetzung mit Aussagen, in denen Glück explizit als Begründungskategorie herangezogen wird, lässt, wie zu zeigen sein wird, über individuelle Deutungen und Zurechnungen von Ereignissen auf das Konstrukt Glück hinaus Rückschlüsse zu, auf organisationale Angebote für und Anforderungen an wissenschaftliche Berufsbiographien und biographische Selbstentwürfe. Denn diese werden weniger durch die formale Verwaltung an Universitäten geprägt, sondern vielmehr über die inhaltliche und damit für die Selektion von Aspirantinnen und Aspiranten relevante Verwaltung durch die Professorenschaft.

2.2 Glück und wissenschaftliche Biographie

Eine klassische Wissenschaftskarriere beginnt mit der Promotion als Abrundung eines Universitätsstudiums, setzt sich nach der Postdoc-Phase mit einer Juniorprofessur oder Habilitation fort und mündet schließlich in der Berufung und damit in der Universitätsprofessur. Unter einer „wissenschaftlichen Karriere“ wird in Deutschland dementsprechend ausschließlich das Erlangen einer Universitätsprofessur verstanden (vgl. Minssen 2016). Eine Berufung auf eine Professur ist auch nahezu unerlässlich, um dauerhaft als Wissenschaftler an einer deutschen Universität arbeiten zu können. Unbefristete Stellen im Mittelbau sind rar, und das Wissenschaftszeitvertragsgesetz sieht für den wissenschaftlichen Mittelbau auch nach der jüngsten Reform weiterhin ein zeitlich befristetes Arbeiten vor.

Risiken und Unsicherheiten ergeben sich typischerweise durch arbeitsvertragliche Regelungen (Befristungen mit zum Teil sehr kurzen Laufzeiten; Teilzeitbeschäftigung), Drittmittelabhängigkeit, aber auch mit Blick auf die Wahrscheinlichkeit und Berechenbarkeit der Berufung – aufgrund der begrenzten Zahl zu besetzender Professuren ebenso wie aufgrund intransparenter Anforderungen und Auswahlkriterien. Schließlich erschwert ein mit durchschnittlich 41 Jahren hohes Erstberufungsalter friktionsfreie Ausstiege aus dem Wissenschaftssystem (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017; Kahlert 2013). Zugleich ist angesichts breiterer Zugänge zur Universität, hervorgerufen durch Reformen und gesellschaftlichen Wandel, und gestiegener Anforderungen durch Bedingungen der Drittmittelfinanzierung der Wettbewerb unter den Aspirantinnen und Aspiranten immens (vgl. Torka 2015).

So sind Wissenschaftsbiographien charakterisiert durch eine Ungewissheit zwischen „Hauptgewinn“ und „Ausschluss“ und wurden deshalb auch als Laufbahnen „[z]wischen W3 und Hartz IV“ (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2013), als „vertrackt“ (Funken et al. 2015) und als „Entrepreneurshipping in unvollkommen Märkten“ (Matthies 2005) bezeichnet. Das spezifische Risiko liegt nicht nur im ungewissen Aufstieg – eine garantierte steile Karriere ist auch in anderen Bereichen eine Seltenheit –, sondern in der gleichzeitigen Unmöglichkeit, abgesichert und längerfristig eine mittlere, bereits erreichte Position einzunehmen.

Die Bedingungen einer wissenschaftlichen Laufbahn erscheinen damit trotz gesellschaftlicher Veränderungen und zahlreicher Universitätsreformen seit hundert Jahren in wichtigen Aspekten nahezu unverändert. Max Webers Rede zu „Wissenschaft als Beruf“ aus dem Jahr 1919 gilt auch für heutige Analysen von wissenschaftlichen Laufbahnen noch als geeigneter Referenzpunkt (vgl. z.B. Reuter/Berli/Tischler 2016). Darin charakterisierte er die akademische Laufbahn als riskant und von hoher Ungewissheit geprägt:

Ob es einem solchen Privatdozenten, vollends einem Assistenten, jemals gelingt, in die Stelle eines vollen Ordinarius und gar eines Institutsvorstandes einzurücken, ist eine Angelegenheit, die einfach Hasard ist. Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt (Weber 1921: 6).

Die Auswahl der Kandidaten vollziehe sich in ähnlicher Weise wie Papstwahlen oder amerikanische Parteikonvente: als Kompromiss, der oft die besten Köpfe ausschließe. Die Zahl der richtigen Besetzungen durch Kandidatinnen und Kandidaten, die sich nach ihrer Berufung als geeignet beweisen, sei zwar sehr bedeutend, wenn aber junge Gelehrte zu ihm kämen und um Rat bezüglich der Entscheidung zur Habilitation bäten, sei „die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen“ (ebd.: 6).

Als zentrale individuelle Voraussetzung für eine wissenschaftliche Laufbahn aufseiten der Aspiranten (jenseits der strukturellen Rahmenbedingungen) beschrieb Weber akademische Leidenschaft, die weniger Beruf als Berufung sei. Diese Leidenschaft erfordere ein nicht-stählernes Gehäuse, keine Bürokratie, sondern Rausch und Eingebung. Weber verwendet in diesem Zusammenhang zwar weder den Begriff des Glücks noch den des Hasards explizit, doch zeigt seine Schilderung der Motive und des Selbstentwurfs für eine wissenschaftliche Laufbahn doch eine deutlich erkennbare Nähe zu Eudämonie, Wohlfühl und Lebensführungsglück, und zwar durch und in der Wissenschaft.

Der Begriff des Hasard ist in Bezug auf das hier verfolgte Interesse durchaus spannend. Im Französischen steht „hasard“ für Zufall und Risiko im Sinne von Glück, Chance und Fügung, im Englischen bedeutet „hazard“ Zufall und Risiko mit der Konnotation von Wagnis, Gefahr oder Gefährdung. Zwar nutzt Weber die französische Schreibweise, bedient sich inhaltlich aber des englischen Bedeutungshorizonts. Seiner These zufolge ist eine Wissenschaftskarriere eine fragile, ein in hohem Maße fremdbestimmtes Glücksspiel mit riskantem Einsatz. Auch Graf (2016) fokussiert in ihrer Untersuchung zu wissenschaftlichen Karrieren den Aspekt des Zufalls (neben Leistung und Herkunft) und setzt den Weg zur Professur explizit mit einem „Glücks-

spiel“ gleich (vgl. ebd.: 158). Sie zielt dabei ebenso wie Weber auf die strukturellen Rahmenbedingungen ab, also die Art und Weise, wie Laufbahnen verwaltet werden, und greift damit die eher negativ geprägte englische Deutung von Hazard auf.

2.3 Strukturierender Einfluss von Universität: Spezifika einer Profibürokratie

Organisationen werden im Allgemeinen definiert als „soziale Gebilde, die dauerhaft ein Ziel verfolgen und eine formale Struktur aufweisen, mit deren Hilfe Aktivitäten der Mitglieder auf das verfolgte Ziel ausgerichtet werden sollen“ (Kieser/Walgenbach 2010: 6). Noch spezifischer können Universitäten beschrieben werden als Profibürokratien (Mintzberg 1979: 189). Charakteristika von Profibürokratien, Expertenorganisation bzw. „professional bureaucracy“ sind ein dezentraler, aber starker Kern und eine zentrale, aber schwache Steuerung. Den dezentralen Kern von Universitäten, der von Expertinnen und Experten – vorrangig Professorinnen und Professoren – bestimmt wird, bilden Forschung und Lehre; seine Produkte sind Wissen und Wissensvermittlung. Diesem Kern steht ein schwaches zentrales Management gegenüber, bei dem es kaum externe Kontrolle und nur ein schwaches Qualitäts- und Risikomanagement gibt (vgl. Engler 2001; Wilkesmann/Schmid 2012).

Universitäten verfolgen also als Organisationen erstens die Ziele Wissensgenese und Wissensvermittlung. Zur Erreichung dieser Ziele definieren sie zweitens über ihre formale Struktur Aufgaben und Tätigkeiten, die in besonderem Maße geeignet sind, die Zielerreichung durch ihren wissenschaftlichen Kern, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, zu sichern (vgl. Mintzberg 1979; Wilkesmann/Schmid 2012). Sie stellen drittens einen dauerhaften Zusammenschluss dar, bei dem sich Mitgliedschaft bzw. Angehörigkeit in der Regel durch Immatrikulation, Stipendienbescheide oder Arbeitsverträge manifestiert. Dabei ist allerdings zu fragen, welche Rolle für (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Mitgliedschaft in einer konkreten Universität als Bezugspunkt individuellen Handelns und biographischer Selbstentwürfe gegenüber der Zugehörigkeit zur konkreten Scientific Community spielt. Dies ist bei Universitäten ein wichtiger Aspekt, der für den zentralen Bereich (Verwaltung, Präsidium etc.) sicherlich anders zu bewerten ist als für den dezentralen Kern der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Letztere agieren als Wissenschaftsgemeinschaft, als Bezugsrahmen sind für sie ihre fach- und disziplinbezogenen Communities relevant, während die Universität als lose gekoppeltes System¹ „nur“ die Vertragspartnerin für den Arbeitsvertrag darstellt. Die Universität tritt als Marke oder Unternehmen karriererelevant entsprechend wenig in Erscheinung (vgl. Briedis et al. 2014; Matthies 2015).²

Auch wenn das Wissenschaftssystem oben als, seit Weber, in wichtigen Aspekten weitgehend unverändert beschrieben wurde, haben im Universitätssystem durchaus Veränderungen stattgefunden. Die Herrschaft der „akademischen Oligarchie“ (Clark 1983; zitiert nach Hüther/Krücken 2016: 133) und als „organisierte Anarchie“ (Cohen

1 Sogenannte lose Kopplungen (Weick 1985) liegen vor, „wenn zwei getrennte Systeme entweder nur wenige Variablen gemein haben oder ihre gemeinsamen Variablen im Vergleich mit anderen das System beeinflussenden Variablen schwach sind. Zwei Systeme, die durch wenige oder schwache gemeinsame Variablen verbunden sind, werden als lose gekoppelt bezeichnet“ (ebd.: 163). Die Universitäts-einheiten Verwaltung und Wissenschaft sind miteinander lose gekoppelt (vgl. auch Nickel 2012).

2 Ganz anders ist das z.B. in den USA oder England, wo die Top-Universitäten (z.B. Yale, Stanford oder Cambridge) Markenstatus beanspruchen und haben.

et al. 1972), in der der Nachwuchs sehr stark von den einzelnen Professorinnen und Professoren abhängt, wurde im Jahr 1973 transformiert, als das Bundesverfassungsgericht die etablierte „Ordinarienuniversität“ mit der sogenannten „Gruppenuniversität“ in eine weniger personenabhängige und stärker demokratisierte Organisationsform überführte (vgl. u.a. Kehm 2012: 17 ff.). Mit der „Gruppenuniversität“ wurde eine Organisationsform etabliert, die den Anspruch erhebt, das Handeln ihrer Mitglieder durch verbindliche Gremienentscheidungen zu koordinieren. Seither befinden sich die deutschen Hochschulen in einem fortdauernden Reformprozess, der durch eine von der Politik angeordnete Agenda der Modernisierung von Hochschulen als Teil des öffentlichen Sektors forciert wird. Die Hochschulen sollen effektiver und effizienter werden und flexibler auf die ökonomischen und gesellschaftlichen Bedarfe der modernen Wissensgesellschaften reagieren. Dabei ist weitgehend Konsens, dass sich die Universitätslandschaft grundsätzlich am Leitbild des „New Public Management“ (NPM) orientieren soll (Bogumil et al. 2013). Infolge dieser Veränderungen begreifen sich Universitäten immer weniger als loser Zusammenschluss von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sondern zunehmend als „entrepreneurial universities“ – also als Organisationen, deren einzelne Teilsysteme ineinandergreifen, um gesellschaftlich benötigte Produkte bzw. Leistungen gemeinsam hervorzubringen (vgl. Riegraf et al. 2010).³

Zugleich ist eine immanente Schwäche von Profibürokratien – und von Universitäten als solchen – ihre Innovationsresistenz, durch die sich Prozesse und Strukturen nur sehr langsam und zögerlich verändern. Die akademische Selbstverwaltung als ein Ausdruck dieser Organisationslogik sichert den Professorinnen und Professoren breite Befugnisse bei der Personalauswahl und Personalentwicklung zu, die Administration ist lediglich für die formalen Regeln zuständig und überwacht die Einhaltung der Anforderungen nach Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Der Berufsstand der Professorinnen und Professoren ist traditionell gewohnt, relativ interessenautonom „in Einsamkeit und Freiheit“ seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit nachzugehen und Nachwuchs durch individuelle Laufbahnförderung und Berufungsverfahren weitgehend restriktionsfrei und selbstständig zu rekrutieren (vgl. Engler 2001; Wilkesmann/Schmid 2012).

Eine Ursache für das Risiko- und Ungewissheitspotenzial in Bezug auf wissenschaftliche Laufbahnen und die Chance, langfristig und planbar als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler tätig bleiben zu dürfen, ist also auf der strukturellen Ebene der Organisation verankert. Mit den Risiken und Ungewissheiten einer Laufbahn in der Organisationsform ‚Profibürokratie Hochschule‘ zu leben, sie zu akzeptieren und auszuhalten, sie gegebenenfalls erfolgreich, d.h. mit einer Berufung auf eine Professur zu bewältigen, erfordert situative schicksalhafte Wendungen, die „das Unmögliche möglich machen“, so ist es zumindest bis hierhin anzunehmen. Glück in Bezug darauf, wie die Organisation mit der von Bürokratie und Professorenschaft verwalteten Laufbahn umgeht, müsste demnach auf die erste der Sinnprovinzen von Glück nach Hettlage abzielen: ein sich im Zufall realisierendes Schicksal. Die wissenschaftliche

3 Dabei zeigt sich, dass derartige Ökonomisierungsprozesse besondere Anknüpfungsmöglichkeiten für Gleichstellungsthemen wie Diversity Management oder Gender Mainstreaming bieten (vgl. Riegraf/Weber 2014). In diesem Wandlungsprozess werden allerdings nicht nur Chancen gesehen, sondern auch kritisch „Demokratieverluste“ beleuchtet, insofern Kriterien von Leistung und Exzellenz neue Machtverhältnisse formieren (vgl. Aulenbacher et al. 2015).

Biographie erscheint deshalb als schicksalhaft, weil sie vorrangig von den Präferenzen und habituellen Zuschreibungen der Professorenschaft und damit eher nachrangig von organisationalen Strukturen beeinflusst wird. Auch wenn die bürokratischen Organisationsstrukturen und Arbeitsbedingungen an Universitäten seit Webers Zeiten keineswegs unverändert geblieben sind, sind die Laufbahnbedingungen weiterhin vom Geist der riskanten Karrieren bestimmt.

Als organisationale Gebilde haben Universitäten einen eher geringen strukturierenden Einfluss auf die biographischen Selbstentwürfe ihrer wissenschaftlichen Mitglieder, das legt die skizzenhafte Beschreibung von Universitäten als (Experten-) Organisationen nahe. Viel entscheidender erscheint der Zugang zur Professorenschaft bzw. zur Wissenschaftscommunity, deren institutionalisierte Handlungen, Einstellungen und Bewertungen habituell prägen und in habituellen Anforderungen münden. Entsprechend werden akademische Laufbahnen in der Literatur vorrangig als habituelle Dimensionen des Berufsstands und einer wissenschaftlichen Identität dargestellt. Diese habituellen Dimensionen wirken aber zugleich in die Universität als Organisationen und auf deren Strukturen zurück.

2.4 Habituelle Anforderungen in der wissenschaftlichen Gemeinschaft

Die Universität stellt mit ihrer zentralen Einheit der Verwaltung und der in ihr dezentral agierenden Professorenschaft zum einen den organisationalen Rahmen dar, zum anderen ist sie der Schauplatz, an dem habituelle Anforderungen als Selektionskriterien wirksam werden. Die „Spielregeln“ für wissenschaftliche Laufbahnen werden als weitgehend informell tradiertes, implizites Wissen über die Kulturen der Scientific oder Professional Communitys gefasst und gehen mit besonderen habituellen Anforderungen einher (z.B. Beaufaÿs 2003, 2006, 2015; Beaufaÿs/Krais 2007; Engler 2001). Sie beziehen sich auf bestimmte Merkmale, die den universitären Kontext charakterisieren. Während manche Kriterien weitgehend formalisiert und quantifizierbar sind (z.B. Publikationen oder erfolgreiche Drittmittelakquise), sind Selektionsmerkmale, die zum impliziten Wissen der jeweiligen Scientific oder Professional Community gehören, für den wissenschaftlichen Nachwuchs weitaus schwieriger zu erfassen, denn sie lassen sich nicht aus öffentlich zugänglichen Anforderungskatalogen erschließen.

Professionelle Prägung wird an der Universität zunächst im Rahmen einer Lehrer-Schüler-Dyade der professoralen Nachwuchsförderung praktiziert (vgl. Kehm 2008). Das professorale Erbe wird dabei ohne explizite Reflexion durch wert- und methodenkonservative Nachahmung weitergereicht. Um sich Anerkennung und Unterstützung zu verdienen und damit eine Chance auf Verbleib im vertrauten Milieu der Wissenschaft zu gewinnen, muss der Nachwuchs ein bestimmtes Ethos und bestimmte Normen übernehmen:

Einerseits werden Disziplin und Ernsthaftigkeit beschrieben, also eine bestimmte Arbeitshaltung, ein Ethos. Andererseits wird dabei ein Bild vom Abenteuerer der Marke „Lonesome Cowboy“ entworfen, der viel „Staub fressen“ muss, bevor er einen wissenschaftlichen Ertrag herausbekommt, bzw. vom einsamen Asketen, der sich ebenfalls durch staubige Akten wühlt, bis er seinen Schatz heben kann (Beaufaÿs 2003: 130).

Um den eigenen Glauben an das Ethos von „Einsamkeit und Freiheit“ darzustellen, müssen wissenschaftliche Nachwuchskräfte auf ihrem Weg Reflexion, strategisches Geschick und Nachahmung aufbringen und unter Beweis stellen, dass sie den Glauben an ein meritokratisches Prinzip in der Wissenschaft teilen, den Bourdieu (1987) als „illusio“ des akademischen Feldes bezeichnet.

Zukunftsunsicherheit und hohe Mobilitätsanforderungen sind omnipräsente Begleiterscheinungen der modernen Arbeitswelt; die Wissenschaft bildet darin keine Ausnahme. Das Besondere an Wissenschaftslaufbahnen ist aber die existenzentscheidende Dimension des „alles oder nichts“ vor dem Hintergrund knappster Stellenvakanz und ausgeprägter Alternativlosigkeit. Wer sich für eine wissenschaftliche bzw. professorale Laufbahn entscheidet, muss einerseits berufliche Bemühungen in außeruniversitäre Bereiche unterlassen und seine Energien in Forschung, Publikationen, Drittmittelakquise, Auslandsaufenthalte und auch ein wenig Lehre investieren, um die individuelle Exzellenz weiterzuentwickeln. Ein Plan B, alternative Optionen oder Berührungspunkte mit anderen beruflichen Segmenten sind als Bestandteil einer akademischen Laufbahn weder verlangt noch anerkannt. Aspirantinnen und Aspiranten müssen also über eine lange Zeit hinweg sprichwörtlich alles auf eine Karte setzen (vgl. Funken et al. 2015; Kahlert 2013; Matthies 2015).

Die Entscheidung für eine wissenschaftliche Laufbahn muss jedoch keineswegs eine aktive, reflektierte oder gar forcierte Entscheidung sein. Sie kann sich – versteckt hinter den Verlockungen der Forschung – passiv einschleichen, sich Schritt für Schritt immer mehr als naheliegend aufdrängen und schließlich in eine nicht immer bewusste, aber in Kauf genommene Alternativlosigkeit münden. Bis Aspirantinnen und Aspiranten merken, dass es mit einer Berufung vielleicht doch nicht klappt, sind sie oft schon mindestens vierzig Jahre alt – das ist gerade in wenig praxisbezogenen Fächern zu spät, um sich noch für Praxisfelder und Berufstätigkeiten außerhalb der Wissenschaft zu qualifizieren oder für diese attraktiv zu sein (vgl. Briedis et al. 2014; Funken et al. 2015).

Die habituelle Dimension, in der der geteilte Glauben an die „illusio“ und an „Rausch und Eingebung“ Handeln und Sein beeinflusst, könnte sich in einer kommunikativen Verwendung von Glück wiederfinden, die Hettlages zweiter und dritter Sinnprovinz der Glücksforschung und ihren jeweiligen Perspektiven auf das Konstrukt entspricht: Wohlbefinden und ganzheitliche, glückselige Lebensführung.

3. Der Topos „Glück“ in Schilderungen des beruflichen Werdegangs

Mit Blick auf Webers Ausführungen sowie die organisationalen Bedingungen und habituellen Anforderungen lässt sich zum Konnex von Glück und wissenschaftlicher Berufsbiographie an Universitäten für die empirische Untersuchung folgende Annahme formulieren: Die wissenschaftliche Laufbahn ist auf der Akteursebene der Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler angetrieben vom Streben nach dem Rausch, der sich aus der wissenschaftlichen Tätigkeit ergibt und einen Glückszustand repräsentiert. Dieses Glück wird durch die strukturelle Ebene gefährdet, die die Biographie verwaltet, d.h. eine erfolgreiche wissenschaftliche Laufbahn ermöglicht oder verhindert. An dieser Gefährdung nicht zu scheitern, sie auszuhalten und sie gegebenenfalls sogar durch eine Berufung auf eine Professur zu bewältigen, ist ebenfalls eine Form von Glück; dieses ist aber stärker auf Zufälle und auf gelingende

Handlungsstrategien zurückzuführen. Es geht bei der wissenschaftlichen Laufbahn also vermutlich um Glück als „Richtig-Sein“ (durch „Rausch und Eingebung“, ein „nicht-stählernes Gehäuse“, wie Weber es beschreibt) einerseits und „Richtig-Handeln“ (die Widrigkeiten von Bürokratie und Ungewissheit aushalten und durchhalten) andererseits.

Die folgende empirische Auswertung stellt die Verwendungszusammenhänge des Begriffs „Glück“ in den Mittelpunkt. Die Leitfrage lautet: Wie verwenden die Befragten (Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, Professorinnen und Professoren) das Konzept „Glück“ in Schilderungen ihrer wissenschaftlichen Laufbahn? Von besonderem Interesse ist dabei, was diese Verwendungsweisen über die Organisation aussagen, also darüber, wie die Universität als Erwerbsorganisation die Biographien von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verwaltet und wie diese Verwaltung wiederum in den biographischen Selbstentwurf integriert wird.

Die Daten, auf denen die diesem Beitrag zugrunde liegenden Beobachtungen basieren, stammen aus dem BMBF-geförderten Projekt „Vertrauen und Wissenschaftlicher Nachwuchs“ (Laufzeit 2013 bis 2017, FKZ: 16FWN002). Hierfür wurden Aspirantinnen und Aspiranten auf eine Professur und bereits Berufene zum Verlauf ihrer akademischen Karriere befragt.⁴

Die halbstandardisierten Interviews wurden als problemzentrierte Interviews geführt (Witzel/Reiter 2012) und in der Haltung der Grounded Theory nach Strauss (1998) und Strauss/Corbin (1996) ausgewertet. Die interviewten Professorinnen und Professoren wurden im Sinne von Pfadenhauer (2007) als Expertinnen und Experten mit organisationaler Gestaltungsmacht verstanden und adressiert, die interviewten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler als Experten ihrer eigenen akademischen Karriere ohne organisationale Gestaltungsmacht.

Die Auswertung der Interviews auf der Basis der Grounded Theory (nach Strauss und Strauss/Corbin) bezog sich im Forschungsprojekt gezielt auf Vertrauen und seinen Einfluss auf wissenschaftliche Laufbahnen. Für diesen Aufsatz wurde der Code „Glück“ erneut ausgewertet. Die Interviewten nutzten das Konzept „Glück“ wiederholt von sich aus, wenn sie in einer narrativen Darstellung ihrer akademischen Laufbahn eine kaum steuerbare Entwicklung schilderten. Daneben wurden sie gegen Ende der Interviews auch explizit gefragt, was für das Erlangen einer Universitätsprofessur nach ihrer Erfahrung wichtiger sei: Glück oder Können.

3.1 Glück oder Können?

Als eine erste, grundlegende Beobachtung ist festzuhalten, dass bereits etablierte Professorinnen und Professoren wie auch er wissenschaftliche Nachwuchs (Doktoranden, Postdocs und Juniorprofessoren) sowohl Glück als auch Können bzw. Leistung als für einen akademischen Werdegang unerlässlich darstellen. Dabei gewichten sie diese beiden Faktoren aber recht unterschiedlich, wie die folgenden Ausschnitte⁵

4 Das Gesamtsample umfasst 24 Einzelinterviews mit (a) Expertinnen und Experten der Organisation Universität, v.a. (Vize-)Präsidenten; (b) Akteuren der Breiten- und Spitzennachwuchsförderung; (c) berufungserfahrenen/berufenden Professorinnen und Professoren und (d) Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler der Disziplinen Physik, Geschichte und BWL auf den Qualifikationsstufen Doktorand bis Juniorprofessor, die Erfahrung mit formal-institutionalisierter Nachwuchsförderung haben.

5 Die ausgewählten Zitate wurden anonymisiert und zur besseren Verständlichkeit sprachlich geglättet. In der den einzelnen Zitaten nachgestellten Klammer zeigt der letzte Code jeweils die Statusgruppe an

illustrieren. Im ersten Beispiel legt die befragte Person einen deutlichen Schwerpunkt auf Glück:

Ja, also ich sage auch immer, das ist einfach viel, viel Glück. Also ich habe eigentlich immer einfach ein wahnsinniges Glück gehabt, aber was ich halt auch dazu sagen muss, ist, man muss halt immer sehen, welche Chancen sich bieten, das Bereit-Sein, sie dann tatsächlich auch nutzen (WR109, Nawi).

Glück wird zunächst als Erfolgsgrundlage ausgewiesen: Die eigene Laufbahn beruht auf einem erheblichen Maß an Glück. Indirekt wird damit ein geringer Einfluss auf die Entwicklung – und damit auch geringe Verantwortlichkeit dafür – zum Ausdruck gebracht. Glück wird indirekt mit schicksalshaften Zufällen gleichgesetzt, deren Quantität und Qualität schließlich die eigene Laufbahn positiv beeinflusst haben. Diese Definition wird dann ergänzt um einen strategischen Aspekt: Sich bietende Chancen bewusst wahrzunehmen ist nicht mehr schicksalhaft und zufällig, sondern liegt in der eigenen Verantwortung und erfordert strategisches Können.

Ein/e andere/r Befragte/r wiederum betont die primäre Bedeutung von Kompetenz; doch auch diese/r Sprecher/in ist der Meinung, dass zu einer Berufung ebenso ein gewisses Maß an Glück gehört:

[auf die Frage, ob für eine Professur Können oder Glück wichtiger ist] Können. Also ohne die glücklichen Umstände, die jeder Mensch im Leben braucht – das gilt nicht nur für die Wissenschaft –, ist das Können manchmal auch fruchtlos, aber das Können ist das Entscheidende (HSA128, P).

Trotz unterschiedlicher Gewichtungen dieser beiden Faktoren meinen auch andere Befragte, dass es für eine akademische Karriere, die bis zur Berufung auf einen Lehrstuhl führt, immer *auch* Glück braucht. Das ist insofern bemerkenswert, als eine Professur das Symbol schlechthin für das Expertentum der Gesellschaft ist und eine sehr hohe Qualifikation erfordert; gerade hier würde man also eher davon ausgehen, dass sie sich allein auf fachliches Können gründet und Glück dabei eine marginale Rolle spielt. Empirisch scheint Glück bezogen auf die Wissenschaftslaufbahn also zunächst als ergänzender Zufall definiert zu sein, der strukturelle Ungewissheiten überbrückt. In der Verwendung des Begriffs „Glück“ kommt also möglicherweise ein Erleben von Zufälligkeit und „Glücksspiel“ (Graf 2016: 159) zum Ausdruck, das sich einstellt, wenn die Verwalteten die Verwaltung nicht einsehen können, nicht verstehen und/oder nicht beeinflussen können, d.h. an Punkten des Wissenschaftssystems, an denen sie sich als weitgehend handlungsohnmächtig sehen.

3.2 Glück als Zufall

Glück wird in den Interviews auf verschiedene äußere Ereignisse oder Umstände bezogen, die dann als zufällig dargestellt werden. Inhaltliche Zusammenhänge, in denen von Glück gesprochen wird, können einerseits als Indikator dafür gesehen werden, an welchen Punkten im Wissenschaftsbetrieb Karriereverläufe auf strukturel-

(Nachwuchswissenschaftler = Nawi, Juniorprofessor = JP, Professor = P). Die Kennzeichnung „XXX“ und die Geschlechterneutralität in den Zitaten dienen der Anonymisierung.

ler Ebene besonders unberechenbar sind oder – im Sinne Webers – dem „hazard“ unterliegen, andererseits als alltagsweltliche Form des Umgangs mit (vermeintlich) Unerklärlichem. Die Aspirantinnen und Aspiranten gehen mit der Unsicherheit auf dem Weg zur Professur eher fatalistisch um. Dass der Wissenschaftsbetrieb trotz „Können“ unberechenbar ist, wird als Grundlage für Hoffnung positiv gewendet:

Das macht Hoffnung, dass es immer wieder dieses Glück geben kann. Und es gibt auch die andere Perspektive, dass ich sage, wenn ich auf diesem Ranking, der Rankinglogik folge, wird es schwer für die Institution, mich zu ignorieren an der Stelle (WF237, Nawi).

Das schicksalsabhängige, dem eigenen Handeln zumindest teilweise entzogene Moment zeigt sich auch in den Interviews mit professoralen Gesprächspartnern. Der folgende Ausschnitt zeigt beispielhaft, wie die Einladung zu einer bestimmten Tagung rückblickend als grundlegender Erfolgsfaktor eingeordnet wird:

Ich hatte dann richtig Glück, weil da bin ich eingeladen worden auf eine Tagung, wo ich gar nicht hinwollte, in XXX, aber bin trotzdem hingefahren. Und ein/e Kolleg/e/in aus XXX ist auch da hingekommen, da haben wir beide einen Vortrag gehalten und XXX [sinngemäß: ab diesem Zeitpunkt gemeinsam publiziert], und das war die grundlegendste Arbeit meiner ganzen Karriere. Aber wenn ich nicht auf die Tagung gegangen wäre (HSB78, P).

Auffällig ist hier, dass Können in dieser Schilderung keine Rolle spielt und die eigenen Aktivitäten auch nicht in einen strategischen Zusammenhang gestellt werden. Es ist kaum plausibel, dass die beschriebene karrierefördernde Entwicklung allein auf Glück zurückgeht. Die Einladung zu der betreffenden Tagung, von der diese Entwicklung ausging, mag Glück im Sinne von Zufall gewesen sein (möglicherweise ging sie aber auch auf bestimmte wissenschaftliche Tätigkeiten oder Leistungen zurück); der dort gehaltene Vortrag und die anschließende Publikationstätigkeit zusammen mit dem Kollegen bzw. der der Kollegin sind aber wohl eher als eigene Entscheidungen und Leistungen zu sehen. Solche Aspekte werden jedoch nicht thematisiert. Offen bleibt auch, weshalb die/der Interviewte überhaupt zu der Tagung gefahren ist, wenn sie/er das eigentlich gar nicht wollte – dabei wird gerade diese Entscheidung am Ende der Sequenz als ausschlaggebend für die weitere Entwicklung dargestellt.

Ein typisches strukturelles Risiko für Kontingenz und damit ein zentrales Erfordernis für ‚glückliche Umstände‘ ist die Tatsache, dass es nur wenige verfügbare, d.h. zu besetzende Professuren gibt. Eine Juniorprofessur mit Tenure Track (einer Versteigerungsoption) zu erlangen wird damit zu einem „Wunder“:

Und dann ist, also sind zwei Wunder passiert. Es gab zwei Tenure Track-Stellen, die gleichzeitig ausgeschrieben waren, beide in meinem Fach, beide mit einer super Ausstattung dabei. Und dann, durch Kombination von großem Glück und noch mehr Glück, habe ich gleichzeitig ein Angebot für beide bekommen (WG512, JP).

Angesichts der wenigen Professuren auf dem Stellenmarkt erscheint eine doppelte Zusage als „Kombination von großem Glück und noch mehr Glück“. Das eigene Können wird so zu etwas Selbstverständlichem gemacht und damit marginalisiert, der Zufall hingegen als „Wunder“ hervorgehoben. Im weiteren Verlauf dieser Sequenz wird Glück ganz direkt mit Zufall gleichgesetzt und als Voraussetzung dafür hervorgehoben, beruflich Wissenschaftler zu sein und zu bleiben:

Ja, beides [Glück und Können] ist halt unglaublich nötig. Ja, also natürlich ist Können notwendig irgendwie. Also jetzt, im Moment jetzt habe ich irgendwie zwei Angebote [zur Berufung] auf einmal, da denkt man, das kann kein Zufall sein, aber natürlich ist das Zufall (WG512, JP).

Damit der weitere Weg einen positiven Verlauf nimmt, wird auf Glück gehofft und sogar damit gerechnet, dass die Hoffnung wie durch ein Wunder erfüllt wird. Dieses Hoffen auf Glück wird expliziert, während das eigene Können narrativ nicht dargestellt wird; dabei haben diese Personen in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn durchaus schon etliche vorzeigbare Erfolge erzielt. Dieser Umgang mit der Ungewissheit erweist sich in den Interviewdaten als typisch für den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Postdoc-Phase; er charakterisiert die Erwartungshaltung in Bezug auf ihre berufliche Zukunft. Auch wenn die erfolgreich Berufenen auf ihre eigene akademische Karriere zurückblicken und aufgrund ihrer Position nun über die Werdegänge junger Akademikerinnen und Akademiker (mit-)entscheiden, betonen sie Können als Grundvoraussetzung, aber Glück als unerlässlichen Begleitfaktor; ohne Glück führen auch wissenschaftlich exzellente Leistungen nicht zur Berufung auf eine Professur. Die Aspirantinnen und Aspiranten, die sich noch auf dem Weg durch die Qualifikationsstufen von Promotion, Habilitation und Juniorprofessur befinden, betonen, sie hätten zwar ihr Können unter Beweis gestellt; dass sie überhaupt so weit gekommen seien, sei aber vorrangig ihrem Glück zuzuschreiben.⁶

Wenn man es bei dieser Definition beliebe, dass „Glück“ einfach die kommunikative Einordnung von (positiven) Zufällen in der eigenen Berufsbiographie ist, würde das allerdings zu kurz greifen. Denn damit würden viele weitere Aspekte von „Glück“ verdeckt, die in der Art und Weise erkennbar werden, wie die Interviewten dieses Konzept im Rahmen biographischer Rekonstruktionen verwenden.

3.3 Das Glück, eine Arbeit ausüben zu dürfen, die Spaß macht

Ein typischer thematischer Zusammenhang (jenseits von Zufall), in dem „Glück“ auftaucht, ist Begeisterung für die wissenschaftliche Tätigkeit. Im nachfolgend zitierten Ausschnitt beispielsweise bringt die interviewte wissenschaftliche Nachwuchskraft ihre Leidenschaft für die Forschung zum Ausdruck und betont Dankbarkeit für die Möglichkeit, diese Tätigkeit auszuüben:

⁶ Die Antworten auf die explizite Frage nach der Gewichtung von Können und Glück wie auch die Ausführungen über die gesamten Interviews hinweg legen nahe, dass Können und wissenschaftliche Leistung für das Gelingen akademischer Karrieren ebenso wichtig sind wie Glück oder nur graduell bedeutsamer. Dieser Befund ist im Licht von Sach- und Leistungszentrierung in der Wissenschaft reflexionsbedürftig; im Rahmen dieses Artikels kann darauf jedoch nicht näher eingegangen werden.

Ich mag Forschung. Ich mag forschen. Ich glaube, ja, es ist einfach eine Geschmacksache und ich habe Glück gehabt, muss ich sagen. Ich kann dankbar sein, ich mag forschen (WM 317, Nawi).

Die Möglichkeit zu forschen beschreibt diese/r Interviewte nicht als eine Voraussetzung oder Rendite eigener Leistung, sondern als biographisches, ganzheitliches, nicht nur berufliches Glück. Das wird hier noch verstärkt durch den expliziten Verweis auf Dankbarkeit, der diese Möglichkeit als eine Art Gunst rahmt, die der betreffenden Person von einer wie auch immer gearteten äußeren Instanz gewährt wird. Aber auch die anderen Befragten, selbst die professoralen, betonen in Schilderungen zentraler Karriereschritte und Statuspassagen immer wieder den Faktor „Glück“ als Chance, der eigenen Leidenschaft folgen zu können/dürfen ins Spiel, der ihre Karriere geformt habe.

Die hier angesprochene Begeisterung für wissenschaftliche Arbeit ist in den Interviews ein wiederkehrendes Thema. Dabei fällt auf, dass sie häufig mit dem Ausdruck „Spaß“ in Verbindung gebracht wird:

Ich bin Wissenschaftler/in geworden, weil ich neugierig bin, und das hat mir einfach Spaß gemacht ohne Ende [...] und das hat mich immer erfüllt, und ich kenne viele von den jungen Leuten jetzt, denen es einfach nur Spaß macht (HSB78, P).

Und wenn dann das Spaß macht, ist es halt ein intrinsisch wahnsinnig motivierender Job. [...] Ja, das macht einen Riesenhaufen Spaß, bis man da mal Karriere macht, ist mehr ein Muss des Systems, als dass man es darauf anlegt, weil um das weiterhin machen zu dürfen, muss man eben so von Qualifikationsschrift zu Qualifikationsschrift (GDP262, Nawi).

„Spaß“ erscheint in diesen Schilderungen als die zentrale Motivation für eine wissenschaftliche Tätigkeit. Hier zeigt sich, wie das etablierte meritokratische Wissenschaftsethos mystifiziert wird. Dabei zeigen die zitierten Ausschnitte, dass dieses Konzept verschiedene Bedeutungsaspekte enthält; neben Begeisterung wie im ersten Beispiel oder den hier explizit angesprochenen Aspekten Neugier und intrinsische Motivation verweist z.B. die Formulierung „das hat mich immer erfüllt“ auf eine Art Berufung. Spaß wird damit als eine ernstzunehmende Erklärungsstruktur für eine Karriere in diesem Bereich konstituiert, die nicht nur legitim und sagbar, sondern auch als solche vollkommen hinreichend ist („einfach (nur) Spaß“). Das unterstreicht auch der/die Sprecher/in im zuletzt zitierten Ausschnitt, indem er/sie diesen „Spaß“ explizit zu „Karriere“ in Beziehung setzt: Es geht in erster Linie darum, „das weiterhin machen zu dürfen“. Die Karriere als solche ist im Grunde nebensächlich, sie ist lediglich eine Notwendigkeit, um dieses Ziel zu erreichen, weil das vom System gefordert wird. Dies ist ein weiteres charakteristisches Motiv in den Narrationen der Aspirantinnen und Aspiranten: dass sie selbst es gar nicht „darauf anlegen“, Karriere zu machen, aber das System sie zwingt, den Karriereweg zu beschreiten, indem sie die einzelnen vorgesehenen Qualifikationsschritte nacheinander abarbeiten.

Mit der Darstellung eines primär lustbetonten und von Leidenschaft motivierten Arbeitens knüpfen die Aspirantinnen und Aspiranten an das Konstrukt von Wissen-

schaft als Berufung an, in der das individuelle Genie sich selbst verwirklicht. Sie bringen damit einen Umgang mit den Bedingungen einer wissenschaftlichen Laufbahn zum Ausdruck, die geprägt ist von Sich-treiben-Lassen und getragen von einer Form der Zuversicht, die auf perspektivische Reflexionen und damit auch auf Zukunftssorgen verzichtet. Dieser Umgang wirkt zum Teil optimistisch und zuversichtlich, wird zum Teil aber auch als von unvermeidlichen Sachzwängen angetrieben erkennbar:

Begeisterung muss einer haben. Ich muss Spaß an der Arbeit haben, das muss eigentlich mein Ding sein, das ist erst mal, wo ich Challenge empfinde, wo der Adrenalinfaktor reinkommt. Ich arbeite jetzt nicht unter Scheißbedingungen, um in fünf Jahren was zu werden, es muss mir ja jetzt hier und heute, was ich mache, Spaß machen (PJ164, P).

In diesem Zitat wird eine Haltung besonders deutlich, die auch schon in früheren Zitaten anklingt: dass neben der Leidenschaft für die Sache die Karriere als solche im Grunde nebensächlich ist. Deutlicher als vorher zeigt sich hier auch, dass die Leidenschaft als Motor für Weiterqualifizierung ein Muss ist, um diese Arbeit weiter ausüben zu dürfen. Glück ist es, dieses Wohlbefinden, das durch die Forschungstätigkeit ausgelöst wird, weiterhin und/oder wieder erleben zu dürfen; dies schließt insbesondere an die oben genannte Sinnprovinz von *happiness* und *well-being* an. Zugleich geht es nicht nur um eine bezahlte Arbeit, die durch bürokratische Strukturen und einen Arbeitsvertrag abgesichert ist, sondern um einen ganzheitlichen Lebensentwurf, nach dem sich Glück in der Neugier und dem Streben nach Antworten realisiert. Wenn diese Neugier und die damit verbundene Forschungsidentität sich im Idealfall auch in einer entsprechenden Berufsbiographie realisiert, ist dies ein grundsätzliches Glück, das die betreffende Person privilegiert und von anderen abhebt. Grundsätzlich ist es ein Privileg, eine Arbeit ausüben zu können, die so viel Spaß bereitet („um das weiterhin machen zu dürfen“). Das Glück besteht darin, „glücklich sein zu dürfen“ (Mitscherlich-Schönherr 2011: 75).

Die/der hier interviewte Professor/in geht im Zusammenhang mit wissenschaftlicher Nachwuchsförderung auf die schwierigen Bedingungen ein, unter denen der Nachwuchs sich beweisen muss. Auch hier werden „Begeisterung“ und „Spaß an der Arbeit“ als zentrale Motive hervorgehoben. Allerdings erscheinen sie hier eher als eine Notwendigkeit, denn die besondere Freude an dieser erfüllenden Tätigkeit („Spaß“) kompensiert in gewisser Weise die schlechten Bedingungen und die unsicheren Zukunftsaussichten: Das Positive an der gegenwärtigen Situation entschädigt für die Ungewissheit bzw. dient als Motivation, um diese überhaupt in Kauf zu nehmen. Hier wird der „Leidenschaft für die Forschung“ sehr deutlich auch eine ausgleichende Funktion zugeschrieben: Das Glückserleben ist nicht mehr (nur) als Selbstzweck relevant, sondern als Kompensation für die schlechten strukturellen Bedingungen.

Zusammenfassend lassen sich die hier geschilderten Beobachtungen in der Weise deuten, dass die Interviewten das Konzept „Glück“ unter anderem nutzen, um ihren eigenen akademischen Werdegang als eine idealtypische Wissenschaftsbiographie zu konstruieren, die geprägt ist von der Leidenschaft für Forschung: „Spaß“ bildet dabei die zentrale Motivation, und „Glück“ beschreibt die zentrale Gelegenheitsstruktur –

nicht im Sinne individueller Konzepte, sondern bezogen auf Wissenschaft als Identitätsentwurf. Mit dieser biographischen Konstruktion knüpfen die Aspirantinnen und Aspiranten an die meritokratische „illusio“ im Sinne Bourdieus an und markieren dadurch ihre Zugehörigkeit. Damit legitimieren sie wiederum, dass und warum sie trotz aller (vorrangig strukturellen) Ungewissheiten ihre wissenschaftliche Laufbahn weiter verfolgen. Denn wie sich aus den Selbstdarstellungen der Expertinnen und Experten ableiten lässt, verspricht die idealtypische Selbstdarstellung als leidenschaftliche/r Wissenschaftler/in durchaus Erfolg. So betont beispielsweise Reichertz (2003) die Chance auf eine Professur verlange „ein gewisses Maß an Intelligenz, eine große Menge Sitzfleisch und viel Arbeitsbereitschaft [...], gepaart mit Ehrgeiz und Ehrerbietung“ (ebd.: 359). Dies suggeriert einen gewissen Einfluss darauf, ob die Laufbahn tatsächlich zur Berufung auf eine Professur führen wird. Angesichts der Abhängigkeit von unberechenbaren Personen ist dieser Einfluss jedoch selbst dann verschwindend gering, wenn zufällig und glücklicherweise eine passende Professur zu besetzen ist.

3.4 Das Glück, gefördert zu werden

Eine Voraussetzung für den Verbleib in der universitären Forschung ist, dass die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler bestimmte Karriereschritte absolvieren, die „das System“ verlangt. Dafür ist es u.a. wichtig, ein gutes Verhältnis zum/zur professoralen Vorgesetzten zu haben und von diesem/dieser gefördert zu werden. Dies bezeichnen die Interviewten ebenfalls als Glück:

Also ich habe halt echt das Glück, dass XXX [=: Name Betreuer/in] mir da ziemlich freie Hand lässt, ich kann da meine Sachen selber organisieren, die laufen auch, ich glaube, sonst würde sie/er da auch irgendwie einschreiten (WD188, Nawi).

Wenn sie „Glück haben“, bietet die/der Vorgesetzte den Nachwuchswissenschaftlern eine institutionelle Struktur, die ihnen wissenschaftliche Freiheit und Selbstverwirklichung (und somit auch „Spaß“) ermöglicht. Dass sie ein solches Verhältnis zu ihren professoralen Vorgesetzten bzw. Betreuern als Glücksfall ansehen, hängt sicherlich auch mit deren zentraler Bedeutung für die eigene Karriere zusammen: Wie sich auch in diesem Zitat andeutet, bestimmt das Urteil der Vorgesetzten über die Leistung des Nachwuchses, welche Freiheiten sie diesem zugestehen. Darüber hinaus können die Vorgesetzten gegebenenfalls auch weitere berufsrelevante Kontakte stiften und wertvolle Karrieretipps geben. In diesem Sinne fungieren sie als Zugangspunkte zum Wissenschaftssystem und sind für Nachwuchswissenschaftler wahrscheinlich die wichtigste Ressource. Das betrifft z.B. die Frage des Publizierens, die für die akademische Karriere sehr wichtig ist:

Und, naja, dieser Auswahlprozess in den internationalen Spitzen-Journals ist so hart und so unberechenbar. Ich hatte jetzt sehr großes Glück und einen großen Erfolg in diesem Jahr. Ich habe in unserem besten, wichtigsten Journal mit meinem Doktorvater und einem Kollegen was veröffentlichen können (WA99, Nawi).

Vergleicht man die beiden letzten Beispiele miteinander, zeigt sich eine wichtige Gemeinsamkeit. In beiden Fällen wird ein einzelner, in einem weiten Sinne situativer Aspekt als Glück definiert: im ersten Fall das gute Verhältnis zum Betreuer/Chef (und die positiven Folgen), im zweiten Fall die Möglichkeit, in einem hoch angesehenen Organ zu publizieren. In beiden Fällen wird dieses Glück nicht (zumindest auch) der eigenen Leistung zugerechnet, obwohl diese im ersten Beispiel sogar angesprochen wird (die eigenen Sachen „laufen“) und im zweiten nahe liegt (es ist zumindest anzunehmen, dass ein Artikel, den ein so renommiertes Journal annimmt, nicht schlecht sein kann). Es wird auch nicht einer anderen Person zugerechnet – hier: der/dem Vorgesetzten bzw. Promotionsbetreuenden –, was im ersten Fall ebenfalls nahe liegt und im zweiten zumindest möglich wäre. „Glück“ wird hier also in einer ‚kleineren‘, konkreteren, auf persönliche Förderung von Mentorinnen oder Mentoren bezogene Spielart des allgemeineren Konzepts „zur richtigen Zeit am richtigen Ort Sein“ verwendet.

4. Zusammenfassung: Glück als biographischer Topos

Der Beitrag hat gezeigt, dass „Glück“ in den Berichten und Schilderungen zwar vorrangig in der Grundbedeutung von Zufall oder dem englischen Begriff „hazard“ erscheint, zur Erklärung des Unerklärlichen und nicht Beeinflussbaren. Es gibt aber weitere thematische Facetten, die in diesem Kontext regelmäßig mit Glück in Verbindung gebracht werden: das Glück, Spaß haben zu dürfen, und das Glück, gefördert zu werden. Die Analyse von Facetten des kommunikativen Einsatzes von Glück als biographischem Topos legt nahe, dass es unzureichend ist, „Glück“ im biographischen Selbstentwurf von (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einfach mit „Zufall“ gleichzusetzen.

Die empirisch identifizierten Kategorien Glück als Zufall, Glück als Spaß und Glück als Förderung legen für den strukturierenden Einfluss von Verwaltung auf Selbstentwürfe von (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern folgende Befunde nahe:

Der Topos Glück erscheint – bezogen auf wissenschaftliche Laufbahnen – in engem Zusammenhang mit Spaß und Forschungsleidenschaft, die offenbar nach Ansicht der Akteure durch irgendeinen Zufall zu etwas Karriereförderlichem führen. Die Kategorie des Zufalls ist dabei jedoch weitgehend unspezifisch und auf berufliche Laufbahnen insgesamt generalisierbar; Garantien und berechenbare Werdegänge sind auch in anderen Arbeitsbereichen äußerst selten. Mit Glück als Spaß wird auch die Möglichkeit, überhaupt als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler arbeiten zu dürfen, zur Darstellung gebracht. In dieser Dimension des Topos realisiert sich semantisch der *Glaube*⁷ an die Gültigkeit von primären, legitimen und damit anerkannten wissenschaftlichen Tugenden: Spaß an der Forschung, Leidenschaft für ein Thema und Sach- statt Personenbezogenheit. Glück wertet dabei Können und Leistung nicht ab, vielmehr ergänzt es sie dort, wo Zufall und Risiko für einen akademischen Werdegang zum Hindernis zu werden drohen. Indem dieser Topos aber zugleich strategische Bemühungen verdeckt, rückt er in einen engen Zusammenhang mit einem konservativen, wenig unternehmerischen Wissenschaftsethos in dem Sinne, dass er zu

⁷ Und damit nicht das Vertrauen! Vertrauen erfordert Gründe, die Vertrauen rechtfertigen könnten; Glaube kommt ohne Beweise für seine Berechtigung aus (vgl. Deutsch 1976).

dessen Konstruktion und Aktualisierung beiträgt. Indirekt werden so strategische Karrierebemühungen, die nicht auf Zufall basieren, negiert oder bleiben unausgesprochen. Damit sind zum einen entsprechende Bemühungen als ein Aspekt von Kompetenz im wissenschaftlichen Bereich athematisch; zum anderen wird strategisches Handeln durch die Zuschreibung auf Glück semantisch verdeckt. Von Glück zu sprechen ist legitimer und anerkannter, als über Kalkül zu berichten. Denn Strategie, eine Reflexion der eigenen bisherigen, gegenwärtigen und zukünftigen Laufbahn – nicht eines Forschungsgegenstands – und damit die aktive Steuerung der eigenen Berufsbiographie sind nach dem konservativen akademischen Ethos nachrangig, nicht sagbar und in Abwehr unternehmerischer (Selbst-)Steuerung auch nicht anerkannt. Entsprechend blenden akademische Aspirantinnen und Aspiranten auch die Bedeutung von „Können“ im Sinne eines strategischen Vorgehens zugunsten der Betonung wissenschaftlicher Leidenschaft weitgehend aus und thematisieren karrierestrategische Aspekte eher mithilfe der Glückssemantik. Der Verweis auf Glück fungiert offenbar als Ersatz für Verweise auf strategisches Vorgehen, aber auch für eine verlässliche Förderung und Planung der Karriere innerhalb der Strukturen der Organisation. Es ist zu vermuten, dass Aspirantinnen und Aspiranten dieses Wissenschaftsethos deshalb vorrangig bedienen, weil es angesichts der erheblichen Bedeutung etablierter habitueller Spielregeln der Professorenschaft für ihre Chance auf Anerkennung und somit auf eine Berufung zentral relevant ist.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem vorgenannten Befund werden als karriererelevante Glücksfaktoren in der Profibürokratie von Universitäten protezierende Professorinnen und Professoren genannt, und zwar als individuelle Akteure und als Verbündete in einer engen dyadischen Konstellation; als Kollektivakteure und Repräsentanten des Systems Wissenschaft oder der Organisation Universität werden sie hingegen nicht thematisiert. Damit werden das berauschte Sein im Sinne Webers und die „illusio“ des meritokratischen Prinzips an Universitäten im Sinne Bourdieus zur Darstellung gebracht und damit reaktualisiert. Zugleich wird die geringe Bedeutung der zentral verwaltenden Einheit von Universität betont. Nicht die formale, zentrale Verwaltung verwaltet Biographien, sondern die inhaltliche, dezentrale (Selbst-)Verwaltung durch die Professorenschaft strukturiert mit ihren habituellen Anforderungen an die wissenschaftliche Gemeinschaft und ihren Nachwuchs die biographischen Selbstentwürfe.

Die massive kommunikative Verwendung von „Glück“ kann als Ausdruck der Unberechenbarkeit und Personenabhängigkeit gesehen werden, die für Universität als Expertenorganisation im Spannungsfeld zwischen konservativem, meritokratischem Prinzip einerseits und unternehmerischem Wandel andererseits konstitutiv ist. „Glück“ erweist sich aber nicht nur als Darstellung von Zufall oder schicksalhafte Fügung, sondern auch als eine feldtypische Darstellungsweise wissenschaftlicher Biographien im Sinne eines Wohlbefindens oder ganzheitlichen Lebensglücks, die überbrückt und integriert, was unkontrollierbar oder unerwünscht ist – und das geht über Glück als Synonym für Zufall deutlich hinaus.

Für die Biographie-, die Wissenschafts- und Hochschul- sowie die Arbeits- und Organisationsforschung ergibt sich aus diesem Befund ein weiterführender Forschungsbedarf, z.B. zu möglichen Unterschieden in der berufsbiographischen Einordnung von Glück in anderen Organisationsformen. Der Beitrag kann gleichwohl nur eine Annäherung an diesen Konnex sein, denn eine analytisch erforderliche Oszillati-

on zwischen der Mikroebene der Akteure und der Mesoebene der Organisation, die beide Ebenen in ihren Interdependenzen verbindet, ist im begrenzten Rahmen eines Aufsatzes nur ansatzweise zu leisten.

LITERATUR

- Aulenbacher, Brigitte, Kristina Binner, Birgit Riegraf und Lena Weber (2015): Wandel der Wissenschaft und Geschlechterarrangements. Organisations- und Steuerungspolitiken in Deutschland und Österreich, Großbritannien und Schweden. In: Caren Kunze und Alessandra Rusconi (Hg.): Beiträge zur Hochschulforschung 2/2015, 22-39.
- Beaufäys, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld.
<https://doi.org/10.14361/9783839401576>
- Beaufäys, Sandra (2006): „... weil die anderen sagen, dass man ein guter Historiker ist.“ Leistung, Anerkennung und Geschlecht im wissenschaftlichen Feld. In: Wolfgang Vögele und Gerhard Kruij (Hg.): Schatten der Differenz. Das Paradigma der Anerkennung und die Realität gesellschaftlicher Konflikte, Hamburg, 171-180.
- Beaufäys, Sandra und Beate Kraus (2007): Wissenschaftliche Leistung, Universalismus und Objektivität. Professionelles Selbstverständnis und die Kategorie Geschlecht im sozialen Feld Wissenschaft. In: Angelika Wetterer und Regine Gildemeister (Hg.): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen, Münster, 76-98.
- Bellebaum, Alfred (Hg.) (1994): Vom Guten Leben. Glücksvorstellungen in Hochkulturen. Berlin.
- Bellebaum, Alfred und Robert Hettlage (2010): Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92533-2>
- Bogumil, Jörg, Martin Burgi, Rolf Heinze, Sascha Gerber, Ilse-Dore Gräf, Linda Jochheim, Maren Schickentanz und Manfred Wannöffel (2013): Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente. Berlin.
<https://doi.org/10.5771/9783845269825>
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Braun, Hans (2004): Glückserfahrungen: Kulturelles Erbe und wissenschaftliches Interesse. In: Alfred Bellebaum und Hans Braun (Hg.): Quellen des Glücks – Glück als Lebenskunst. Würzburg, 9-22.
- Braun, Hans (2010): Empirische Glücksforschung. Ein schwieriges Unterfangen. In: Alfred Bellebaum und Robert Hettlage (Hg.): Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung. Wiesbaden, 449-462.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-92533-2_20
- Briedis, Kolja, Steffen Jaksztat, Julia Schneider, Anke Schwarzer und Mathias Winde (2013): Personalentwicklung für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Bedarf, Angebote und Perspektiven – eine empirische Bestandsaufnahme. HIS: Projektbericht, Hannover.
- Briedis, Kolja, Steffen Jaksztat, Nora Preßler, Ramona Schürmann und Anke Schwarzer (2014): Berufswunsch Wissenschaft?. HIS: Forum Hochschule, Hannover.
- Cohen, Michael D., James G. March und Johan P. Olsen (1972): A Garbage Can Model of Organizational Choice. In: Administrative Science Quarterly, 1-25.
<https://doi.org/10.2307/2392088>
- Engler, Steffanie (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. Konstanz.
- Funken, Christiane, Sinje Hörlin und Jan-Christoph Rogge (2015): Vertrackte Karrieren. Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft. Frankfurt/M/New York.

- Graf, Angela (2016): Leistung, Zufall oder Herkunft? Die Karrierewege der deutschen Wissenschaftselite. In: Julia Reuter, Oliver Berli und Manuela Tischler (Hg.): *Wissenschaftliche Karriere als Hasard*. Frankfurt/M., 157-184.
- Hettlage, Robert (2015): *Das Prinzip Glück*. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-08013-6>
- Hörisch, Jochen (2011): Glück im Deutschen. In: Dieter Thomä, Christoph Henning und Olivia Mitscherlich-Schönherr (Hg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin/Heidelberg, 13-14. https://doi.org/10.1007/978-3-476-00372-0_4
- Hüther, Otto und Georg Krücken (2016): *Hochschulen – Fragestellungen, Ergebnisse und Perspektiven der sozialwissenschaftlichen Hochschulforschung*, Wiesbaden.
- Kahlert, Heike (2013): *Risikante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung*. Opladen, Berlin, Toronto.
- Kehm, Barbara M. (Hg.) (2008): *Hochschule im Wandel. Die Universität als Forschungsgegenstand*, Frankfurt/M.
- Kehm, Barbara M. (2012): Hochschulen als besondere und unvollständige Organisationen? - Neue Theorien zur ‚Organisation Hochschule‘. In: Uwe Wilkesmann und Christian J. Schmid (Hg.): *Hochschule als Organisation*, Wiesbaden, 17-25.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-18770-9_1
- Kieser, Alfred und Peter Walgenbach (2010): *Organisation*. Stuttgart.
- Krais, Beate (Hg.) (2000): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M.
- Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2017): *Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs. Statistische Daten und Forschungsbefunde zu Promovierenden und Promovierten in Deutschland*. Bielefeld.
- Lange-Vester, Andrea und Christel Teiwes-Kügler (2013): *Zwischen W3 und Hartz IV. Arbeitssituation und Perspektiven wissenschaftlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter*. Opladen.
- Matthies, Hildegard (2005): „Entrepreneurshipping“ in unvollkommenen Märkten – Das Beispiel Wissenschaft. In: Karin Lohr und Hildegard Maria Nickel (Hg.): *Subjektivierung von Arbeit*. Münster. 149-179.
- Matthies, Hildegard (2015): Die Responsivität wissenschaftlicher Karrieren. In: Hildegard Matthies, Dagmar Simon und Marc Torca (Hg.): *Die Responsivität der Wissenschaft. Wissenschaftliches Handeln in Zeiten neuer Wissenschaftspolitik*. Bielefeld, 177-208.
<https://doi.org/10.14361/9783839432983-005>
- Minssen, Heiner (2016.): *Karriere in der Wissenschaft. Ohne Zuversicht geht es nicht*. In: Julia Reuter, Oliver Berli und Manuela Tischler (Hg.): *Wissenschaftliche Karriere als Hazard*, Frankfurt/M. 265-290.
- Mintzberg, Henry (1979): *The Structuring of Organizations. A Synthesis of the Research*, New Jersey.
- Mitscherlich-Schönherr, Olivia (2011): Glück, Schicksal, Zufall. Das Glück haben, glücklich zu sein. In: Dieter Thomä, Christoph Henning und Olivia Mitscherlich-Schönherr (Hg.): *Glück. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Berlin/Heidelberg, 75-83.
https://doi.org/10.1007/978-3-476-00372-0_18
- Pfadenhauer, Michaela (2007): *Das Experteninterview: ein Gespräch auf gleicher Augenhöhe*. In: Renate Buber und Hartmut Holz Müller (Hg.): *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen*. Wiesbaden, 449-461.
https://doi.org/10.1007/978-3-8349-9258-1_28
- Reichertz, Jo (2003): *Erfolgreich Sozialwissenschaft betreiben*. In: Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Karrierpolitik Beiträge zur Rekonstruktion erfolgsorientierten Handelns*. Opladen, 355-370.
- Reuter, Julia, Oliver Berli und Manuela Tischler (Hg.) (2016): *Wissenschaftliche Karriere als Hasard*. Frankfurt/M.

- Riegraf, Birgit, Brigitte Aulenbacher, Edit Kirsch-Auwärter und Ursula Müller (Hg.) (2010): Gender Change in Academia. Re-mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92501-1>
- Riegraf, Birgit und Lena Weber (2014): Unternehmerische Hochschule. Veränderungen in der Gleichstellungspolitik und Auswirkungen auf die Gleichstellungsarbeit. in: Andrea Löther et al. (Hg.): Neue Strukturen – neue Kompetenzen. Gleichstellungsarbeit an Hochschulen im Wandel. Leverkusen (cews. Beiträge 6), 74-86.
- Strauss, Anselm (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München.
- Strauss, Anselm und Juliet M. Corbin (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Torka, Marc (2015): Responsivität als analytisches Konzept. In: Hildegard Matthies, Dagmar Simon und Marc Torka (Hg.): Die Responsivität der Wissenschaft. Wissenschaftliches Handeln in Zeiten neuer Wissenschaftspolitik. Bielefeld, 17-49. <https://doi.org/10.14361/9783839432983-001>
- Weber, Max (1921): Wissenschaft als Beruf. München, Leipzig.
- Weick, Karl E. (1985): Der Prozess des Organisierens. Frankfurt/M.
- Wilkesmann, Uwe und Christian J. Schmid (Hg.) (2012): Hochschule als Organisation. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18770-9>
- Witzel, Andreas und Herwig Reiter (2012): The Problem-centred Interview. London. <https://doi.org/10.4135/9781446288030>

Zusammenfassung

(Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verweisen im Zusammenhang mit ihrer beruflichen Laufbahn häufig auf Glück. Diese empirische Beobachtung aus einem Forschungsprojekt greift der Beitrag auf und fragt nach dem Warum. Er zeigt, ausgehend von der empirischen Verwendung des Begriffs Glück, wie die im Projekt Befragten die Entwicklung ihrer Laufbahn als biographische Folge eines Einflusses durch die Universität und die Professorenschaft einordnen. Die Analyse von Facetten des kommunikativen Einsatzes von Glück als biographischem Topos legt offen, dass es – entgegen der etablierten Interpretation von Webers „hasard“ als Zufall – unzureichend ist, „Glück“ in seinen verschiedenen kommunikativen Verwendungen in biographischen Selbstentwürfen von (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausschließlich mit „Zufall“ gleichzusetzen. Vielmehr muss die Nutzung dieses Topos als Ausdruck der Unberechenbarkeit und Personenabhängigkeit gesehen werden, die für die Universität als Expertenorganisation im Spannungsfeld zwischen konservativem, meritokratischem Prinzip einerseits und unternehmerischem Wandel andererseits konstitutiv ist.

„Dann hat sich die Universität doch entschlossen, mir eine Dauerstelle zu geben“

Eine Agency-Analyse zum Erleben der Strukturiertheit wissenschaftlicher
Karrieren im akademischen Feld

Alexander Lenger, Mila Obert,
Christoph Panzer und Hannes Weinbrenner

1. Einleitung

Die Biographien und wissenschaftlichen Werdegänge von Professorinnen und Professoren werden auf vielfältige und offensichtliche Weise durch historische Umstände geprägt (vgl. exemplarisch die autobiographischen Analysen in Jungbauer-Gans/Gross 2010). Zum Verhältnis zwischen autonomer Karriereplanung und verwalteten Berufsbiographien von Professorinnen und Professoren liegen jedoch bisher kaum empirische Befunde vor (vgl. aber indirekt Engler 2001; Beaufaÿs 2003). In der soziologischen Literatur richtet sich das Interesse an der akademischen Biographie in der Regel vornehmlich auf die Tätigkeiten als Wissenschaftler und dem damit verbundenen spezifischen Berufsethos (Merton 1985 [1973]). Die Befunde zeigen, dass die biographische Strukturierung im wissenschaftlichen Feld nach der Maßgabe der „Wissenschaft als Lebensform“ erfolgt (Krais 2008); eine Lebensform, die sich dadurch auszeichnet, dass die wissenschaftliche Arbeit die Person in ihrer Gesamtheit beansprucht und sich die persönliche Lebensgestaltung den Erfordernissen des wissenschaftlichen Betriebes unterzuordnen hat. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – so kann man diese Überlegungen zusammenfassen – sind zur Wissenschaft berufen; strukturierende Elemente nehmen dabei die Funktion von Möglichkeits- und Rahmenbedingungen ein, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Berufung erfüllen können. Entsprechend wird argumentiert, dass es im Feld der Wissenschaft keine Trennung von persönlicher Lebensgestaltung und dem wissenschaftlichen Betrieb gibt und dass die existierende Struktur optimal an autonome Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler angepasst ist, sodass diese ihre Berufung nach individuellen Wünschen gestalten und ausleben können.

Angesichts der Tatsache, dass bis zur Entfristung in Form einer Lebenszeitprofessur ein anspruchsvoller Qualifizierungsprozess im Sinne einer ‚Risikopassage‘ (Schmeiser 1994) bewältigt werden muss, ergibt sich aber unseres Erachtens ein für das wissenschaftliche Feld spezifischer biographischer Sozialisationskonflikt zwischen der befristeten, risikoreichen Beschäftigungsperspektive einerseits und der entfristeten Anstellung als Professorin bzw. Professor andererseits (Beaufaÿs 2003; Metz-Göckel et al. 2012). Da Arbeits- und Qualifizierungsprozess in der Qualifikationsphase ‚grenzenlos‘ verlaufen (Dörre/Neis 2008; Gewerkschaft Erziehung und

Wissenschaft 2010; Wagner-Baier et al. 2012: 22), müssen künftige Professorinnen und Professoren grundlegend in der Lage sein, ihre akademische Karriere im Einklang mit der entgrenzten Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter voranzutreiben (Lenger 2015). Denn die universitäre Laufbahn in Deutschland zeichnet sich durch ein hohes Maß an Unsicherheit aus (vgl. Wissenschaftsrat 2014). Die Beschäftigungsbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses an Universitäten sind durch befristete Arbeitsverträge, kurzzeitige und häufige Verlängerungen (Kettenverträge), vielfache Stellenwechsel, Teilzeitstellen, unbezahlte Mehrarbeit, Phasen der Arbeitslosigkeit, verlängerte Berufsfindungsphasen, keine bzw. geringe Mitbestimmungsmöglichkeiten, personale Abhängigkeitsverhältnisse und ungewisse Zukunftschancen gekennzeichnet (Janson et al. 2006; BuWin 2008, 2013; Jaksztat et al. 2010). Verschiedene Autorinnen und Autoren haben gezeigt, dass diese strukturellen Rahmenbedingungen in der Folge bei einem Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses zu einem Gefühl der Zukunftsunsicherheit und zum Verzicht auf Familiengründung führen (vgl. exemplarisch Wagner-Baier et al. 2012: 22; Bloch/Würmann 2013). In diesem Sinne ist die akademische Karriere stark durch strukturelle Anforderungen charakterisiert.

Angesichts dieser Ausgangslage stellt sich für uns die Frage, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nach Erreichen einer Professur ex post ihre Handlungsspielräume während der Qualifikationsphase einschätzen. Es gilt herauszuarbeiten, wie Professorinnen und Professoren die genannten Hochschulstrukturen in ihre Biographien einflechten und welche Rolle bzw. welche Einflussnahme diesen Strukturen zugeschrieben wird. Damit knüpft das vorgestellte Forschungsprojekt in gewisser Hinsicht an die soziologische Lebensverlaufsforschung an, die auf die institutionelle Strukturierung von Lebensverläufen hingewiesen hat (Kohli 1985; Mayer 1990, 2004). Diese plädiert – häufig in expliziter Abgrenzung zur Biographieforschung – für die Einführung einer theoretischen Perspektive, „in welcher der Lebenslauf nicht primär als Individualphänomen gesehen wird, sondern als ein kollektiver Tatbestand, als Teil der Sozialstruktur, der individuelles Verhalten und Handeln definiert, prägt und beeinflusst“ (Mayer/Diewald 2007: 510).

Im Gegensatz zur Lebensverlaufsforschung ist der Ausgangspunkt unserer Untersuchung jedoch nicht die institutionelle Strukturierung an sich, sondern der subjektive Umgang der befragten Professorinnen und Professoren mit den Strukturen, die auf sie einwirken. Wir gehen davon aus, dass es Strukturzwänge gibt, mit denen diese umgehen müssen, richten unser Forschungsinteresse aber auf das subjektive Erleben und die individuellen Bewältigungsstrategien einer solchen Strukturierung der akademischen Karriere. Anknüpfend daran gilt es, die „strukturierenden Strukturen“ (Bourdieu 1987 [1980]: 98) des wissenschaftlichen Feldes und der dort wirkenden Organisationen herauszuarbeiten, um die Logiken und Strukturzwänge des deutschen Hochschulwesens als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken, Vorstellungen und Positionierungen von Professorinnen und Professoren in den Blick zu bekommen.

Wir haben also in der vorliegenden Arbeit den subjektzentrierten Ansatz, wie er häufig in der Biographieforschung verwendet wird, im Anschluss an Bourdieu um strukturalistische Elemente ergänzt. Anhand einer Agency-Analyse (Bethmann et al. 2012) von Passagen biographischer Interviews mit Professorinnen und Professoren wird rekonstruiert, ob und wie diese ihre Lebensläufe als von Hochschulstrukturen und Organisationen geprägt erleben. Diese Analyseergebnisse werden im Anschluss

auf bestehende Strukturelemente der bundesdeutschen Hochschullandschaft rückbezogen. Wir unternehmen somit den Versuch, die Perspektiven von Biographie- und Lebensverlaufsforschung nicht als konträr, sondern als komplementär aufzufassen.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: In einem ersten Schritt wird die Funktionslogik des akademischen Feldes skizziert. Danach wird das methodische Vorgehen vorgestellt, und es werden empirische Befunde zusammengetragen. Im Anschluss werden diese Befunde diskutiert und in einen größeren Zusammenhang gestellt. Der Beitrag schließt mit einem kurzen Fazit.

2. Professorinnen und Professoren im akademischen Feld

Für die empirische Rekonstruktion von biographischen Entwürfen im wissenschaftlichen Betrieb und den strukturierenden Einfluss der Hochschulstrukturen auf Professorinnen und Professoren sind die feldspezifischen Handlungsrestriktionen zentral. Die spezifische Logik des wissenschaftlichen Feldes liegt in der kompetitiven Suche nach „Wahrheit“ und „Erkenntnis“ (Krais 2008: 182; vgl. auch Luhmann 1990). Diese Logik konstituiert ein Kräftefeld, in dem Akteure um wissenschaftliche Positionen konkurrieren (Bourdieu 1988 [1984]; vgl. auch Münch 2007). Das Anerkennen einer wissenschaftlichen Position bzw. einer wissenschaftlichen Leistung ist dabei untrennbar zurückgebunden an die Anerkennung der Person, die diese Leistung erbracht hat (vgl. Krais 2008: 183).

Damit sich gesellschaftliche Felder durch Konkurrenz strukturieren können, benötigen die konkurrierenden Akteure einen gemeinsamen Wertehorizont. Zentrale Bedeutung für die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes kommt dabei der sogenannten *illusio* zu, die Bourdieu als kollektiven Glauben an das Spiel definiert. Die *illusio* trägt den hohen individuellen Einsatz der beteiligten Akteure im Feld und stabilisiert so das bestehende System. Die Vorstellung von universaler Wahrheitssuche und individueller Zuschreibung wissenschaftlicher Leistung stellt laut Bourdieu die klassische Form der wissenschaftlichen *illusio* dar (Bourdieu/Passeron 1971 [1964]; Bourdieu 1988 [1984]). Wissenschaftliche Erkenntnis ist demnach keine Frage askriptiver Faktoren wie Geschlecht, soziale Herkunft oder zugeschriebene Ethnizität, sondern einzig das Ergebnis „harter Arbeit“ (Weber 1988) in „Einsamkeit und Freiheit“ (Schelsky 1971 [1963]).¹ Hinter einem solchen Bild steht – ganz allgemein gesprochen – die Vorstellung, man müsse nur die richtigen strukturellen Ausgangsbedingungen schaffen, damit dieser intellektuelle Geist wirksam wird.

Da Professorinnen und Professoren qua Position Teil des wissenschaftlichen Feldes sind, wäre zu erwarten, dass sie ihren individuellen Werdegang im Einklang mit dieser *illusio* rekonstruieren. Hierbei sollte insbesondere der Glauben an das nicht-monetäre Interesse der wissenschaftlichen Erkenntnis (Merton 1985 [1973]; Bourdieu 1975), der Glaube an den Erfolg der Besten und Leistungsfähigsten (Beaufays 2003) sowie die Berufung und habituelle Passung als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler (Weber 1988; Bourdieu 1988 [1984]) zum Ausdruck kommen. Es wäre also zu erwarten, dass Professorinnen und Professoren als zentrale Erzählung im Feld ihre

1 Dass bei Berufungen nicht nur meritokratische Prinzipien eine Rolle spielen, sondern dass zudem Faktoren wie soziale Netzwerke, vorangegangene Kooperationsbeziehungen, Alter usw. relevant sind, ist inzwischen empirisch hinreichend belegt (siehe zusammenfassend Jungbauer-Gans/Gross 2013; Möller 2015).

akademische Karriere als autonom und selbstverantwortlich aufgrund ihres genuinen Forschungsinteresses und ihrer exzellenten akademischen Leistungen im Vergleich zu anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern konstruieren. Unsere Befunde aber zeigen, dass dieses Motiv allenfalls in Einzelfällen abgerufen wird. Vielmehr weisen unsere Befragungen darauf hin, dass Professorinnen und Professoren ihre Biographien als stark verwaltet beziehungsweise strukturiert verstehen, was uns eine universelle Gültigkeit der skizzierten klassischen *illusio* mit ihrem Glauben an die Berufung zum Wissenschaftler stark in Zweifel ziehen lässt.

3. Methodisches Vorgehen

Im Rahmen eines Forschungsprojektes zu den Arbeits- und Lebensbedingungen von Professorinnen und Professoren im Sonderforschungsbereich 1015 „Muße“ an der Universität Freiburg wurden insgesamt 32 leitfadengestützte, problemzentrierte Interviews (vgl. Bogner 2005; Gläser/Laudel 2010; Helfferich 2011; Kruse 2014; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014) mit Professorinnen und Professoren an deutschen Universitäten geführt.

Aus dem Gesamtkorpus wurden für die vorliegende Untersuchung gemäß dem Prinzip der maximalen Kontrastierung (Kleining 1982; Kelle/Kluge 1999: 44 ff.) sechs Fälle ausgewählt, die sich hinsichtlich der Merkmale Alter, Ausbildungsweg, Fach, Geschlecht sowie dem Status der gegenwärtigen Professur unterscheiden: drei Professoren und drei Professorinnen aus den Fächern Chemie, Informatik, Soziologie, Archäologie, Physik und Biologie. Aus Anonymisierungsgründen können weder Ausbildungswege, Alter noch Status aufgeschlüsselt angegeben werden. Die Professorinnen und Professoren decken eine Altersspanne von 48 bis 65 Jahren ab. Es handelt sich um Professorinnen und Professoren mit in- und ausländischer Ausbildung sowie jeweils zwei C-Professorinnen und Professoren, zwei W-Professorinnen und Professoren und zwei außerplanmäßigen (apl.) Professorinnen und Professoren. Die Interviews dauerten insgesamt zwischen einer und zwei Stunden und wurden anhand von sechs Fragekomplexen strukturiert, wobei Wert auf eine prinzipielle Gesprächsoffenheit im Sinne einer prozessorientierten Gestaltung des Interviews gelegt wurde.

Zur Rekonstruktion der Agency in professoralen Berufsbiographien wurde auf einen narrativen Einstiegsabschnitt zur Frage nach den Karrierewegen der Professorinnen und Professoren zurückgegriffen. Das Vorgehen der Agency-Analyse eignet sich, um aus dem Material zu rekonstruieren, inwieweit sich Professorinnen und Professoren in ihrem akademischen Werdegang entweder als selbstbestimmt bzw. als (strategisch) handelnde Akteurinnen bzw. Akteure oder als verwaltete, von mehr oder weniger anonymen bürokratischen (Groß-)Institutionen kontrollierte und gelenkte Subjekte sehen. Konkret wird analysiert „wie der Erzähler seine *Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative* (agency) im Hinblick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 59, Hervorhebungen im Original). Allgemein gesprochen ist Agency „ein Grundbestandteil aller Konzepte, die erforschen oder erklären, wer oder was über welche Art von Handlungsmächtigkeit verfügt oder diese zugeschrieben bekommt“ (Helfferich 2012: 10). Entsprechend wird mit Hilfe dieser Analyseheuristiken, „die aus sprachlichen Formen Hinweise auf spezifisch modulierte, subjektive Vorstellungen von Handelnden und wirkenden

Agenten aller Art gewinnen“ (Helfferich 2012: 12), rekonstruiert, wem oder was die Erzählerin bzw. der Erzähler auf mikrosprachlicher Ebene Handlungsmächtigkeit zuschreibt.

Es ist wichtig zu betonen, dass die Agency-Analyse nicht für die Rekonstruktion der realen Abläufe von Ereignissen oder Motiven zu einem bestimmten biographischen Zeitpunkt geeignet ist (vgl. Lucius-Hoene 2012: 46). Wie oben bereits dargestellt, geht es uns in diesem Beitrag nicht darum, zu rekonstruieren, wie eine Struktur wirkt, sondern ob und wie die in dieser Struktur befindlichen Menschen diese wahrnehmen und mit ihr umgehen.

Beispielhaft zeigen folgende Formulierungen mögliche unterscheidbare Konstruktionen der Handlungsmächtigkeit im Wissenschaftsbetrieb an: „Und dann hab ich mir ein Promotionsthema geholt und meine Arbeit geschrieben“ oder „Und dann hat mein Professor mir nahegelegt, doch eine Promotion zu versuchen, und das habe ich dann gemacht“ (Lucius-Hoene 2012: 45). Im ersten Fall konstruiert sich die bzw. der Interviewte als selbständiges, autonomes Subjekt, das die Initiative ergreift und den eigenen Plan erfolgreich – ohne die Hilfe weiterer Agentinnen oder Agenten – umsetzt. Im zweiten Fall wird eine Autoritätsperson als aktiv handelndes Subjekt konstruiert; eine Initiative oder eine eigene Meinung wird von der Promovenden bzw. dem Promovenden nicht formuliert. Die beiden Beispiele deuten die möglichen Extremfälle von Agency-Konstruktionen auf einem dichotomen Kontinuum an: Zum einen können Erzählerinnen und Erzähler sich als aktives Subjekt mit autonomen Entscheidungen konstruieren. Zum anderen ist aber auch eine Konstruktion als passives Subjekt möglich, dem bestimmte nicht beeinflussbare Ereignisse im eigenen Leben widerfahren und das selbst keine eigene Handlungsmacht, keine Agency, aufweist. Zwischen und neben diesen Extremfällen gibt es eine nahezu unendliche Fülle von komplementären Agency-Konstruktionen. So sind einerseits Verschachtelungen von Agency möglich (z.B. „sie hat mich überzeugt, zu wollen“); andererseits können auch Formen von kollektiver oder anonymer Agency formuliert werden. Schließlich sind auch Konstruktionen denkbar, bei denen mehrere Akteure widerstreitende Handlungs- oder auch Unterlassensempfehlungen geben, die das Subjekt verarbeiten muss.

Im Anschluss an Gabriele Lucius-Hoene (2012) beziehen wir uns bei der Analyse von Agency auf drei Ebenen. So können die subjektiven Konstruktionen von Agency erstens „auf der Ebene der Erzählsätze durch die Wahl von Prädikaten und semantischen Rollen sowie anderen sprachlichen Strategien der Handlungscharakterisierungen“ (Lucius-Hoene 2012: 43) rekonstruiert werden. Auf dieser ersten Ebene wird innerhalb des lokalen sprachlichen Kontexts des Interviews rekonstruiert, welche Agentivierungen die Erzählerin oder der Erzähler vornimmt. „Als Agentivierung wird das bezeichnet, was der Erzähler sprachlich macht, indem er dem Geschehen in den Darstellungen von Ereignissen in den Erzählsätzen eine Urheberschaft oder Wirkkomponente sprachlich zuordnet. Dieser Begriff beschreibt die konstruktive Leistung der erzählenden Person“ (Lucius-Hoene 2012: 42). Die zweite Ebene der Rekonstruktion von subjektiven Agency-Konstruktionen bezieht sich auf die Interaktionssituation im Interview mit der Interviewerin oder dem Interviewer. Hier stellt sich die Frage, wie die kommunikativen Rollen in der Interviewsituation ausgehandelt werden, wer die Gestaltungsmacht bzw. das monologische Rederecht über die Gesprächssituation beansprucht. Auf der dritten Ebene schließlich wird die „narrative Agency“ (Lucius-Hoene 2012: 43) rekonstruiert. Hier geht es darum, ob eine ‚Moral der Geschichte‘

formuliert wird bzw. welche Rolle die sprachlichen Agency-Konstruktionen im Interview für „die Bewältigung und Identitätsarbeit“ (Lucius-Hoene 2012: 43) der Erzählerin oder des Erzählers einnimmt.

Für die vorliegende Analyse wird insbesondere die erste Ebene der Agency-Rekonstruktion in den Blick genommen. Die Wahl von sprachlichen Ausdrücken im Material wird als nicht zufällig verstanden. Hinter einer sprachlichen Formulierung steht stets eine korrespondierende Sinnstruktur; die Sprache spiegelt die Wahrnehmung der Welt der Interviewten wider. Für die Agency-Analyse im lokalen sprachlichen Kontext des Materials haben wir uns in einem ersten Schritt auf die Prädikatsausdrücke gestützt (vgl. Tabelle 1): „Als Träger der Handlung oder des Geschehens beschreiben sie, was geschieht, und regeln in der Erzählung die Beziehungen der übrigen Satzglieder zueinander und/oder zum Geschehen“ (Lucius-Hoene 2012: 49). Sie geben außerdem einen ersten Hinweis darauf, ob konkrete Akteure benannt werden oder ob „sich etwas in der Zeit ohne erkennbare Handlungsträgerschaft abwickelt“ (Lucius-Hoene 2012: 50). Des Weiteren lassen sich Prädikate, die einen Prozess beschreiben, von solchen, die einen Status oder eine direkte Aktion ausdrücken, unterscheiden (vgl. Lucius-Hoene 2012: 49).

Tabelle 1: Prädikatsausdrücke

Aktionsprädikate	Zeigen eine Handlung oder Tätigkeit an, zum Beispiel <i>arbeiten, schreiben, machen</i> („bin deswegen extra nach [Ort] zum Studium gegangen“). Sie unterstellen zumeist eine Zielgerichtetheit und damit Absicht.
Prozessprädikate	Stellen einen Vorgang dar und entspringen somit nicht der Absicht eines handlungsfähigen Lebewesens, sondern vollziehen sich an einem Gegenstand oder einer Person ohne willentliche Einwirkung („und dann kamen zwei Dinge zusammen“).
Statusprädikate	Beschreiben einen Zustand, der grundsätzlich veränderlich ist („und dann fand ich die Chemie ganz cool“).
Qualitätsprädikate	Heben auf unveränderliche Eigenschaften ab, gehören also zu dauernden Merkmalen („ich hab in diesem Sinne nie einen Mentor gehabt“).

Quelle: Eigene Darstellung im Anschluss an Lucius-Hoene (2012: 49).

Ausgehend von den Prädikatsausdrücken lassen sich in einem zweiten Schritt semantische Rollen (vgl. Tabelle 2) rekonstruieren. Sie bringen zum Ausdruck, wer oder was die durch die Prädikate beschriebene Aktion ausführt. So werden beispielsweise im Satz „Die Polizistin durchsucht den Verdächtigen“ durch das Verb „durchsuchen“ eine Handlungsträgerin („die Polizistin“) und ein Objekt der Handlung („der Verdächtige“) zugeordnet (vgl. Lucius-Hoene 2012: 50).

Ausgehend von den semantischen Rollen können auf diese Weise die Wirkmächte der biographischen Narration analysiert werden: „Sind es Personen, belebte Wesen, Naturkräfte, soziale Bewegungen, Institutionen etc.? Verbunden damit ist die Frage, ob ihnen Intentionalität und Richtung, Wissen um ihr Handeln und Verantwortlichkeit zugeschrieben wird“ (Lucius-Hoene 2012: 52).

Tabelle 2: Semantische Rollen

AG (Agens/Agentiv, Handelnde/r): Person oder Sache, die eine Handlung ausführt.	„ich (AG) hab dann irgendwann mich dann hier nach [Ort] beworben“
CAG (Contra-Agens, Partner/in): Person, auf die hin eine Handlung oder Interaktion ausgerichtet ist.	„hat mir (CAG) der damalige Chairman also gesagt“
EXP (Expiciens, Erfahrende/r): Person, die einen psychischen oder physischen Vorgang oder Zustand an sich erfährt.	„ich (EXP) war von der Neugier (AG) getrieben“
PAT (Patiens, Betroffene/r, Erleidende/r): Person, die von einer Handlung als Objekt betroffen ist.	„ich (PAT) wurde dann zu einem Thema zugeordnet“
CAU (Causativ, Ursache): Sachverhalt, der die Ursache für einen anderen Sachverhalt darstellt, auch als kausale Verknüpfung.	„Das (CAU) hat zu einem Paradigmenwechsel in der Robotik geführt“
IN (Instrument): Person, Sache oder Handlung, die bei einer Handlung vom Agens als Werkzeug, Mittel genutzt wird.	„konnte man halt schon ein bisschen mehr mit (IN) anstellen“

Quelle: Eigene Darstellung im Anschluss an Lucius-Hoene (2012: 51).

4. Empirische Befunde

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Agency-Analysen vorgestellt. Analysiert wurden die Antworten auf die einleitende biographische Eröffnungsfrage sowie auf die darauf folgenden Nachfragen. Alle Interviews begannen mit der Frage „Als erstes wüsste ich gerne: Wie sind Sie zu der Forscherpersönlichkeit geworden, die Sie heute sind?“ Schon die Ausgangsfrage ist für die Analyse der Konstruktion von Handlungsmacht voraussetzungsvoll und muss für die weitere Analyse berücksichtigt werden. So setzt die Frage zum einen durch die Verwendung eines Qualitätsprädikats („Forscherpersönlichkeit“) ein stabiles, etabliertes Selbstbild als „Forscherin“ bzw. „Forscher“ voraus, das zudem als Merkmal der eigenen Person und nicht nur als professionelle Rolle markiert wird. Zum anderen richtet sich die Frage durch die Verwendung eines Prozessprädikats („geworden“) auf die Rekonstruktion der prozesshaften Genese der wissenschaftlichen Persönlichkeit.

Die Ergebnisse der Analyse sind im Folgenden nach drei Grundnarrativen gegliedert, die sich danach unterscheiden, wie sich die Befragten zu ihrem eigenen wissenschaftlichen Werdegang positionieren und in welcher Form sie dabei sich selbst und/oder anderen Personen und Institutionen Handlungsmacht zuschreiben: die Narration einer Berufung zur Wissenschaft (Grundnarrativ I), die Professur als Resultat von strategischem Handeln und karriereorientiertem Pragmatismus (Grundnarrativ II) sowie die Erzählung einer wissenschaftlichen Karriere als passives und reaktives Ergebnis einer erfolgreichen Feldsozialisation in etablierte Strukturen (Grundnarrativ III). Insgesamt zeigen die Befunde, dass sich die Beschreibung der akademischen Karriere als stark strukturiert durch alle analysierten Interviews zieht. Die drei

Grundnarrative wurden systematisch aus den Ergebnissen generiert, die die jeweils an den Einzelinterviews vorgenommenen Agency-Analysen hervorgebracht haben. Tabelle 3 stellt die Grundnarrative systematisch dar.

Tabelle 3: Drei Grundnarrative

	Narration	Agentivierung
Narrativ I	Berufung zur Wissenschaft	Passives Erfahren und/oder Erleiden der Strukturen bei gleichzeitigem Beibehalten von persönlichen Dispositionen
Narrativ II	Strategisches Handeln und karriereorientierter Pragmatismus	Aktive Herstellung von Handlungsmacht durch das Verfolgen eines (strategischen) Plans
Narrativ III	Erfolgreiche Feldsozialisation in bestehende Strukturen	Reaktive Anpassung an die Strukturen des akademischen Feldes

Quelle: Eigene Darstellung

Grundnarrativ I: Berufung zur Wissenschaft

Wie bereits ausgeführt stellt die Konzeption der Berufung zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit die ‚klassische‘ Erzählung im wissenschaftlichen Feld dar. In den analysierten Interviews finden sich Variationen dieser Erzählung bei Professorin C und Professor S. Im Folgenden werden wir aufzeigen, wie die beiden Interviewten biographische Handlungsmacht in ihren Erzählungen konstruieren und zuschreiben.

Professorin C leitet ihre Erzählung damit ein, sich selbst als Erfahrende eines inneren Drangs darzustellen, der von ihr nicht bewusst steuerbar war und eine lange Zeit angehalten hat:

Im Grunde genommen war ich immer getrieben von der Frage, ja ich war von der Neugier getrieben. Und es gab irgendwie immer einen noch weiteren Schritt, den ich wissen wollte.

Die große Neugier wird in der Einstiegspassage als nicht veränderbarer Charakterzug angesehen. Ihr treten als handlungsmächtige Akteure Institutionen wie Schule und Universität entgegen, die diese Neugier allerdings nicht ausreichend befriedigen können. Zu diesem als der eigenen Handlungsmacht entzogen dargestellten Charakterzug tritt die familiäre Sozialisation (die Mutter war im universitären Feld tätig) als weiterer externer und nicht kontrollierbarer Faktor hinzu. Die gesamte Einstiegspassage ist durch das weitgehende Fehlen von Erzählungen eigener Handlungsmacht charakterisiert; stets wirken der eigenen Kontrolle entzogene Faktoren auf ihre Entscheidungsfindung ein, denen gegenüber sie sich nur verhalten kann.

Auf die Frage nach der Studienfachwahl wird das Motiv variiert. In der Aussage „und ich bin, glaube ich, erst so wirklich nach dem Abitur dann vollends nochmal wieder gekippt“ kommt zum Ausdruck, dass für die Befragte auch die Studienfachwahl als Ergebnis einer nicht näher bestimmten Kraft ist. Sie ist zwar selbst „gekippt“, hat dieses Geschehen aber weder intendiert noch aktiv herbeigeführt; es vollzieht sich an ihr, sie kann nur entsprechend reagieren. Erst im Anschluss an die Studi-

enfachwahl taucht zum ersten Mal eine eindeutige Agentivierung mit einem planvollen eigenen Handeln auf: Ein Chemiestudium soll als Einstieg in ein anderes Fach dienen („bin deswegen extra nach [Ort] zum Studium gegangen.“). Hier findet eine strategische, intentionale Auseinandersetzung mit der Logik des Feldes statt, die die eigene Handlungsmacht der Befragten stark einschränkt und so als Hindernis auf dem Weg zur Realisierung der von ihr selbst erfahrenen Disposition gelten kann. In dieser Phase des Interviews tritt die Erzählung von Professorin C erstmals als von extern erfahrenen Faktoren „getrieben“ hinter planvolle, intentionale Handlungen zurück. Die endgültige Entscheidung für ihr Studienfach und gegen einen Quereinstieg in ein NC-Fach wird als Ergebnis einer Entscheidung auf Grundlage der nunmehr vorhandenen Kenntnis der beiden Fachkulturen erzählt; es findet eine aktive Repositionierung im wissenschaftlichen Feld nach dem Kriterium der eigenen (charakterlichen) Passung statt.

Ihre akademische Karriere stellt sie als von akademischen Lehrern und Mentoren weitgehend unabhängig dar („ich hab in diesem Sinne nie einen Mentor gehabt“; „da hat mich nie einer unterstützt“). Ergebnis dieser Erfahrung ist eine starke Betonung der eigenen Initiative in Form zahlreicher Aktions- und Statusprädikate mit eigener Agentivierung. An dieser Stelle fallen das Getriebensein und die eigenen Handlungen vollständig zusammen, ersteres wird nicht mehr als externer Faktor dargestellt, sondern als komplett internalisiert konstruiert.

Neben dem internalisierten Antrieb tritt mit der Promotion die Universität als weiterer strukturierender Faktor hinzu. Die Befragte ist stets auf der Suche nach einer Möglichkeit, ihrer eigenen Disposition zu folgen, und muss sich dafür strategisch im Feld positionieren; die Promotion ist in dieser Erzählung eine logische Folge und notwendige Reaktion auf Strukturzwänge, die für eine weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung entscheidend sind („also muss man, das ist einfach in der Chemie historisch gewachsen“). Diese strukturellen Elemente ihres wissenschaftlichen Weges sind für Professorin C allerdings stets Teil eines Prozesses der Verwirklichung persönlicher Bedürfnisse. Das planvolle, strategische Handeln im Feld ist somit Ergebnis des bereits ganz zu Beginn vorgestellten Antriebs: „ich möchte jetzt ein Postdoktorat [...] machen, um so meine Neugier noch zu befriedigen“. Auch die Habilitation wird so zu einer quasi-natürlichen Folge. Der persönliche Zwang durch die Neugierde und die Feldlogik laufen hier parallel. Der Wissenschaftsbetrieb scheint der einzige Ort zu sein, der ihr immer weitere Möglichkeiten anbietet, ihre Neugier zu befriedigen.

Zusammengefasst erzählt Professorin C ihre wissenschaftliche Laufbahn als Ergebnis eines sehr früh in der Biographie entstandenen inneren Antriebs, der später als quasi-externer Faktor passiv erlebt wird. Auch wenn die Darstellung dieser Disposition von Professorin C immer wieder um strategische Momente und eigene Handlungsmacht ergänzt wird, sind diese Elemente der Erzählung nie Teil einer generellen zweckrationalen Karriereorientierung, sondern immer Mittel, um die als prägend vorgestellte Neugier zu befriedigen und so der eigenen Berufung gerecht zu werden. Externe Faktoren und institutionelle Zwänge werden häufig als Hindernisse konzipiert, die es zu überwinden oder zu umgehen gilt.

Diese Berufungsnarration lässt sich in einer variierten Fassung auch bei Professor S beobachten. Seine biographische Erzählung ist von einer sehr starken Naturalisierung der eigenen Disposition zum Professor und einer vordergründigen Betonung der

eigenen Handlungsmacht geprägt. Das Wissen um seine Disposition bringt ihn schon früh in Konflikt mit Strukturen und institutionellen Gegebenheiten. Als ein Berufsberater in seine Schule kommt, fragt ihn der Interviewte „ob er mir ein Heftchen Universitätsprofessor geben könne, und dann lachte der mich irgendwie aus und sagt, so ein Heftchen gibt es nicht [...], also quasi das kann man sich nicht einfach vornehmen, das zu werden.“

Zugleich betont Professor S seine überdurchschnittliche Begabung. Sein Weg ist nicht Resultat einer sequenziellen Entscheidung, er steht längst fest: „ich (AG) hab mir [...] intellektuell alles zugetraut“. Die große Begabung ist umso höher einzuschätzen, als er zeitgleich mit dem ‚Makel‘ einer bildungsfernen Herkunft zu kämpfen hatte. Semantisch werden die Zustände mit persönlicher Agency konstruiert, dabei jedoch häufig mit Verneinungen gekoppelt („ich (AG) hatte keine Ahnung“ bzw. „ich (AG) hatte niemanden in der Familie“). Hiermit wird auf externe Rahmensetzungen verwiesen, die die Handlungsmächtigkeit des Ich einschränken. Das Beispiel aus der Kindheit zeigt erstens, dass seine Berufung seit jeher vorhanden war, und zweitens, dass er mit seiner Disposition in seinem Umfeld auf Unverständnis und, daraus resultierend, auf Hindernisse stößt. Im Unterschied zu Professorin C kommt kein Moment des Getriebenseins durch Neugier oder die Berufung zur Sprache. Die Berufung wird nicht als quasi-extern erfahren, sondern als wesensimmanent markiert und erinnert in dieser Form an die Ausführungen von Ulrich Oevermann (2005) zu sozialisatorischen Erweckungserlebnissen in der Adoleszenz.

In der Phase des Studiums und der Promotion konstruiert sich Professor S häufig als Erfahrender von diversen strukturellen Faktoren und Zwängen und als Contra-Agens. So stellt er zum Beispiel fest, dass sich das fehlende Mentoring durch einen Doktorvater während der Promotionsphase als Nachteil für die weitere Karriere darstellt („ich (AG) habe sogar darunter gelitten (EXP/PAT)“, „weil man (AG) oft in der Karriere [...] vorwärts kommt (AP) wenn man (AG) jemand hat (AP) [...]“). Die Passagen zur Bewerbungsphase für die erste Professur sind besonders aussagekräftig für die Frage der verwalteten Biographien. So gibt Professor S an, dass es bei ihm nicht, wie üblicherweise im Feld, so war, dass „meine akademischen Lehrer in Deutschland die entscheidenden Einflüsse auf mich sind“, sondern „ich (AG) habe Schriften gelesen (AP) und auf diesem Grund teilweise persönliche Beziehungen aufgenommen (AP), die bis hin zu gemeinsamen Publikationen bis heute anhalten (SP)“. Durch die häufige Verwendung von Aktionsprädikaten und Agens-Rollen wird der Handlungsimperativ und die Handlungsmacht deutlich bei seiner Person verortet. Semantisch verstärkt wird der Effekt durch die Rollenstellung der akademischen Lehrer, die als Instrumente im eigenen Handlungserleben erscheinen.

Professor S fehlt es also nicht am inhaltlich intellektuellen Mentoring, sondern an einer Hilfestellung zur Positionierung im wissenschaftlichen Feld. So erleidet er auch nach der Promotion auf der Suche nach einer Professur eine durch die Feldstruktur hervorgerufene Krise. Zwar erreicht er mit seinen Bewerbungen zweimal Listenplatz eins, beide Stellen werden allerdings von einer anonymen Handlungsmacht gestrichen, bevor er tatsächlich berufen wird. Das Resultat für ihn ist eindeutig: „ich (SP) stand immer ohne was da“, und das, obwohl seine Disposition zum Professor auch schon von anderen Agenten im Feld wahrgenommen wurde. Aus dieser ausweglosen Situation löst er sich als Contra-Agens mit Hilfe einer anonymen Wirkmacht („und da

beginnt das [...] mit [Land] bei mir“), die ihm eine Gastprofessur im Ausland und damit eine temporäre Realisierung seiner Berufung ermöglicht.

Mit Blick auf die Agency ist festzuhalten, dass strategische Handlungsentscheidungen im Umgang mit der Feldstruktur Professor S fernliegen; vielmehr ist er darauf angewiesen, dass andere Agenten sein Leistungspotenzial und seine Disposition erkennen und für ihn strategisch günstige Positionen schaffen, um ihm dann in einem zweiten Schritt die Möglichkeit zu geben, die Begabung durch eigene wissenschaftliche Leistungen innerhalb der Struktur unter Beweis zu stellen. So geht seine erste Professur „auf die Förderung durch jemand Konkretes (CAU) zurück, das muss ich jetzt schon sagen“.

Die erste Berufung wird nicht als Eigenleistung, sondern als Prozess stilisiert, als passives Erleben erzählt und die Handlungsmacht semantisch erst auf die Phase nach der ersten Berufung verwiesen („und danach hatte (SP) ich (AG) dann keine Schwierigkeiten mehr, also andere Rufe und so weiter“). Die externen Faktoren – sowohl die, die als Krisen erfahren werden, als auch jene, die Chancen darstellen – beeinflussen dabei stets nur seinen faktischen Werdegang, niemals jedoch seine intrinsische Berufung zum Professor.

In der Gesamtschau tritt das zentrale Motiv des Berufenseins zum Professor bei der Erzählung von S prototypisch hervor. Die Berufung bildet einen grundlegenden Charakterzug. Er muss sich nicht daran anpassen – wie Professorin C –, sondern all seine Handlungen sind immer schon durch diese Berufung geprägt. Er wird nicht durch die Feldsozialisation zum Professor, er ist es seiner Erzählung nach schon von Geburt an. Da der Interviewte seine Biographie aber nicht nach strategischen Gesichtspunkten der Feldlogik, in der er seine Berufung ausleben kann, anpasst, kommt es im Verlauf der wissenschaftlichen Karriere immer wieder zu existenziellen Krisen. Diese werden durch die Tatsache massiv verschärft, dass er keine Exit-Option hat und auch keine entwickeln kann, da die Berufung zum Professor zu dominant ist. Unumgängliche Wegmarken auf dem Weg zur Professur wie Promotion, Postdoc-Phase, Habilitation und Berufungsphase werden so als Hindernisse erlebt und anonymen Mächten zugeschrieben. Zur Überwindung dieser Hindernisse ist er auf strategisches Mentoring und Hilfe von anderen Akteuren angewiesen; erst durch diese kann seine fachliche Genialität und Disposition innerhalb der Feldlogik zur Geltung gelangen.

Sowohl Professorin C als auch Professor S weisen die Merkmale des ersten Grundnarratives auf. Beide thematisieren in ihren Erzählungen zu ihrem Werdegang im wissenschaftlichen Feld das Moment der Berufung. Von diesem unterscheidet sich das Grundnarrativ II in einiger Hinsicht.

Grundnarrativ II: Die Professur als Ergebnis von strategischem Handeln und karriereorientiertem Pragmatismus

Prototypisch für das Grundnarrativ II der Agentivierung von Professorinnen und Professoren im wissenschaftlichen Feld ist eine Erzählung frei von Passung, Disposition oder gar Berufung. Diese werden wir am Beispiel der Narrative der Professoren I und A verdeutlichen.

Professor I ist bei der Wahl seines Studienfachs zunächst noch unentschieden. Erst eine Information von außen über die Zukunftsträchtigkeit von Informatik führt zu einer Agentivierung. Die Verbindung von eigenem Unwissen, externen, auf ihn einwirkenden Faktoren sowie die reflektierte und strategische Umsetzung der Erforder-

nisse – hier der Verweis auf die Zukunftssträchtigkeit – sind ein immer wiederkehrendes Muster. Beim Übergang von der Studien- in die Promotionsphase löst sich die Agentivierung von seiner Person; er selbst ist nur noch Erfahrender oder Contra-Agens von Handlungen („obwohl ich da natürlich am Anfang auch relativ große Schwierigkeiten hatte“; „bin dann eigentlich an meinen Doktorvater geraten“). Der Doktorvater übernimmt in der Folge die Handlungsmacht und gibt zunächst die Richtung der weiteren Entwicklung des Interviewten vor. So erfolgt die Wahl des Forschungsgebiets in der Promotionsphase nicht frei, sondern innerhalb von strukturierenden Vorgaben; erst die Reaktion darauf wird wieder mit Aktionsprädikaten belegt. Im Vergleich zu Professor S und speziell Professorin C fällt auf, was in dieser Phase der Erzählung nicht berichtet wird. Es ist nicht die Rede von Spaß an der Sache, Neugier oder fachlichem Interesse; es wird kein Moment der Berufung zum Wissenschaftler markiert. Zentral ist vielmehr die reflektierte und strategische Auseinandersetzung mit der Logik des Feldes als zweckrationales Mittel, um als Ziel eine möglichst privilegierte Position innerhalb des Feldes zu erreichen. Häufig zeigt sich das Muster in der Verbindung von Eigenleistung, externer Bewertung bzw. modifizierten externen Erfordernissen und einer Reflexion („war mir irgendwie schon klar, dass die Publikationslage irgendwie nicht so ausreichen würde“), die wieder in eine neue aktive Handlung mündet. Handlungsmacht wird durch eine aktive und strategische Anpassung an die Strukturerefordernisse erst erzeugt.

Zu diesem biographischen Zeitpunkt hat Professor I mit seiner Position im wissenschaftlichen Feld allerdings keine weiteren Handlungsoptionen. So sucht er zunächst aktiv nach einer Exit-Strategie, dann – „irgendwie durch Zufall“ – eröffnen sich für ihn durch den Kontakt zu einem Kollegen neue Möglichkeiten in einem bis dato für ihn unbekanntem Forschungsfeld, was er zum Anlass nimmt, sich neu im wissenschaftlichen Feld zu positionieren.

An dieser Stelle findet ein Bruch in der Erzählung statt. Zu den beiden bisherigen Agenten – Professor I und die intervenierenden Bedingungen – tritt nun noch ein dritter Agent hinzu: das „wir“, das für die folgende Passage das Ich-Agens fast vollständig verdrängt. Wieder folgt jedoch auf die eigene Handlung des Wechsels des Forschungsgebiets eine Phase der Entwicklungen, die sich der eigenen Kontrolle entziehen („und es fügte sich halt so“, bzw. „da kam das halt so“), die abgeschlossen wird durch eine verallgemeinerte Beschreibung der Logik des Arbeitsfeldes. Im Anschluss daran wird die anonyme Entwicklung des Feldes mit dem eigenen Handeln verknüpft.

In der folgenden biographischen Phase wird ohne personale Agency erzählt; eigene Handlungen werden versachlicht und laufen selbstständig bzw. prozessual ab („ja und dann ging das halt so weiter“). Die Nicht-Verwendung des Ich- oder Wir-Agens und die Darstellung der Handlungen als unpersönlich und selbstlaufend verweisen darauf, dass der Interviewte zu diesem Zeitpunkt der Erzählung die Logik des Feldes im Sinne einer verwalteten Biographie bis zu einem gewissen Grad verinnerlicht hat. Es geht für den Moment nicht mehr darum, externe Einflüsse zu reflektieren und die eigene Handlung anzupassen, vielmehr gehen beide Hand in Hand. Der Abschnitt hat seinen Höhepunkt darin, dass die eigene Handlung als Ursache für eine Veränderung in der Feldlogik dargestellt wird („Das hat [...] zu einem Paradigmenwechsel in [Fachbereich] geführt“).

Die typischen Merkmale dieses karriereorientierten Grundnarratives finden sich auch bei Professor A. Wie Professor I kann auch er dem Narrativ des karriereorientierten Pragmatismus und strategischen Handelns zugeordnet werden, wobei Professor A keine reine, stereotype Erzählung aufweist, sondern zugleich einige Elemente der klassischen Berufungsnarration aufgreift. Unseres Erachtens ist Professor A aber dennoch der strategisch-rationalen Narration zuzurechnen, weil die Handlungsmacht bzw. die Bewältigungsstrategien auf dem Weg zur Professur aktiv bei ihm liegen und nicht wie bei Professorin C und Professor S auf intrinsische Motive und in anonyme Strukturen verlagert wird. So handelt Professor A fast durchgängig autonom; er positioniert sich aktiv im Feld und kann externe, hinderliche Faktoren stets in eigene Handlungsmacht übersetzen. Dennoch ist seine wissenschaftliche Karriere nicht ausschließlich das Ergebnis von reinem Pragmatismus wie bei Professor I, sondern es wird explizit betont, dass er „Wissenschaftler werden“ und „FRAGEN auch BEANTWORTEN“ wollte. Ganz im Gegensatz zu den erleidenden Erfahrungen der Berufungsnarration schildert Professor A seine akademische Laufbahn mit Agentivierungen, in denen er sich selbst als Agens konstruiert. Generell schreibt er den von ihm ausgeübten Tätigkeiten einen großen Einfluss, also sich selbst eine große Handlungsmacht zu, wobei der Befragte sich als Contra-Agens, teils sogar Erfahrender, seiner eigenen Handlungen versteht.

Wie bereits Professor I räumt auch Professor A seinen Mentoren keine zentrale Rolle für seine Karriere ein. Die eigene Arbeit wird mit einem Statusprädikat („Aber die Themen meiner Doktorarbeit lagen bei mir selbst“) vorgestellt. Wie zuvor wird die eigene Handlungsmacht betont und semantisch durch die Verwendung von Aktionsprädikat und Agentivierung unterstrichen („Ich (AG) hab den Studienort in Deutschland gewechselt (AP)“). Diese eigenen Handlungen haben anschließend wiederum einen großen Einfluss und die eigene Wirkmächtigkeit.

Solche Konstruktionen eigener Handlungsmacht bilden den Rahmen der Erzählung von Professor A. Die eigenen Handlungen lösen Prozesse aus, denen dann wiederum eine eigene Wirkmächtigkeit und ein entscheidender (dann von außen wirkender) Einfluss zugesprochen wird. Der Befragte konstruiert sich somit indirekt als aktiv Handelnder, auf dessen Bedürfnisse die strukturierenden Elemente (Institutionen, Positionen, Zwänge), die angesprochen werden, keinen negativen, sondern stets einen positiven, Handlungsspielräume erweiternden Einfluss hatten. Prototypisch wird das an der Erzählung der Familiengründung deutlich, die als Ergebnis willentlicher Handlungen konstruiert wird. Solche Erzählmuster finden sich in der gesamten Darstellung der akademischen Laufbahn von Professor A. Externe Faktoren wie die Familienplanung werden zwar als potentielle Einschränkungen der eigenen Handlungsmacht benannt („Das heißt, es schränkt also schon / also double-career im Sinne von auf dem / im gleichen Bereich. (...) DAS wär schwierig gewesen, glaube ich.“); in seiner Biographie werden solche strukturierenden Faktoren aber stets durch eigene Handlungen in einen seinen Handlungsspielraum letztendlich erweiternden Prozess eingebunden. So etwa, wenn der Befragte die semantische Beschreibung einer Berufung nach einer passiven Darstellung sofort in eine Agentivierung korrigiert und zeitgleich die strukturellen Zwänge von Berufungsverfahren betont:

Ich bin dann nach [Ort] gekommen, weil in [Ort] die PROFESSUR mir angeboten wurde (AP). (...) Oder weil ich mich beworben hab (AP) und sie kriegte.

(...) Ich konnte nicht sagen: Ich will jetzt mal in die Region X (.) und da such ich mal nach einem Job.

Grundnarrativ III: Wissenschaftliche Karriere als Ergebnis einer reaktiven Sozialisation in universitäre Strukturen

Eine dritte Variante der Konstruktion von Agency findet sich in den Erzählungen der Professorinnen P und B. Beide stellen weder eine immer schon vorhandene Disposition noch ein rein pragmatisches Handeln in den Vordergrund, sondern verorten den eigenen Werdegang als Wissenschaftlerinnen im Kontext der Erfahrung struktureller Faktoren. Dennoch unterscheiden sich die beiden Fälle hinsichtlich der Konstruktion eigener Handlungsmacht innerhalb dieser prägenden Strukturen in einiger Hinsicht voneinander: Während Professorin B die Strukturen als Räume konzipiert, die ihr aktives Handeln und eigene Initiative erst ermöglichen, erfährt Professorin P agentiviertes Handeln ausschließlich passiv innerhalb von strukturierten Handlungsspielräumen, die von äußeren Bedingungen gebildet werden. Interessanterweise handelt es sich bei beiden Narrativen um die Erzählungen von apl. Professorinnen. In weiteren Untersuchungen wäre daher zu klären, ob dieser Typus für apl. Professorinnen und Professoren spezifisch ist, also in anderen Gruppen nicht zu finden wäre.

In der Einstiegsphase des Interviews positioniert sich Professorin B zum Teil als aktiv Handelnde, zum Teil aber auch als Erfahrende von Handlungen, die auf sie ausgerichtet sind. Dieser Wechsel zwischen aktivem Handeln und passivem Erfahren zieht sich als Muster durch das Interview. Während die Studien- und Promotionsphase durch die Verwendung von Aktionsprädikaten überwiegend als intentionale Handlung mit Handlungsmacht beschrieben wird („ich habe hier studiert“; „habe mich dann entschlossen, auf jeden Fall zu promovieren“), wird die Genese als Wissenschaftlerin überwiegend passiv dargestellt. So verortet sich die Interviewte als Contra-Agens, an der sich Vorgänge ohne ihre willentliche Eiwirkung vollziehen, und als Erfahrende von Handlungen anderer Personen: „wurde immer gefragt, ob ich nicht bleiben möchte, und so habe ich [...] dann eine Assistentenstelle bekommen“. Ihre Rolle bei der Feldsozialisation wird von der Interviewten somit eindeutig als passiv beschrieben. Im Gegensatz dazu positioniert sie sich bei Handlungen vor Eintritt in das wissenschaftliche Feld wie Studienentscheidungen auch als aktiv und handlungsmächtig Agierende.

Analog wird auch die Entscheidung für eine wissenschaftliche Karriere nach der Promotion als willentlich und intentional konstruiert: „dass ich mich ganz früh entschieden habe, dass ich diese Kombination aus Forschung und Lehre als absolut ideales Betätigungsfeld empfunden habe“. Das wissenschaftliche Feld selbst und die Voraussetzungen für eine akademische Karriere beschreibt die Interviewte dann aber als Zustand, den sie „sehr attraktiv fand“ und wo sie „bleiben möchte“. Die hier verwendeten Statusprädikate zeigen bereits, wie sehr die eigene willentliche Handlung der Karriereentscheidung in die Voraussetzungen der äußerlichen Struktur eingebettet ist.

Bei der eigentlichen Berufung nimmt die Handlungsmacht von Professorin B dann weiter ab und wird semantisch als komplett dem eigenen Einwirken entzogen konzipiert:

[...] hat sich dann die Universität doch entschlossen mir eine Dauerstelle zu geben und auf der habe ich dann eine außerplanmäßige Professur angestrebt

die ich dann nach zwei drei Jahren auch genehmigt bekommen habe sozusagen oder die akzeptiert wurde.

Die Interviewte markiert die Universität als handlungsmächtige Akteurin und sich selbst als Contra-Agens, auf die deren Entscheidungen ausgerichtet sind.

Noch deutlicher zeigt sich die Strukturiertheit der akademischen Karriere in der Passage zur Rolle von Mentorinnen und Mentoren. Die Interviewte weist erneut auf den prägenden Charakter der Doktormutter und Lehrstuhlinhaberin hin („natürlich prägt einen das sehr, weil das ist ja das Vorbild, wo man mal sieht, was die so tun“). Auch die letztendliche Entscheidung zur wissenschaftlichen Karriere wird als passiv und von äußeren Strukturen beeinflusst erlebt:

würde ich schon sagen, dass das [die Einblicke ins Feld, die Verfasser] entscheidend mit dazu beigetragen hat, dass ich mich dazu entschieden habe, das auch zu wollen.

Interessanterweise weist im Gegensatz dazu die Passage zu möglichen Exit-Optionen aus der Wissenschaft eine aktive Agency auf, die sich semantisch durch die Verwendung von Aktionsprädikaten und eine Positionierung als Handelnde niederschlägt: „ich (AG) habe versucht, wo dann doch die Zeituhr extrem getickt hat, mir natürlich Auswege zu überlegen (AP)“; „ich (AG) hatte mich an zwei Schulen beworben (AP)“. Außerhalb der Logik und den Anforderungen des wissenschaftlichen Feldes konzipiert die Interviewte ihre Handlungen also partiell als aktiv und handlungsmächtig. Das zentrale Element dieses Interviews ist die semantische Konstruktion von Strukturzwängen, die sich beim Eintritt und Verbleib im wissenschaftlichen Feld wandelt. Während des Studiums und bis zur Promotion konzipiert Professorin B ihre Handlungen als aktiv und handlungsmächtig. In der Postdoc-Phase bis zum Erlangen der Professur verengen sich die Möglichkeiten ihrer Agency; das Narrativ weist kein planvolles und intentionales Handeln mehr auf, sondern wird als (fremd-)strukturiert konzipiert. Dieser Verlust von Handlungsmacht der Professorin steigert sich von der Postdoc-Phase über den Weg zur Professur bis zur endgültigen Berufung stetig. Erst nach dem Erlangen der Professur ist die Erzählung wieder von Handlungsmacht und willentliche Einwirkung gekennzeichnet.

Indem sich Professorin B an die Bedingungen der Strukturen anpasst, kann sie ihre eigene Position auch als intentionale Steuerung begreifen, wie bei der Thematisierung der Exit-Optionen. Insgesamt kommt in ihrer Erzählung der Anpassung an die Strukturzwänge und die inhärente Logik des Feldes semantisch eine große Rolle zu.

Professorin P schließlich konstruiert ihre Handlungen und ihre Karriere als extrem von den bestehenden Strukturen und Regeln des wissenschaftlichen Feldes geprägt; ihre eigene Handlungsmacht ist einzig auf eine Anpassung an diese Strukturen ausgerichtet. Lediglich bei der Studienwahl beschreibt sie sich selbst als Agens, die Handlungsmacht wird im Anschluss daran jedoch sofort auf außerhalb ihrer selbst stehende Strukturen verlagert, was sich sprachlich durch den Gebrauch von „man“-Konstruktionen und Prozess- sowie Statusprädikaten niederschlägt. Auffällig ist, dass die Interviewte zwar immer wieder auch sich selbst Handlungsmacht zuschreibende sprachliche Konstruktionen gebraucht, diese aber vor allem dann zum Tragen kommen, wenn sie Reaktionen auf äußere Prozesse oder ihre konkreten Tätigkeiten inner-

halb des wissenschaftlichen Feldes beschreibt („und da habe ich also sehr viel an verschiedenen Projekten mitgearbeitet und eigentlich meine Expertise in der Analyse weiterentwickelt“); Prädikatskonstruktionen, mit denen die Professorin eine absichtsvolle Handlung ausdrückt, finden sich vor allem dann, wenn sie über ihre konkreten Tätigkeiten innerhalb der strukturellen Anforderungen des wissenschaftlichen Feldes und ihre Anpassungen an dessen Funktionslogik spricht: „ich hatte mich dann mit dem Rechtsanwalt beraten“.

Dass Professorin P die entscheidenden Schritte und Etappen ihrer akademischen Laufbahn äußeren und strukturellen Faktoren zuschreibt und sich selbst kaum Handlungsmacht einräumt, zeigt sich exemplarisch an folgendem Thematisierungsstrang: Einerseits wird die eigene Entwicklung zur „Forscherpersönlichkeit“ so konzipiert, dass sie ohne benennbare selbstverantwortliche Handlung vor sich geht. Versprachlicht wird das durch Prozess- und Statusprädikate, die von der eigenen Handlungsmacht unabhängige Vorgänge und Zustände beschreiben, und die Positionierung als Erfahrende (EXP) dieser Umstände („Ja und so geht es eigentlich, ohne, dass ich jetzt besondere Zielstellungen hatte, einfach aus Spaß an der Sache ging’s immer weiter“). Interessanterweise verdichtet sich diese Erzählstrategie insbesondere in Momenten, in denen wichtige Karriereübergänge zu höheren Positionen verbalisiert werden. Andererseits weist Professorin P auch insofern Handlungsmacht von sich, als dass sie ihrer Sozialisation im Feld – personifiziert durch bestimmte Bezugspersonen und Chefs – besondere Relevanz zuweist. Den Einfluss dieser Personen auf ihren akademischen Werdegang schildert die Interviewte fast durchgängig als passiv erfahrenen Prozess; die Handlungsmacht liegt diesbezüglich entweder bei institutionell höher positionierten Kolleginnen und Kollegen oder bei einem anonymen Arbeitskontext („das Arbeitsklima bei uns im Haus wirklich sehr angenehm ist“ „mit meinem Kollegen gemeinsam gut publiziert“). Erst in einem zweiten Erzählschritt führt die Interviewte aus, wie sich diese Sozialisationseffekte im eigenen, aktiven Handeln bemerkbar machen, wenn sie mittels Aktionsprädikaten und sich selbst Agency zuschreibenden Versprachlichungen beschreibt, wie sie und ein Kollege durch die Feldsozialisation eine ähnliche Denk- und Arbeitsweise aufweisen. Auch in dieser Hinsicht konzipiert die Interviewte eigenverantwortliche Handlungen, in denen sie selbst wirkmächtig ist, ausschließlich innerhalb der Strukturen und Räume des wissenschaftlichen Feldes: Sind diese Strukturen einmal durch Sozialisation verinnerlicht, so können innerhalb dessen auch wirkmächtige Handlungen ausgeführt werden.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Professorin P eigene Handlungsmacht nur dann thematisiert, wenn sich diese innerhalb der strukturellen Vorgaben und Umstände des akademischen Feldes bewegen. Den strukturellen Einwirkungen selbst steht die Interviewte als Erfahrende passiv gegenüber; ihren Lebenslauf begreift sie somit als stark von strukturellen Gegebenheiten verwaltet.

Beide Professorinnen P und B, deren Erzählungen das von uns beschriebene dritte Grundnarrativ veranschaulichen, erleben ihre wissenschaftliche Karriere als von äußerlichen Strukturen und deren Zwängen geprägt. Ihre Handlungen konzipieren die beiden innerhalb dieser Strukturen und beschreiben ihren Lebenslauf somit überwiegend als verwaltet. Beide Professorinnen verorten ihre Karrieren im wissenschaftlichen Feld so, dass diese erst durch ihre Feldsozialisation und Anpassung an die festen Strukturen möglich wurden. Obwohl beide also erzählerisch einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, lassen sich bestimmte Unterschiede zwischen den Erzählungen

herausarbeiten. Während das Narrativ von Professorin P als sehr stark verwaltet konzipiert ist und so gut wie keine eigene Handlungsmacht aufweist, ist die Erzählung von Professorin B von einer *bottleneck*-Erfahrung geprägt, in der zwar die Postdoc-Phase bis zur Erlangung der Professur als sehr strukturiert wahrgenommen wird, davor und danach aber aktive Handlungen möglich sind.

5. Diskussion

Die vorliegenden Befunde aller drei oben beschriebener Grundnarrative belegen die starke Strukturierung der akademischen Karriere und zeigen drei Formen individueller Bewältigungsstrategien auf. Die Erzählung einer starken Strukturierung in allen sechs Interviews ist umso interessanter, da sie sich trotz der maximalen Kontraste in anderen Bereichen der Biographien durch alle Interviews hindurch zieht. So weisen alle Narrative auf der Erzählebene einen klaren Bezug zu diesen strukturellen Umständen und Hindernissen auf.

Alle Professorinnen und Professoren haben bestimmte klar definierte Karriereschritte und -muster auf dem Weg zur Professur durchlaufen, die die klassisch professorale Karrieren (im Gegensatz zu Fachhochschul- und Honorarprofessoren und -professorinnen) auszeichnen: Studium, Promotion, Postdoc-Phase, Berufung. Entsprechend tauchen auch diese biographischen Stationen als Marker in allen Interviews auf. Überraschenderweise zeigen sich in unserem Sample keine fachspezifischen Bewältigungsstrategien und Handlungsmuster. Aber auch wenn die Erzeugungs- und Ordnungsgrundlagen des wissenschaftlichen Feldes die Biographien aller Interviewten strukturieren, wird die Relevanz dieser Strukturierung von den Interviewten höchst unterschiedlich aufgefasst und dargestellt. Abschließend werden daher die Befunde, wie die Professorinnen und Professoren die Einflüsse von Strukturen in ihre Biographie einbetten, differenzierter beschrieben und eingeordnet.

5.1 Strukturierte Lebensläufe im akademischen Feld

Alle beschriebenen Karrieren wurden dem subjektiven Empfinden nach durch die inhärenten Strukturen des akademischen Betriebes geprägt. Angesichts der Variation der sechs Fälle nach Alter, Ausbildungsweg, Fach, Geschlecht und Status ist bemerkenswert, dass in allen Interviews dieselbe Feldstruktur aufgerufen wird: Trotz diverser fachkultureller Unterschiede ähneln sich die subjektiven Erfahrungen im akademischen Feld stark. Alle Fälle weisen gewissermaßen eine Flaschenhalserfahrung auf, die von Handlungsaktivitäten in der frühen Studien- und Promotionsphase sowie in der an die Entfristung anschließenden Professur geleitet ist. Die Postdoc-Phase hingegen wird durchgängig als Verengung oder Fehlen von Handlungsmacht konstruiert.

Eine mögliche Ursache dieser Erzählung könnte in den Entwicklungen und Veränderung des deutschen Hochschulsystems wie der systemimmanenten Verknappung der Stellen auf dem Weg zur Professur (Birsl 2008) sowie der Projektförmigkeit der Forschung (Torka 2009; Lenger 2015) liegen. Diese Agency-Konstruktion spiegelt somit die Tatsache wider, dass die Aussichten auf eine Festanstellung gering sind. Derzeit stehen in Deutschland einer Neubesetzung einer Professur an Universitäten zehn Promotionen bzw. drei Habilitationen gegenüber (BuWin 2013: 190, 311). Darüber hinaus kann der spätere Arbeitsort nicht frei gewählt werden (Baier/Münch 2013). Entsprechend zeigen auch empirische Studien, dass die Befristung im Hoch-

schulbereich in Kombination mit der verschlechterten Arbeitsmarktlage in den vergangenen Jahrzehnten und dem beruflichen Mobilitätswang zunehmend als problematisch empfunden wird (vgl. Bochow/Joas 1987: 106–109; Jaksztat et al. 2010; Bloch et al. 2011: 162).

Insgesamt kann diese Übereinstimmung der Beschreibung als klares Indiz für die Wirkmächtigkeit der Logik und Strukturen des akademischen Feldes interpretiert werden. Diese ist als unmittelbare Folge der nationalen Hochschulpolitik zu sehen und strukturiert die berufsbiographischen Erfahrungen der betroffenen Professorinnen und Professoren. Trotz dieser einheitlichen Erzählung von Strukturiertheit der verschiedenen Lebensläufe unterscheiden sich die sechs von uns ausgewerteten Interviews bezüglich der subjektiven Bewältigungsstrategien und des Umgangs mit den Strukturen. Zum jetzigen Zeitpunkt kann noch keine verallgemeinernde Erklärung für die unterschiedlichen Grundnarrative gegeben werden. Die Existenz des zweiten Narratives könnte aber durchaus als Beleg für eine zunehmende Ökonomisierung managerieller Praktiken im wissenschaftlichen Feld (Schimank/Volkman 2008) interpretiert werden. So tritt neben die klassische *illusio* der Berufung zur Wissenschaft die Form der Wissenschaft als Karrierejob (Funkten et al. 2015; Rogge 2015; Lenger 2015). Für das dritte Narrativ (wissenschaftliche Karriere als Ergebnis einer erfolgreichen Feldsozialisation in etablierte Strukturen) drängt sich zudem ein weiterer Erklärungsansatz auf. Die beiden beschriebenen Professorinnen haben mit ihren apl. Professuren keine besonders privilegierte Stellung im wissenschaftlichen Feld inne. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen, dass sie am Ziel, Professorin zu werden, gescheitert sind, denn es wurde ihnen strukturell der Zugang zu einer ‚normalen‘ Professur verwehrt, ihre Stelle ist lediglich ‚außerplanmäßig‘. Diese Befunde decken sich mit den Befunden zur relativ schwachen sozialen Herkunft von apl. Professorinnen und Professoren (Möller 2015). Die damit einhergehende Marginalisierung im wissenschaftlichen Feld und ein mögliches subjektives Gefühl des Scheiterns könnten ursächlich für eine berufsbiographische Erzählung der äußeren Zwänge, des Einfachso-Passierens und der Wahrnehmung geringer eigener Handlungsmacht sein.

5.2 *Bewältigungsstrategien verwalteter Karrieren im wissenschaftlichen Feld*

Wie konstruieren nun Professorinnen und Professoren, die die spezifischen Strukturen des akademischen Feldes durchlaufen haben, ihre Biographien? Es wurde zuvor bereits festgehalten, dass akademische Karrieren durch die spezifischen Hochschulstrukturen grundlegend geformt werden. Wie gehen die Betroffenen mit diesen strukturierenden Prinzipien um? Es konnten drei Bewältigungsstrategien herausgearbeitet werden: Das passive Erfahren und/oder Erleiden der Strukturen bei gleichzeitiger Beibehaltung vorheriger Dispositionen (Grundnarrativ I), die aktive Herstellung von Handlungsmacht durch das Verfolgen eines strategischen Plans (Grundnarrativ II) sowie die passive Prägung und Anpassung an die Strukturen des akademischen Feldes (Grundnarrativ III). Im Folgenden werden diese drei Bewältigungsmuster skizziert und kommentiert.

Grundnarrativ I: Wissenschaft als Berufung

Erfahren und Erleiden strukturierender Strukturen im akademischen Feld

Professorin C und Professor S verstehen sich als zur Professur berufen. Diese Berufung stellen beide als Resultat natürlicher Dispositionen dar. Während der Impuls zur Berufung von Professorin C noch auf eine dem Wesen externe Neugier zurückgeführt wird, handelt es sich bei der Berufungserzählung von Professor S um eine habituelle Disposition. Beide Erzählungen weisen fast keine zweckrationalen Elemente auf; auch Exit-Optionen thematisieren die Interviewten dieses Narratives nicht. Vielmehr wird eine Biographie des Erlebens und Erfahrens erzählt, welche ohne Kontrolle und Einfluss der Akteure stattfindet. Interessant ist, dass zwei diametrale Zugänge zu diesem Bewältigungsmuster rekonstruiert werden können. So erzeugt Professorin C Handlungsmacht und Feldpassung, indem sie eine Struktur findet, die ihren natürlich gegebenen Dispositionen entspricht, während Professor S seine Berufung und sein Professor-Sein als internes Wesensmerkmal seiner Person konstruiert. Während eine solche Konstruktion es Professorin C erlaubt, mit dem Feldeintritt das Getriebensein in eine Handlung bzw. in Handlungsmacht zu übersetzen, indem diese Strukturvorgaben anerkannt werden und eine partielle Anpassung der Disposition an institutionelle Zwänge geschieht, zeichnet sich Professor S durch den krisenhaften Umgang mit den hinderlichen Strukturen bis zur endgültigen Ruferteilung aus. Er erleidet objektive Zwänge als persönliche Krisen, als existenzielle Bedrohung seiner Person, welche zum Professor berufen ist. Die Bewältigung gelingt ihm, indem externe Faktoren ausschließlich auf seinen Werdegang bezogen werden (Fach, Ort) und nicht auf seine Disposition und Berufung zum Professor. Während Professorin C ihre Berufung und ihre Handlungsmacht durch die Internalisierung der Feldlogik erzeugt, kann das Festhalten am eigenen Charakter bei Professor S als Quasi-Agency verstanden werden, welche eine stellvertretende Handlungsoption auf dem Weg zur Professur erzeugt. Insgesamt handelt es sich bei beiden Fällen um eine moderate und passive Prägung durch das Feld.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die beiden Fälle dieses Grundnarratives dem Einfluss der Feldstrukturen auf ihre gegebenen Dispositionen eine recht geringe Rolle zuweisen. Strukturen werden überwiegend als Hindernisse auf dem Weg zur Realisierung der ‚Berufung‘ gesehen. Denn auch wenn äußerliche und strukturelle Elemente immer wieder thematisiert und mit der Erzählung des akademischen Werdegangs verknüpft werden, sind diese offensichtlich für die Akteurin bzw. den Akteure nicht die entscheidenden Momente auf dem Weg zur im Frageimpuls angesprochenen ‚Forscherpersönlichkeit‘.

Grundnarrativ II: Die Professur als Ergebnis von strategischem Handeln und karriereorientiertem Pragmatismus

Aktive Agentivierung und die Konstruktion von Handlungsmacht

Die Professoren I und A weisen klare semantische Spuren von Handlungsmacht auf. Beiden Fällen ist gemeinsam, dass diese Handlungsmacht mittels eines strategischen, zweckrationalen Umgangs mit den ihnen gegenüberstehenden Strukturen erzeugt wird. Dabei ist bezeichnend, dass beide Interviewten ihre professorale Tätigkeit nicht auf eine Berufung zur Wissenschaft zurückführen, sondern als Beruf bzw. als Karrierejob markieren. Beide Professoren erfahren die externen Strukturen als anonyme

und/oder generalisierte Prozesse, die sich der eigenen Interventionsmacht entziehen. Die Professoren A und I stimmen zudem in ihrem Bewältigungsmodus überein. Die Erzeugung von Handlungsmacht gelingt durch aktive und strategische Anpassung an die zugrundeliegende Feldlogik und den dort geforderten Handlungsmodus. Einschränkungen werden nicht als Hindernisse wahrgenommen, sondern als Handlungsräume ermöglichende Faktoren. Beide machen sich die hinderliche Situation zu Eigen; das selbstständige Handeln wird dabei als wesentlicher Einfluss auf die Karriere markiert. Diese Anpassung gelingt in beiden Fällen optimal; eine perfekte Passung mit dem Feld wird erzeugt. Während allerdings Professor I die klassischen Muster von Wissenschaft als ein Karrierejob und die Erzählung der Professur als aktive Berufswahl (vgl. Funken et al. 2015; Rogge 2015) aufweist (keine Neugier, kein Erkenntnisinteresse, reine Zweckrationalität), ist das Interesse an einer wissenschaftlichen Karriere bei Professor A auf ein prinzipielles Erkenntnis- bzw. Gegenstandsinteresse zurückzuführen. Unabhängig von dieser motivationalen Differenz stimmen aber beide Fälle in ihrer subjektiven Rekonstruktion überein, welche die bewusste Nutzung der Struktur des akademischen Feldes als eine aktive Handlungsmacht gegenüber diesen Strukturen zulässt.

Insofern unterscheidet sich Grundnarrativ II von Grundnarrativ I in einigen Hinsichten. Auf Wissenschaft als Ort, an dem Wahrheit und Erkenntnis erzeugt werden soll, rekurren die beiden hier herangezogenen Interviewten kaum. Sie positionieren sich selbst nur marginal als Wissen-Schaffende, die aufgrund von Begabung oder Intellekt dieser Berufung folgen, sondern als zweckrational und strategisch Agierende, die den Beruf des Wissenschaftlers gewählt haben wie jeden anderen Karrierejob.

*Grundnarrativ III: Wissenschaftliche Karriere als Ergebnis einer reaktiven Feldsozialisation in festen Strukturen
Strukturierung und Prägung durch das Feld*

Professorinnen P und B schließlich verfügen in der subjektiven Deutung über keine oder nur wenig Handlungsmacht gegenüber den Strukturen. Biographie und Karriere werden bei beiden durch anonyme Institutionen extern strukturiert. Insgesamt handelt es sich um ein völlig passives Erfahren und Erleben der akademischen Feldlogik.

Bei Professorin P werden sowohl Persönlichkeit wie auch Karriere durch externe Faktoren strukturiert. Allenfalls der Eintritt in das wissenschaftliche Feld wird noch als eigene Handlungsmacht rekonstruiert. Die berufsbiographische Karriere stellt für beide somit eine externe Erfahrung dar. Gelegenheiten werden wahrgenommen und genutzt, es werden aber keine Optionen aktiv oder strategisch erzeugt. Diese strukturierenden Lebensläufe führen dazu, dass selbst der eigene Handlungsantrieb externalisiert und institutionellen Bedingungen zugeschrieben wird. Prototypisch zeigt sich dieser Effekt, wenn selbst der Spaß an der Tätigkeit nicht durch eine intrinsische Disposition, sondern durch das positive Arbeitsumfeld und die Kollegenschaft konstituiert wird.

Professorin B empfindet Dinge ebenfalls als von anonymen Mächten determiniert, die auf sie zukommen und die sie annehmen kann. Ihre Handlungsmacht liegt einzig darin begründet, diese Dinge auch zu wollen; ihre intrinsische Motivation wird durch externe anonyme Faktoren modifiziert. Wie Professorin P verfügt auch sie über eine Handlungsmacht in der Promotions- und Arbeitsphase sowie auf der alltäglichen

Arbeitsebene. Die feldspezifische Logik hingegen wird weder als beeinflussbar noch als rational strategisch zu bewältigen wahrgenommen.

Beide Fälle stimmen in der passiven Strukturierung des Feldes überein. Während aber Professorin P die Erzählung eines passiven Erfahrens mit der Logik des Feldes aufweist, reflektiert Professorin B diese Strukturen und kommt damit zu einem etwas aktiveren Umgang mit den beeinflussenden Strukturen des Feldes. Beide Interviewpartnerinnen weisen somit keine speziellen Dispositionen auf, die sie zu Akteurinnen im wissenschaftlichen Feld ‚berufen‘ würden. Gleichzeitig agieren die beiden aber auch nicht – wie in Grundnarrativ II beschrieben – im Sinne der Zielsetzung eines Karrierejobs. Sie erfahren ihren Karriereweg im Gegensatz dazu als von außen gesteuert und verwaltet. Erst durch die Anpassung an die entsprechenden Strukturen können sie sich dabei im Feld bewegen. Wie genau Entscheidungen verlaufen, wird häufig als eher zufällig und von anderen Akteuren oder Institutionen bestimmt gesehen.

5.3 Feldsozialisation und Aufstiegsprozesse im akademischen Feld

Die Befunde zur Strukturierung der Karrierewege im wissenschaftlichen Feld anhand der Rekonstruktion der Handlungsmacht verweisen darüber hinaus auf ein interessantes Nebenprodukt der Feldanalyse: Die betroffenen Akteurinnen und Akteure beschreiben ganz grundlegend einen Prozess der Feldsozialisation, wobei genuin unterschiedliche Bewältigungsstrategien zum Tragen kommen. Mit Bourdieu kann argumentiert werden, dass der jeweils vorhandene Habitus aufgrund des Trägheitseffektes mit den geforderten Anforderungen des Feldes noch nicht perfekt übereinstimmt und eine entsprechende Modifikation durchlaufen hat (Bourdieu 2001: 207). Diese Modifikation erfolgt nicht friktionslos und kann unter Umständen bis hin zur Krise führen. Hans-Peter Müller spricht in diesem Zusammenhang auch passend davon, dass das Auseinanderfallen von Habitus und Feld Spaltung und Zerrissenheit erzeugt. Resultat sind Stress und Leiden der Betroffenen, was sich insbesondere bei Krisen und Transformationsprozessen zeigt (Müller 2014: 41). So geben die Befunde starke Hinweise darauf, dass das Ende der Risikopassage mit der Berufung auf eine Professur erst relativ spät nach Abschluss der Promotion erfolgt und außerhalb der Handlungsmacht von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern liegt. So ist es allen Interviewten gemein, dass der Eintritt in die akademische Elite (Münch 2007) nicht als aktive Handlung, sondern als Aufnahme und Initiation erfahren wird.

Da im akademischen Feld die Reputation und die Berufung durch Dritte, bereits etablierte Kolleginnen und Kollegen, erfolgt, bilden die rekonstruierten Agentivierungen der Befragten letztlich diese Struktur semantisch ab. Anwärter werden in das Feld sozialisiert, mittels Initiation aufgenommen und durch Konsekration in den Rang von Professorinnen und Professoren gehoben. Bis zu dieser Schranke verfügen die befragten Professorinnen und Professoren – gerade angesichts der skizzierten Stellenknappheit und prekärer Beschäftigungsverhältnisse – über eine aktive Agency. Diese Agency verschwindet bzw. schlägt um in eine mikrosprachliche Passivität für die Phase des finalen Feldaufstiegs. Erst mit der finalen Berufung werden wieder Agentivierungen verwendet, diese aber vornehmlich auf der Ebene der Arbeitsinhalte. Fasst man diese Überlegungen systematisch, so kann argumentiert werden, dass im akademischen Feld die externen Rahmenbedingungen auf die Karriere als strukturiert erlebt

werden, während die inhaltliche Ebene Raum für aktive Gestaltung und Autonomie lässt.

Damit liefert die Agency-Analyse starke Argumente dafür, den Eintritt ins wissenschaftliche Feld zu Beginn des Studiums zu verorten (Schneickert/Lenger 2010; Lenger et al. 2012), den Aufstieg in die akademische Elite aber erst an der Bruchstelle nach der Promotion festzumachen. Offensichtlich reicht die Wirkung des orthodoxen Pols, also der herrschenden Logik und Struktur des akademischen Feldes – mit Bourdieu gesprochen – zwar auch bis zu den Studierenden und Promovierenden, wird aber erst mit der endgültigen Entscheidung für eine wissenschaftliche Karriere nach der Promotion voll wirksam.

6. Fazit

Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung war die Feststellung einer durch den Aufbau des wissenschaftlichen Feldes bedingten Strukturiertheit von akademischen Lebensläufen. Vor diesem Hintergrund wurde die Frage behandelt, wie Professorinnen und Professoren diese Strukturierung erleben und welche Handlungsmacht sie sich innerhalb der gegebenen Strukturen zuschreiben. Mittels einer Agency-Analyse von Auszügen aus sechs biographischen Interviews konnten drei Grundnarrative in mehreren Variationen identifiziert werden.

Es wurde darauf hingewiesen, dass im wissenschaftlichen Feld der Glaube an das nicht-monetäre Interesse der wissenschaftlichen Erkenntnis (Merton 1985 [1973]; Bourdieu 1975), der Glaube an den Erfolg der Besten und Leistungsfähigsten (Beaufays 2003) sowie die Berufung und habituelle Passung als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler (Weber 1988; Bourdieu 1988 [1984]) unterstellt wird. Entsprechend wäre als zentrale Erzählung zu erwarten gewesen, dass Professorinnen und Professoren ihre akademische Karriere als autonom und selbstverantwortlich aufgrund ihres genuinen Forschungsinteresses und ihrer exzellenten akademischen Leistungen im Vergleich zu anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern markieren. Unsere Befunde aber zeigen, dass dieses Motiv allenfalls in Einzelfällen abgerufen wird. Vielmehr weisen unsere Analysen darauf hin, dass Professorinnen und Professoren ihre Biographien als stark verwaltet beziehungsweise strukturiert verstehen, was eine universelle Gültigkeit der klassischen *illusio* im akademischen Feld mit ihrem Glauben an die Berufung zur Wissenschaftlerin bzw. zum Wissenschaftler stark in Zweifel ziehen lässt und Argumente für eine konzeptionelle Erweiterung der *illusio* ins Spiel bringt. Die Befunde geben damit weitere Hinweise auf die generelle These, dass wir es im akademischen Feld mit einer Illusiotransformation zu tun haben und in den vergangenen Jahrzehnten durch Strukturreformen ein neuer Geist des akademischen Kapitalismus ins Feld getragen wurde (Funken et al. 2015; Lenger 2015, Rogge 2015).

So entspricht allenfalls das erste Grundnarrativ idealtypisch der klassischen *illusio* des wissenschaftlichen Feldes; die Befragten konstruieren ihre Tätigkeit als Professorin bzw. Professor als Ergebnis einer Berufung und die Strukturiertheit der akademischen Karriere tendenziell als der eigenen Bestimmung hinderlich. Das zweite Grundnarrativ ist hingegen geprägt von strategischem, bisweilen karriereorientiertem pragmatischem Handeln. Die Befragten konstruieren ihren Werdegang als Ergebnis autonomer Handlungen, die dabei aber stets auf die Anforderungen des wissenschaft-

lichen Feldes ausgerichtet sind. Die Strukturiertheit der akademischen Karriere wird hier als Anforderung erzählt, die zwar hinderlich ist, mit der aber ein aktiver Umgang gefunden werden kann und muss. Im Zentrum des zweiten Narratives steht entsprechend die eigene Handlungsmacht und nicht die Berufung zur Wissenschaft oder das Interesse an Erkenntnis. Das dritte Grundnarrativ unterscheidet sich hierin sehr stark von den ersten beiden. Die Strukturelemente akademischer Karrieren werden hier als Teil der Sozialisation ins Feld erzählt, die sehr wenig von eigener Handlungsmacht und sehr stark von mehr oder minder anonymen und ohne klares Motiv handelnden Kräften und Akteuren beeinflusst sind. Eigene Handlungsmacht beschreiben diese Befragten erst, wenn sie durch entsprechende Dynamiken in einer bestimmten Position ‚angekommen‘ sind. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass alle Befragten die Frage nach der eigenen Genese der ‚Forscherpersönlichkeit‘ beantworten, indem sie auf die stark durch außerhalb der eigenen Handlungsmacht liegende Strukturiertheit verweisen.

Die Agency-Analyse nach Lucius-Hoene (2012) hat sich in diesem Zusammenhang als geeignete Methode zur Analyse von Bewältigungsstrategien in strukturierten Feldern erwiesen, insbesondere weil sie es möglich macht, von den Rahmenbedingungen zu abstrahieren, und somit Zugriff auf das mit diesen Rahmenbedingungen verbundene Erleben der Akteure in spezifischen Feldern bietet. Hinsichtlich der an anderer Stelle formulierten These, dass wir es im akademischen Feld mit einer Transformation der *illusio* zu tun haben und das Feld nunmehr durch einen ‚neuen Geist des akademischen Kapitalismus‘ geprägt ist (Lenger 2015), haben sich komplementäre Hinweise ergeben, die es weiter zu bearbeiten gilt. Das vorliegende Interviewmaterial bietet dafür an mehreren Stellen Anschlussmöglichkeiten. So könnten insbesondere die Frageimpulse ‚Wie entsteht ihrer Meinung nach neues Wissen in der Wissenschaft?‘ und ‚Was für ein Anstellungsverhältnis würden Sie persönlich einem Doktoranden oder Habilitanden empfehlen?‘ aufschlussreiche Erkenntnisse über mögliche Transformationsprozesse im akademischen Feld zu Tage fördern.

LITERATUR

- Baier, Christian und Richard Münch (2013): Institutioneller Wettbewerb und Karrierechancen von Nachwuchswissenschaftlern in der Chemie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 65, 129-155. <https://doi.org/10.1007/s11577-013-0191-z>
- Beaufäys, Sandra (2003): Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft, Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839401576>
- Bethmann, Stephanie, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niemann (Hg.) (2012): Agency. Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie, Weinheim: Juventa.
- Birsl, Ursula (2008): Das Alles-oder-Nichts-Prinzip. Zur Unwägbarkeit von Karriereplanungen in der Politikwissenschaft. In: Stephan Klecha und Wolfgang Krumbein (Hg.): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 89-120. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90974-5_2
- Bloch, Roland, Anke Burkhardt, Anja Franz, Claudia Kieslich, Reinhard Kreckel, Robert Schuster, Doreen Trümpler, Henning Schulze und Karin Zimmermann (2011): Personalreform zwischen föderaler Möglichkeit und institutioneller Wirklichkeit. In: Peer Pastermack (Hg.): Hochschulen nach der Föderalismusreform. Leipzig: Akademische Verlagsanstalt, 155-214.

- Bloch, Roland und Carsten Würmann (2013): Alles oder nichts? Zur Reproduktion von Ungleichheit in der Personalstruktur des deutschen Wissenschaftssystems. In: Frauke Gützkow und Gunter Quaißer (Hg.): Hochschule gestalten – Denkanstöße zum Spannungsfeld von Unterschieden und Ungleichheit. Bielefeld: UVWS, 65-73.
- BMBF (2008): Bundesbericht zur Förderung des Wissenschaftlichen Nachwuchses (BuWin), Berlin. Online: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/084/1608491.pdf>
- Bochow, Michael und Hans Joas (1987): Wissenschaft und Karriere. Der berufliche Verbleib des akademischen Mittelbaus, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bogner, Alexander und Helge Torgersen (Hg.) (2005): Wozu Experten? Ambivalenzen der Beziehung von Wissenschaft und Politik, Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-322-80692-5>
- Bourdieu, Pierre (1975): The Specificity of the Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason. In: Social Science Information 14 (6), 19-47.
<https://doi.org/10.1177/053901847501400602>
- Bourdieu, Pierre (1987 [1980]): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1988 [1984]): Homo academicus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Jean-Claude Passeron (1971 [1964]): Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart: Klett.
- Dörre, Klaus und Matthias Neis (2008): Forschendes Prekariat? Mögliche Beiträge der Prekariarisierungsforschung zur Analyse atypischer Beschäftigungsverhältnisse in der Wissenschaft. In: Stephan Klecha und Wolfgang Krumbein (Hg.): Die Beschäftigungssituation von wissenschaftlichem Nachwuchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 127-142. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90974-5_4
- Engler, Steffanie (2001): „In Einsamkeit und Freiheit?“. Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Funken, Christiane, Jan-Christoph Rogge und Sinje Hörlin (2015): Vertrackte Karrieren. Zum Wandel der Arbeitswelten in Wirtschaft und Wissenschaft, Frankfurt am Main: Campus.
- Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (2010): Templiner Manifest.
Online: http://www.gew.de/Templiner_Manifest.html
- Gläser, Jochen und Grit Laudel (2010): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse. Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. 4. Auflage, Wiesbaden: VS Springer.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-91538-8>
- Helfferrich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-92076-4>
- Helfferrich, Cornelia (2012): Einleitung: Von roten Heringen, Gräben und Brücken. Versuch einer Kartierung von Agency-Konzepten. In: Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferrich, Heiko Hoffmann und Debora Niemann (Hg.): Agency. Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie. Weinheim: Juventa, 9-39.
- Jaksztat, Steffen, Nora Schindler und Kolja Briedis (2010): Wissenschaftliche Karrieren. Beschäftigungsbedingungen, berufliche Orientierung und Kompetenzen des wissenschaftlichen Nachwuchses, HIS, Hannover.
Online: http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-201014.pdf
- Janson, Kerstin, Harald Schomburg und Ulrich Teichler (2006): Wissenschaftliche Wege zur Professur oder ins Abseits? Strukturinformationen zu Arbeitsmarkt und Beschäftigung an Hochschulen in Deutschland und den USA. Studie für das German Academic International Network (GAIN), Kassel: Internationales Zentrum für Hochschulforschung.

- Jungbauer-Gans, Monika und Christiane Gross (Hg.) (2010): Soziologische Karrieren in autobiographischer Analyse, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-92322-2>
- Jungbauer-Gans, Monika und Christiane Gross (2013): Determinants of Success in University Careers: Findings from the German Academic Labor Market. In: Zeitschrift für Soziologie 42, 74-92. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2013-0106>
- Kelle, Udo und Susanne Kluge (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, Opladen: Leske + Budrich.
<https://doi.org/10.1007/978-3-663-11776-6>
- Kleining, Gerhard (1982): Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34 (2), 224-253.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.
- Krais, Beate (2008): Wissenschaft als Lebensform: Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In: Yvonne Haffner und Beate Krais (Hg.): Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern. Frankfurt am Main / New York: Campus, 177-211.
- Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz, Weinheim: Beltz Juventa.
- Lenger, Alexander (2015): Arbeitskraftunternehmertum und projektbasierter Kapitalismus im wissenschaftlichen Feld. In: Stephan Lessenich (Hg.): Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014. Online:
http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2014/article/view/36/pdf_10
- Lenger, Alexander, Christian Schneickert und Stefan Priebe (2012): Studentische MitarbeiterInnen. Zur Situation und Lage von studentischen Hilfskräften und studentischen Beschäftigten an deutschen Hochschulen und Forschungseinrichtungen, Frankfurt am Main: Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft.
- Lucius-Hoene, Gabriele (2012): „Und dann haben wir's operiert“. Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In: Stephanie Bethmann, Cornelia Helfferich, Heiko Hoffmann und Debora Niemann (Hg.): Agency. Die Analyse von Handlungsfähigkeit und Handlungsmacht in qualitativer Sozialforschung und Gesellschaftstheorie. Weinheim: Juventa, 40-70.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (1990): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 31, Sonderheft, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mayer, Karl Ulrich und Martin Diewald (2007): Die Institutionalisierung von Lebensverläufen. In: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer, 510-539.
- Merton, Robert K. (1985 [1973]): Die normative Struktur der Wissenschaft. In: Robert K. Merton: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 86-99.
- Metz-Göckel, Sigrid, Christina Möller und Kirsten Heusgen (2012): Kollisionen – Wissenschaftler/innen zwischen Qualifizierung, Prekarisierung und Generativität. In: Sandra Beaufays, Anita Engels und Heike Kahlert (Hg.): Einfach Spitze? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft. Frankfurt am Main: Campus, 233-256.
- Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Analysen über soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren, Weinheim: Beltz Juventa.
- Müller, Hans-Peter (2014): Pierre Bourdieu. Eine systematische Einführung, Berlin: Suhrkamp.
- Münch, Richard (2007): Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Oevermann, Ulrich (2005): Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. In: *die hochschule. journal für wissenschaft und bildung* 1, 15-51.
- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Auflage, München: Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Rogge, Jan-Christoph (2015): The Winner Takes It All? Die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Mittelbaus auf dem akademischen Quasi-Markt. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 67 (4), 685-707. <https://doi.org/10.1007/s11577-015-0341-6>
- Schelsky, Helmut (1971 [1963]): *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. 2., um einen „Nachtrag 1970“ erweiterte Auflage, Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag.
- Schimank, Uwe und Ute Volkmann (2008): *Ökonomisierung der Gesellschaft*. In: Andrea Maurer (Hg.): *Handbuch der Wirtschaftssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 382-393. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90905-9_19
- Schmeiser, Martin (1994): *Akademischer Hasard. Das Berufschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870-1920*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schneickert, Christian und Alexander (2010): Studentische Hilfskräfte im deutschen Bildungswesen. In: *Berliner Journal für Soziologie* 20 (2), 203-224. <https://doi.org/10.1007/s11609-010-0128-6>
- Torka, Marc (2009): *Die Projektförmigkeit der Forschung*, Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845220864>
- Wagner-Baier, Annette, Friedrich Funke und Amélie Mummendey (2012): *Analysen und Empfehlungen zur Situation von Postdoktorandinnen und Postdoktoranden an deutschen Universitäten und insbesondere an der Friedrich-Schiller-Universität Jena*. 3. korrigierte Auflage, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Jena. (Report der Graduierten-Akademie). http://www.jga.uni-jena.de/jgamedia/Downloads/Flyer+und+Brosch%C3%BCren/Postdoc_Studie.pdf
- Weber, Max (1988): *Wissenschaft als Beruf* [1919]. In: Max Weber: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. 7. Aufl., photomechan. Nachdr. der 6. Aufl. Tübingen: Mohr, 582-613.
- Wissenschaftsrat (2014): *Empfehlungen zu Karrierezielen und -wegen an Universitäten*. Drs. 4009-14, Dresden. Online: <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4009-14.pdf>

Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel behandelt die Frage, wie Professorinnen und Professoren im deutschen Hochschulwesen ihre eigene Handlungsmacht auf ihrem Karriereweg hin zur Professur ex post in ihrer Biographie konstruieren und inwiefern sie ihren Lebensverlauf als strukturiert begreifen. Dem Ansatz der Biographieforschung folgend, werden Biographien hinsichtlich der individuellen Deutungsmuster der Lebensgeschichte der einzelnen Subjekte rekonstruiert. Ergänzend geht der hier vorliegende Artikel im Anschluss an Pierre Bourdieu davon aus, dass professorale Lebensläufe von strukturellen Elementen des akademischen Feldes geprägt werden; entsprechend werden in einem ersten Schritt die vorhandenen Strukturen des deutschen Hochschulsystems beschrieben und in den Forschungskontext eingeordnet. In einem zweiten Schritt behandelt der Artikel die Frage, wie Professorinnen und Professoren ihren Lebenslauf und ihre eigene Handlungsmacht hinsichtlich der vorhandenen Strukturen konzipieren. Zur Beantwortung dieser Fragestellung wurden sechs leitfadengestützte, teilbiographische Interviews mit Professorinnen und Professoren zu ihrem akademi-

schen Werdegang aus einem größeren Korpus ausgewählt und mit der Methode der Agency-Analyse ausgewertet.

Unsere Analysen zeigen, dass alle interviewten Professorinnen und Professoren ihre akademische Karriere als – auf irgendeine Art – strukturiert begreifen. Hierbei ergeben sich aus dem Material drei Grundnarrative, die sich hinsichtlich des Erlebens von Strukturiertheit des Lebenslaufs und der Zuschreibung von Agency deutlich unterscheiden: Das passive Erfahren und/oder Erleiden der Strukturen bei gleichzeitiger Beibehaltung vorheriger Dispositionen (Grundnarrativ I); die aktive Herstellung von Handlungsmacht durch das Verfolgen eines strategischen Plans (Grundnarrativ II) sowie die passive Prägung und Anpassung an die Strukturen des akademischen Feldes (Grundnarrativ III). Die in den Grundnarrativen erkennbaren Erzählungen von strategischem Handeln und Karriereplanung geben dabei Hinweise auf eine mögliche Erweiterung des feldspezifischen Handlungsmodus im Sinne eines Neuen Geistes des akademischen Kapitalismus.

Die institutionelle Bewertung von Erwerbsbiographien durch die Gesetzliche Rentenversicherung und die finanziellen Konsequenzen

Längsschnittanalysen zu Zugewanderten in Deutschland

Janina Söhn

1. Einleitung

Alle Jahre wieder bekommt die überwiegende Mehrzahl der Erwerbstätigen in Deutschland Post von der Deutschen Rentenversicherung (DRV). In dem maschinell gefertigten Brief steht unter anderem, wie viel Rente die betreffende Person bekommen wird, wenn sie bis zum Antritt der gesetzlichen Altersrente jährlich so viel wie im Durchschnitt der letzten Jahre verdient. Dieses Schreiben, sein Inhalt und die Daten, auf denen die mitgeteilten Geldsummen basieren, sind ein Alltagsbeispiel per excellence, wie der deutsche Staat Biographien verwaltet. Die allermeisten Erwachsenen in Deutschland haben ein individuelles Konto bei der DRV, in dem unter anderem die Dauer insbesondere sozialversicherungspflichtiger Beschäftigungsverhältnisse und das Gehalt en détail elektronisch gespeichert werden – rentenrechtlich relevante Informationen, die für jene Prognosen und später für die Berechnung der tatsächlich ausgezahlten Rente benötigt werden. Über Beschäftigungsverhältnisse hinaus sind hier etwa Zeiten der Arbeitslosigkeit und das Geburtsjahr eigener Kinder verzeichnet und in der Rentenberechnung berücksichtigt, nicht jedoch andere Tätigkeiten wie selbständige Erwerbstätigkeit, Schwarzarbeit oder freiwilliges Engagement. Dabei ist die rentenrechtliche Anerkennung von Biographien zunächst auf die Aktivitäten in einem Nationalstaat begrenzt und stellt damit für die Bevölkerungsgruppe der – als Erwachsene – Zugewanderten eine Herausforderung dar. Denn der Erwerb der ersten Rentenanwartschaft erfolgt bei ihnen später als bei Personen ohne Migrationserfahrung. Darüber hinaus haben Zugewanderte im Schnitt ein höheres Arbeitsloskeitsrisiko und verdienen weniger als Einheimische (s. im Überblick Höhne/Schulze Buschoff 2015). Wie später erläutert wird, werden zudem Lebensabschnitte im Herkunftsland für unterschiedliche Gruppen Zugewanderter verschiedenartig in Rechnung gestellt.

Wie unterscheiden sich die durchschnittlichen, rentenrechtlich kategorisierten Erwerbsbiographien und die daran geknüpften Rentenzahlbeträge von Rentnerinnen und Rentnern mit und ohne Migrationserfahrung? Zwischen Migrantinnen und Migranten ist eine für die Rentenhöhe relevante Unterscheidung, ob sie den Status von (Spät-) Aussiedlern haben und somit von einer hiermit zusammenhängenden rentenrechtlichen Privilegierung profitieren. Wie unterscheiden sich die Erwerbsbiographien und

Renten zwischen den (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern und anderen zugewanderten Gruppen? Eine weitere rentenrechtliche Differenzierung besteht darin, ob Zugewanderte – hier beschränkt auf solche ohne (Spät-)Aussiedlerstatus – auf Basis eines bi- oder multilateralen Sozialversicherungsabkommens zwischen Deutschland und dem Herkunftsland eine so genannte Vertragsrente bekommen. Bei Vertragsrenten werden Erwerbs- oder Aufenthaltszeiten im Herkunftsland und in Deutschland rentenrechtlich berücksichtigt. Der ausländische Teil einer Vertragsrente kann eine weitere Einkommensquelle zusätzlich zur deutschen Altersrente darstellen. Welche institutionellen und sozio-ökonomischen Faktoren begünstigen den Bezug einer solchen Vertragsrente?

Vor der empirischen Beantwortung dieser Forschungsfragen werden zunächst im Abschnitt 2 theoretische Überlegungen zur (wohlfahrts-)staatlichen Verwaltung und institutionellen Anerkennung individueller Biographien angestellt sowie hierfür gewinnbringende theoretische Konzepte der Lebenslaufforschung und ihrer migrationssoziologischen Kritik eingeführt. Im Abschnitt 3 folgt eine Zusammenfassung zentraler rentenrechtlicher Regelungen, wie sie für den dann hier empirisch untersuchten Rentenanzugang 2014 galten. Datengrundlage sind die Registerdaten der DRV, die in dem Längsschnittfile „Vollendete Versichertenleben“ für die Forschung zur Verfügung gestellt werden. Nach einer Erläuterung von Operationalisierungen und methodischem Vorgehen (Abschnitt 4) folgt die – auch grafische – Darstellung der Erwerbsverläufe der unterschiedlichen Vergleichsgruppen und die Präsentation statistischer Ergebnisse zur Rentenhöhe und zum Bezug von Vertragsrenten (Abschnitt 5). Abschnitt 6 fasst wesentliche Ergebnisse zusammen und verbindet diese mit einem Blick auf das aktuelle Migrationsgeschehen und mögliche rentenrechtliche Reformen.¹

2. Theoretische Überlegungen zu Wohlfahrtsstaaten, Lebensläufen und Migration

Staatliche Institutionen nehmen selten eine holistische Perspektive auf die individuellen Biographien ihrer Bürgerinnen und Bürger ein. In Strafprozessen oder in der sozialpädagogischen Arbeit mögen sich institutionelle Akteure für die soziale und familiäre Entwicklung einzelner Beschuldigter bzw. Schutzbefohlener interessieren, um zu professionellen Einschätzungen dieser „Klienten“ zu kommen. In administrativen Routineabläufen dagegen wäre dies nicht nur mit Blick auf die benötigte Arbeitszeit ineffizient, sondern würde auch der Norm der Gleichbehandlung in einem modernen Rechtsstaat widersprechen. Eine Verwaltung von Biographien anhand transparenter und einheitlicher Regeln und Definitionen durch staatliche Institutionen findet in unterschiedlichen Subsystemen der Sozialversicherung und der Daseinsfürsorge statt. Biographien werden einer entsprechenden standardisierten Kategorisierung unterzogen. Diese Informationssammlung und -kategorisierung dient nicht der reinen Wissensgenerierung wie etwa wissenschaftliche Umfragen, sondern bildet eine Grundlage staatlichen Handelns, manchmal eher als allgemeine Grundlage politischer Steuerung,

1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projekts „Migration: Erwerbsverläufe und Rentenansprüche von Migrant_innen bei der gesetzlichen Rentenversicherung Deutschlands“, für das das Soziologische Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) eine Förderung vom Forschungsnetzwerk Alterssicherung (FNA) der Deutschen Rentenversicherung erhielt (Förderkennzeichen 0640-FNA-P-2014-12).

oft aber auch sehr konkret für die Entscheidung über und Berechnung von finanziellen Leistungen für eben diese Individuen.

So verwaltet beispielsweise die Bundesagentur für Arbeit in Deutschland Beschäftigte auf eine Art und Weise, die es erlaubt, im Fall des Eintritts der Arbeitslosigkeit einer Person zu entscheiden, ob dieser aufgrund einer Mindestdauer von zwölf Monaten sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung Leistungen der Arbeitslosenversicherung (Arbeitslosengeld I) zustehen oder aber – unter Berücksichtigung der Vermögensverhältnisse und der Einkommen anderer Haushaltsmitglieder – Leistungen der sozialen Grundsicherung (Arbeitslosengeld II) gewährt werden. Das Subsystem, das am umfassendsten bestimmte Aspekte der Biographie einer Person berücksichtigt, ist die Rentenversicherung. Wie weiter unten genauer erläutert wird, betrachtet das deutsche Rentenrecht die Lebenszeit ab dem 14. Lebensjahr, kategorisiert einzelne Lebensabschnitte bzw. dortige Aktivitäten und bewertet sie rentenrechtlich dahingehend, ob ein Anspruch auf eine gesetzliche Alters- und Erwerbsminderungsrente vorliegt und welcher Betrag auszuzahlen ist.

Sozialstaatlich kategorisierte Biographien stehen in einer theoretischen Wahlverwandtschaft zu dem soziologischen Konzept des Lebenslaufs. Dabei geht es in der eher quantitativ ausgerichteten Lebenslaufforschung vor allem um die für soziale Gruppen typischen, institutionell flankierten Strukturen der Lebensläufe (und weniger um die subjektiven Sinngebungsprozesse, denen sich die qualitative Lebensverlaufforschung widmet). Nach Mayer (2004: 163) ist der Lebenslauf soziologisch definiert als „the sequence of activities or states and events in various life domains spanning from birth to death ...[embedded] into social structures primarily in the form of their partaking in social positions and roles, this is, in regard to their membership in institutional orders“. Diese Definition ist für den Untersuchungsgegenstand dieses Beitrags und dessen empirische Datenbasis besonders passend, weil hier (nur) die institutionell – d. h. von den Sozialversicherungsträgern – „vermerkten“ sozialen Rollen oder Zustände wie etwa sozialversicherungspflichtige Beschäftigung, amtlich gemeldete Arbeitslosigkeitszeiten oder gesetzlich anerkannte Erziehungszeiten in ihrer zeitlichen Abfolge in den Blick genommen werden.

Kohli (2007: 255) betont in seiner Konzeptionalisierung des Lebensverlaufs als soziale Institution besonders die sozialen Normen, die in einer Gesellschaft etwa bezüglich des „normalen“ und gebotenen Alters für den Übergang von der Ausbildung in die Berufswelt oder von einer Erwerbsarbeit in den Ruhestand gelten. Informelle, eher kulturell geteilte Altersnormen müssen nicht derart chronologisch exakt sein, um wirkmächtig zu werden. Beispielsweise verweisen Ebbinghaus und Radl (2015: 122 f.) auf die unter manuell tätigen Arbeiterinnen und Arbeitern geteilte Präferenz für eine Verrentung mit Ende fünfzig; diese sozial geteilte „Vorliebe“ beeinflusst wiederum das Rentenverhalten. Gesetzliche (Alters-)Normen sind in ihrer schriftlichen Formulierung dagegen eindeutig. So müssen etwa Personen, die im Jahr 2017 erstmalig eine Regelaltersrente ohne Abschläge antreten wollen, mindestens 65 Jahre und 5 Monate alt sein. Für Ausnahmen (z.B. die 2014 eingeführte abschlagsfreie Altersrente für besonders langjährig Versicherte ab 63) gibt es ebenso klar gesetzlich festgehaltene Regeln.

Ein weiteres für meine Forschungsfrage relevantes Konzept der Lebenslaufforschung ist die des individuellen Lebenslaufs als „endogener Kausalzusammenhang“ bzw. als „selbst-referentieller Prozess“ (Mayer/Diewald 2007: 517). In einer relativen

Pfadabhängigkeit handeln Personen auf der Basis kumulierter Erfahrungen und Ressourcen bzw. nehmen auch ihre Handlungsmöglichkeiten entsprechend „eingefärbt“ wahr. Die Grundidee, dass vergangenes Handeln die gegenwärtige Situation beeinflusst und dass es häufig eine Tendenz zur Akkumulation sozialer Vor- bzw. Nachteile über die Zeit gibt (zur Cumulative-advantage-Theorie s. DiPrete/Eirich 2006: 271), ist im deutschen Rentenrecht geradezu paradigmatisch institutionalisiert. Denn als Faustregel gilt hier, dass die Höhe einer gesetzlichen Rente von der Dauer der Erwerbstätigkeit und der Höhe des Gehalts über das ganze Erwerbsleben hinweg bestimmt wird. Das einer solchen Logik zugrunde liegende wohlfahrtsstaatliche Prinzip des sozialen Statuserhalts ist dabei keineswegs „natürlich“. Eine universalistisch ausgerichtete, einheitliche Bürgerrente oder eine Orientierung der Rentenhöhe an der Gehaltshöhe kurz vor Renteneintritt folgen deutlich anderen Gerechtigkeitsnormen.

Des Weiteren betont die Lebenslaufforschung u.a. die Bedeutsamkeit von Zeit und „timing“, also wann kritische Lebensereignisse (z. B. eine Staatsgrenzen überschreitende Migration) und zentrale Übergänge (z. B. Antritt der Altersrente) stattfinden oder wie lange bestimmte Episoden (z. B. Arbeitslosigkeit) dauern (vgl. im Überblick Elder et al. 2004: 11-15). Dabei bezieht sich das Wann sowohl auf das Alter, also den Zeitpunkt innerhalb des individuellen Lebenszyklus (Alterseffekt), als auch auf die historische Zeit und die historisch variablen institutionellen, ökonomischen oder sozialen Rahmenbedingen, z.B. Änderungen im Sozialrecht (Periodeneffekt).

Zwar betonen Lebenslaufforscher explizit die Bedeutsamkeit von „historical time and place“ (Elder et al. 2004: 4), der Ort im Sinne eines institutionellen und sozio-ökonomischen Kontextes wird in den meisten Studien aber implizit als Nationalstaat gedacht, innerhalb dessen die Lebensverläufe institutionalisiert sind und „durchlaufen“ werden. Dies ist erst recht für internationale Vergleiche typisch (z. B. Blossfeld et al. 2011). Solche (ansonsten hervorragenden) Studien stehen beispielhaft für einen unreflektierten „methodologischen Nationalismus“ (Wimmer/Glick Schiller 2002), und dies trifft auch auf die Wohlfahrtsstaatsforschung zu, die ja gerade die für unterschiedliche (Gruppen von) Nationalstaaten typischen sozialstaatlichen Arrangements zum Thema haben (als klassisches Beispiel einer Wohlfahrtsstaatstypologie s. Esping-Andersen 1990). Dabei ist nicht zu bestreiten, dass für die historische Entstehung von Wohlfahrtsstaaten als (mehr oder weniger großzügige) Solidargemeinschaft die nationalstaatliche Begrenzung wohlfahrtsstaatlicher Leistungen auf Bewohnerinnen und Bewohner oder enger gefasst auf Staatsbürgerinnen und -bürger innerhalb des Staatsterritoriums typisch war und – je nach politischer Grundhaltung – als notwendig erachtet werden kann. Vielmehr geht es im Folgenden darum zu untersuchen, welche finanziellen Folgen solche nationalstaatlich konstituierten Regelungen für Personen haben, die nicht ihr ganzes (Erwerbs-)Leben in diesem Rechtsraum verbracht haben: internationale Migrantinnen und Migranten.

Die „einfachste“ Möglichkeit für den Einwanderungsstaat, mit dem ausländischen Teil der Biographien von Zugewanderten umzugehen, ist es, diesen zu ignorieren. Allerdings sind Wohlfahrtsstaaten schon eine ganze Weile nicht mehr ausschließlich national konstituiert, wofür die Mehr-Ebenen-Governance innerhalb der Europäischen Union (EU) das prominenteste Beispiel ist. So ist global gesehen die EU Vorreiter der institutionalisierten „portability of social security rights“ (Ebbinghaus/Whiteside 2012: 102). Wie im folgenden Abschnitt dargelegt wird, ist es sowohl durch bi- und multilaterale Sozialversicherungsabkommen von der rechtlichen Anlage her als auch

in der empirischen Entwicklung der steigenden Anzahl betroffener Rentnerinnen und Rentner zu einer Transnationalisierung des Rentenrechts gekommen, die länderübergreifenden Erwerbsverläufen rentenrechtlich Rechnung trägt (empirisch zu deutschen Rentnerinnen und Rentnern mit vorübergehenden Auslandsaufenthalten s. Himmelfreiter/Roose 2014). Diese Transnationalisierung fällt allerdings nicht global für alle (Herkunfts-)Länder einheitlich aus, sondern ist partikularistisch auf bestimmte Staaten begrenzt und schließt damit primär Migrantinnen und Migranten nur aus diesen Staaten ein (vgl. Faist, 2013: 580).

3. Die rentenrechtliche Verwaltung von Biographien

Dauer und Höhe der prozentual an das Gehalt gekoppelten Beiträge zur Sozialversicherung bestimmen im Wesentlichen die Rentenansprüche (vgl. zu nachfolgenden Ausführungen auch ausführlicher Söhn/Mika 2017: 5 ff.). Zentrales Element sind dabei die Beiträge aus sozialversicherungspflichtiger Erwerbstätigkeit. Ein Entgelt-punkt (EGPT) im Rentenkonto entspricht den Beiträgen aus einem durchschnittlichen Jahresgehalt, gemessen an allen abhängig Beschäftigten in diesem Jahr. Dabei sind allerdings sehr hohe Einkommen ab einer Beitragsbemessungsgrenze (Monatsbruttolohn von 6.350 € West, 5.700 € Ost, 2017) nicht beitragspflichtig. Beiträge aus der Arbeitslosen- und Krankenversicherung im Fall von Arbeitslosen- oder Krankengeldbezug sind prozentual etwas abgesenkt im Vergleich zum vorangehenden Gehalt und führen daher zu etwas niedrigeren Renten. Zeiten der beruflichen Ausbildung werden hingegen über die tatsächlich gezahlte Ausbildungsvergütung hinaus aufgewertet, so dass sie den Durchschnitt der Bewertung im Lebenslauf nur wenig nach unten ziehen. Negativ wirken sich Lücken in der Versicherungsbiographie aus, die durch unversicherte Selbstständigkeit, Sozialhilfe- oder Grundsicherungsbezug wie auch Hausfrau-entätigkeit entstehen, weil sie mit dem Wert „0“ in die Berechnung eingehen. Eine bedeutsame sozialpolitische Intervention ist die „Belohnung“ der Kindererziehung in den ersten Lebensjahren und – seit 1996 – der nicht erwerbsmäßigen Pflege in Form von Rentenanwartschaften.

Die Möglichkeit des vorzeitigen Rentenbezugs ist an mehr Voraussetzungen geknüpft als die reguläre Altersrente nach Erreichen der Regelaltersgrenze; für eine Regelaltersrente sind Rentenanwartschaften von mindestens fünf Jahren vonnöten. Nachdem im letzten Jahrzehnt unterschiedliche Möglichkeiten der Frühverrentung ausgelaufen sind (Brussig 2012: 2 f.), besteht jetzt nur noch für Personen mit Schwerbehinderung und seit Mitte 2014 für besonders langjährig Versicherte mit mindestens 45 Beitragsjahren die Möglichkeit, zwei Jahre vor der (mit jeder Geburtskohorte auf das Alter 67 im Jahr 2029 ansteigende) Altersgrenze für die Regelaltersrente. Ansonsten wird der vorzeitige Bezug einer als Abweichung von jener gesetzlichen Altersnorm mit dauerhaften Abschlägen von 0,3 Prozent der Summe der eigentlichen erworbenen Rentenansprüche pro Frühverrentungsmonat sanktioniert (vgl. Bäcker 2016: 115). Einen – empirisch sehr seltenen – über die Regelaltersgrenze hinaus aufgeschobenen Rentenbezug belohnt die GRV durch Zuschläge.

Wie welche Tätigkeit, gerade jene ohne eigentliche Beitragszahlungen, rentenrechtlich bewertet wird, ist inhärent politischer (und nicht nur versicherungsmathematischer) Natur. Besonders deutlich wird dies bei der „Mütterrente“, der Anrechnung von Zeiten politischer Gefangenschaft in DDR-Gefängnissen und auch der besonde-

ren rentenrechtlichen Behandlung Zugewanderter, die als Aussiedler bzw. ab 1993 als Spätaussiedler anerkannt wurden. Diese Zugewanderten gehören qua Gesetz zum „deutschen Volk“ (Art. 116 GG), und deren Zugang zur deutschen Staatsangehörigkeit ist durch das Bundesvertriebenengesetz geregelt. Die Zuwanderung seit Anfang der 1950er und die bis Mitte der 2000er privilegierte Integrationsförderung dieser Migrantengruppe aus den ehemaligen Ostblock-Staaten wurde in ihren Ursprüngen sowohl mit Bezug zu deren deutscher Abstammung ethnisch gefasst als auch als anti-kommunistischer Impetus legitimiert (vgl. Klekowski von Koppenfels 2001). Rentenrechtliche Regelungen sind im Fremdrengengesetz (FRG) gesetzlich gefasst. So werden im Herkunftsland zurückgelegte Versicherungszeiten (Erwerbstätigkeit, aber z.B. auch Ausbildung und Wehrdienst) so anerkannt, als wären solche Anwartschaften in der Bundesrepublik Deutschland erworben:

Dabei wird die Qualifikation ermittelt, die dem ausgeübten Beruf zu Grunde lag, sowie die Branche, in der die Person beschäftigt war. Beide Faktoren, Qualifikation und Branche, bilden die Grundlage der Einstufung. Gleichzeitig werden auch die Zeiträume ermittelt, in denen die Zugewanderten in ihrem Herkunftsland in Ausbildung oder erwerbstätig waren. Diese Zeiten werden im Rentenversicherungskonto gespeichert und ebenfalls rentenrechtlich so bewertet, als wären sie in der Bundesrepublik Deutschland zurückgelegt worden (Baumann/Mika 2013: 137).

Diese Anerkennung war als Kompensation für eine Rente aus dem Herkunftsland gedacht, da die Bundesrepublik mit der UdSSR und auch heute noch mit Russland kein Sozialversicherungsabkommen abgeschlossen hat. Die auf Basis des FRG ausbezahlten deutschen Renten sind wohl um einiges höher, als es osteuropäische Renten wären. Allerdings kam es in den 1990er-Jahren zu einer Beschneidung dieser Privilegien, so dass FRG-Rentenbezüge der späteren Zuwanderungskohorten sinken und deren Risiko von Altersarmut ansteigt (Baumann et al. 2016: 2 f.).²

Eine spezielle Art von Rente, die nicht nur, aber insbesondere Zugewanderte in Deutschland beziehen können, sind Vertragsrenten, „bei denen die Feststellung des Anspruchs dem Grunde und/oder der Höhe nach oder der Rentenbetrag oder die Zahlbarkeit der Rente durch Vorschriften des über- oder zwischenstaatlichen Sozialversicherungsrechts [...] ermöglicht oder beeinflusst wird“ (DRV 2016: 317). Solches Recht ist zum einen seit 1971 das multilaterale Sozialversicherungsabkommen der Europäischen Union (einschließlich der Schweiz und der EWR-Staaten Island, Liechtenstein und Norwegen) (Himmelreicher/Roose 2014: 189). Zum anderen existieren bilaterale Abkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und ausgewählten Drittstaaten. Ein älteres ist etwa jenes mit der Türkei aus dem Jahr 1965; 2013 wurde als jüngstes ein Sozialversicherungsabkommen mit Uruguay unterzeichnet. Des Weiteren bestehen bilaterale Abkommen mit Australien, allen Nachfolgestaaten Jugoslawiens, Brasilien, Chile, Indien, Israel, Japan, Kanada/Quebec, Korea, Tunesien und den USA. Zwar sind neben wohlhabenden OECD-Staaten, aus denen es eher wenig

2 Der gravierendste Einschnitt erfolgt 1996, als die Anwartschaften um 40 Prozent für neu beschiedene Renten abgesenkt bzw. eine Kappung auf max. 25 EGPT für Alleinstehende und 40 EGPT für Ehepaare erfolgte (Baumann/Mika 2013: 138-139).

dauerhafte Immigration nach Deutschland gibt, mit der Türkei und den Balkanstaaten jene vergleichsweise ärmeren Herkunftsländer eingeschlossen, aus denen besonders viele Zugewanderte gekommen sind. Mit außereuropäischen Ländern, aus denen über die letzten Jahrzehnte viele Flüchtlinge gekommen sind (z.B. Syrien, Iran, Irak, Palästina, Libanon, Sri Lanka, Vietnam), bestehen solche Abkommen jedoch nicht. Wie die Empirie zeigen wird, bedeutet aber auch die Existenz eines solchen Abkommen nicht automatisch, dass einzelne Rentnerinnen und Rentner aus diesen Ländern zusätzlich zu einer deutschen eine ausländische Rente erhalten.

4. Daten, Operationalisierung und methodisches Vorgehen

Die Datenbasis der folgenden Analysen sind Registerdaten der DRV: die DRV-Sondererhebung „Vollendete Versichertenleben“ (VVL) und Daten zu Rentenzugängen für den Rentenzugangsjahrgang 2014 (vgl. die ausführliche Beschreibung dieser Rentendaten bei Stegmann/Mika/Bieber 2009). In diesem Jahrgang der VVL sind erstmalig ausländische Rentnerinnen und Rentner mit Vertragsrente enthalten – und 63,8% der hier untersuchten erhalten eine solche Altersrente –, so dass die Daten dementsprechende neue Analysemöglichkeiten bieten. Sowohl die VVL (auch erstmals seit 2014) als auch die Rentenzugangsdaten sind Vollerhebungen, auf die ich als Gastwissenschaftlerin am Forschungsdatenzentrum der Rentenversicherung Zugriff hatte. Es werden hier nur jene Personen berücksichtigt, die in diesem Jahr erstmals eine gesetzliche Rente in Form einer Altersrente bezogen (also etwa nicht jene mit Erwerbsminderungs- oder Hinterbliebenenrente). Zudem beschränkt sich die Analyse auf Personen, die zum Zeitpunkt der Verrentung in Deutschland leben (etwa ein Fünftel der Renten für Ausländerinnen und Ausländer, und weniger als 1% aller anderen werden ins Ausland überwiesen). Das Renteneintrittsalter beträgt im Schnitt 64 Jahre; 59,6% haben mit 65 Jahren (ggf. plus zwei Monate) ihre Altersrente angetreten, der Rest war jünger (z.B. zwischen 60 und 63 Jahre bei vorgezogenen Altersrenten für Schwerbehinderte).

Die Grundgesamtheit der Zugewanderten, die als Erwachsene nach Deutschland immigriert sind, setzt sich aus folgenden drei Gruppen zusammen: 1) Zugewanderte ohne deutsche Staatsangehörigkeit, 2) (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler und 3) andere Zugewanderte, die durch Einbürgerung auch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Sehr valide ist die Identifizierung von jenen mit (Spät-)Aussiedlerstatus über die Beitragszeiten gemäß dem FRG, weil diese automatisch Zeiten im Ausland implizieren. Diese Personen hatten ein offenkundiges materielles Interesse an der Registrierung solcher Zeiten bei der DRV, so dass hier – im Gegensatz zu freiwilligen Umfragen – von einer umfassenden Identifizierung ausgegangen werden kann. Bei ausländischen Rentnerinnen und Rentnern sollen diejenigen ausgeschlossen bzw. den „Einheimischen“, d.h. Personen ohne eigener Migrationserfahrungen, zugeordnet werden, die als Minderjährige eingereist sind und durchgängig hier gelebt haben, sowie – vor der Staatsbürgerschaftsreform von 2000 die Regel – in Deutschland geborene Ausländerinnen und Ausländer, die bis zur Verrentung ebenfalls nie eingebürgert wurden. Denn unter dieser Voraussetzung hatten sie eine höhere Chance, einen deutschen Schulabschluss zu erlangen, und so im Schnitt einen wesentlich einfacheren Start ins Berufsleben als die im Erwachsenenalter Zugewanderten (zu den größeren Benachteiligungen der ersten gegenüber der zweiten Migrantengeneration

auf dem deutschen Arbeitsmarkt vgl. Granato/Kalter, 2001: 514). Deutsche Rentenanwartschaften, die vor der Vollendung des 18. Lebensjahres durch anerkannte Ausbildungszeiten erworben wurden, und das Fehlen einer Vertragsrente dienen hier als Indikator dafür, dass diese Ausländerinnen und Ausländer nicht erst als Erwachsene immigriert sind und durchgehend in Deutschland gelebt haben. Fehlende Rentenbeiträge als Teenager bis zum Dezember des Jahres, in dem sie 18 wurden, dienen auch als Kernbedingung, um unter den deutschen Staatsangehörigen ohne FRG jene anderen zugewanderten Eingebürgerten zu identifizieren.³ In der Analyse der VVL machen die so definierten Zugewanderten 12,8% des gesamten Rentenzugangsjahrgangs aus und umfassen 69.430 Personen.⁴ Sie setzen sich aus 45,0% Ausländerinnen und Ausländern, 39,7% (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern und 15,3% sonstigen zugewanderten Eingebürgerten zusammen. In dichotomen Vergleichen unter Migrantinnen und Migranten wird zuerst zwischen Zugewanderten mit und ohne Aussiedlerstatus (d.h. FRG-Zeiten), dann innerhalb der Zugewanderten ohne Aussiedlerstatus zwischen jenen mit und ohne Vertragsrente unterschieden.⁵

Die Verlaufsinformationen der VVL sind zum Zeitpunkt des Renteneintritts sehr valide, da für ihre Berechnung alle Informationen zu Erwerbstätigkeit, Kindererziehungszeiten und weiteren die Rentenhöhe steigernden Lebensverlaufereignissen vorgelegt werden mussten, soweit sie nicht bereits in den Konten der Rentenversicherung erfasst waren. Es werden sieben Aktivitäten bzw. Zustände, die monatsgenau erfasst sind, unterschieden.⁶

- 1) Vor der Einwanderung: Bezogen auf Zugewanderte ohne Aussiedlerstatus werden hier Monate ohne Angaben in den Rentendaten, die vor dem ersten Monat mit in Deutschland erworbenen Rentenanwartschaften liegen, als approximativer Indikator für einen Aufenthalt im Herkunftsland gedeutet.⁷ Für (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler wird der Dezember des Jahres, das als Jahr ihrer Aussiedlung in den Rentendaten festgehalten ist, als Einwanderungsmonat definiert; in den Monaten bis dahin haben diese Rentnerinnen und Rentner Einträge für über das FRG anerkannte Anwartschaften. Diese werden außer für die Berechnung der Rentenhöhe in 2014 jedoch hier bewusst sozio-demografisch als Zeit vor der Aussiedlung

3 Denn Deutsche ohne Migrationserfahrung, zumal jene um den Geburtsjahrgang 1949, die in den ökonomisch prosperierenden 1960er Jahren mit 14 oder 15 Jahren die allgemeine Schulpflicht beendeten, trugen ein minimales Risiko, bis 20 weder Zeiten für eine berufliche Ausbildung, für einen Besuch einer Sekundarstufe II, eine Phase der Arbeitslosigkeit oder Kindererziehung verzeichnet zu haben. Lediglich das Antreten einer Haftstrafe oder gänzlich „Nichts-Tun“ hat in Ausnahmefällen zu fehlenden Beitragszeiten in diesem Alter geführt.

4 Für die grafischen Darstellungen wurde ein – dann immer noch repräsentatives – Zufallssample von N=12.000 gezogen.

5 Hier werden außerdem Ausländerinnen und Ausländer mit polnischer Staatsangehörigkeit ausgeschlossen, die, wenn sie bis 1991 eingewandert sind, von dem besonders privilegierten deutsch-polnischen Rentenabkommen von 1975 profitieren, das auch für Aussiedlerinnen und Aussiedler aus Polen ausschlaggebend für die Rentenberechnung ist (DRV o. J.).

6 Zu einigen Besonderheiten bei Ostdeutschen, die in der Vergleichsgruppe der Einheimischen ohne Migrationserfahrung enthalten sind, vgl. Söhn/Mika 2015: 473 f.

7 Damit nehme ich in Kauf, dass einige dieser Gruppe (z. B. Asylsuchende mit langen Wartezeiten) vermutlich schon vorher in Deutschland waren. Die Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus den mediterranen Anwerbeländern fingen aber typischerweise sofort nach ihrer Einreise an zu arbeiten.

umkategorisiert, um so die „tatsächlichen“ Lebensverläufe von Zugewanderten mit und ohne Aussiedlerstatus annähernd vergleichen zu können.

- 2) Sozialversicherungspflichtige Beschäftigung: nicht grafisch, aber in weiteren Kalkulationen differenziert nach drei Einkommensklassen, wie sie sich aus den Renten-Entgeltpunkten ableiten lassen:
 - über 150% des Durchschnittseinkommens,
 - zwischen maximal 150% und mindestens 60% des Durchschnittseinkommens,⁸
 - unterhalb dieses – in Analogie zur Armutgefährdung gewählten – Schwellenwerts von 60% sowie – seit 1999 – alle als geringfügig beschäftigt gemeldeten Personen. Ein niedriges Jahreseinkommen (hier gleichmäßig verteilt auf die Beschäftigungsmonate in dem jeweiligen Kalenderjahr) kann sowohl durch ein niedriges Gehalt bei Vollzeitbeschäftigung als auch durch Teilzeitbeschäftigung bedingt sein.
- 3) Arbeitslosigkeit: Bezug von ALG I, ALG II (seit 2005) oder früher Arbeitslosenhilfe sowie Anrechnungszeiten bei gemeldeter Arbeitslosigkeit ohne Leistungsbezug.
- 4) Familienarbeit: rentenrechtlich anerkannte Zeiten der Kindererziehung und nicht-erwerbsmäßiger Pflege von Angehörigen.⁹
- 5) Sonstiges: u.a. anerkannte Zeiten der schulischen und beruflichen Ausbildung sowie des Hochschulstudiums, Arbeitsunfähigkeit mit Bezug von Krankengeld, Wehr-/Zivildienst und freiwillige Beiträge von Selbstständigen.
- 6) Sonstige fehlende Beitragszeiten¹⁰: z.B. Hausfrauentätigkeit ohne anerkannte Erziehungs- oder Pflegezeiten, bis zur Einführung von ALG II die „alte“ Sozialhilfe, Selbständigkeit ohne freiwillige Rentenbeiträge, Verbeamtung (unter Zugewanderten sehr selten),¹¹ Zeiten im Ausland (im Fall von Zugewanderten z. B. temporäre Re-Migration).
- 7) Erstmaliger Bezug einer Altersrente im Jahr 2014 sowie im Fall eines Rententritts vor der Regelaltersgrenze, die Zeit danach bis zum 65. Lebensjahr, d.h. die Zukunft ab der Verrentung.

Die Informationen werden hier für die 564 Lebensmonate (47 Jahre) von Januar des Jahres, in dem die Neurentnerinnen und Rentner 19 wurden, bis zum Dezember des Jahres, in dem sie 65 wurden, genutzt. 60% der Zugewanderten in der hier untersuchten Renteneintrittskohorte 2014 ist in den Jahren 1948/49 geboren, die übrigen in den Jahren 1950 bis 1954.

8 Erwerbszeiten in der DDR wurden in den hier präsentierten Analysen pauschal der mittleren der drei Einkommenskategorien zugerechnet.

9 Je nach Geburtsjahr des Kindes erhalten (fast ausschließlich) Mütter Anwartschaften für zwei bzw. drei Jahre eines Durchschnittsgehalts gutgeschrieben (zu Renten und Alterseinkommen von Frauen vgl. etwa Mika et al. 2016). Anwartschaften durch Pflege erwerben auch Männer.

10 Analog zu der Kategorie „vor der Migration“ sind dies Zeiten ohne Rentenbeiträge nach dem Jahr der Aussiedlung bzw. nach dem ersten Erwerb deutscher Rentenanswartschaften.

11 Unter 45- bis 65-jährigen Erwerbstätigen mit eigener Migrationserfahrung beträgt der Anteil von Beamtinnen und Beamten 2015 0,8%, unter Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund sind es 6,3% (Staba 2016: Tabelle 16I, eigene Berechnung).

In der von mir genutzten Vollerhebung lassen sich Ausländerinnen und Ausländer nach den spezifischen nicht deutschen Staatsangehörigkeiten differenzieren und werden hier in neun Gruppen kategorisiert (s. Tab. 1).

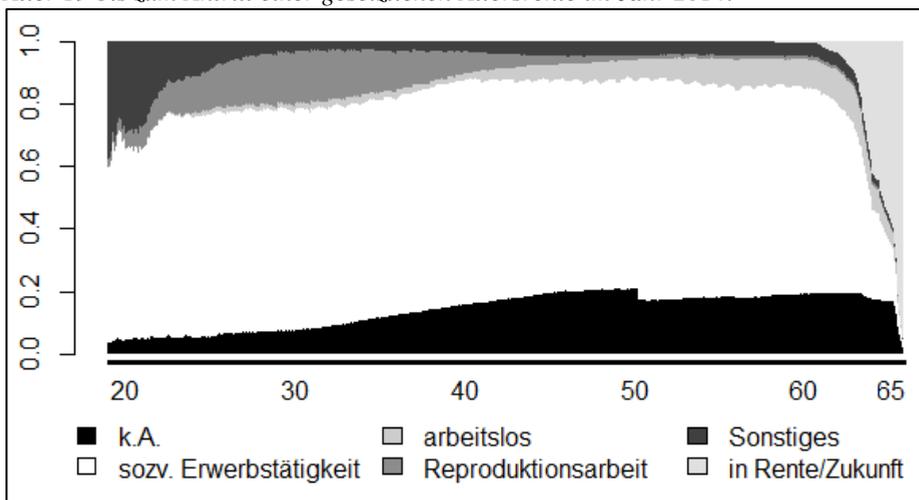
Die Angabe zum Ausbildungsniveau beruht auf der Meldung der Arbeitgeber der letzten Beschäftigung, ist also etwas fehleranfällig und liegt für Personen, deren letzte Beschäftigung viele Jahre vor der Verrentung liegt, häufig gar nicht mehr vor (insgesamt für 62,5% der Zugewanderten). Bezüglich des zuletzt ausgeübten Berufes weisen nur 23,2% keine Angaben auf, so dass die zuletzt realisierte berufliche Stellung das bessere sozio-ökonomische Merkmal ist.

5. Erwerbsverläufe auf Basis von Rentenversicherungsdaten

5.1 Zugewanderte und Einheimische im Vergleich

Die folgende Abbildung 1 zeigt zunächst den durchschnittlichen Erwerbs- bzw. korrekter den Versicherungsverlauf von Personen ohne Migrationserfahrung, wie ich sie oben definiert habe. Für jede Person hat man zu jedem Monat die Information, welche (Haupt-)Aktivität sie da verfolgte bzw. in welchem Zustand (z.B. Arbeitslosigkeit) sie sich befand.

Abbildung 1: Erwerbsverläufe von Deutschen ohne eigene Migrationserfahrung, vom Alter 19 bis zum Antritt einer gesetzlichen Altersrente im Jahr 2014.



Quelle: Vollendete Versichertenleben, Rentenzugangsjahrgang 2014; Deutsche Rentenversicherung; eigene Berechnungen.

Anmerkungen: $N = 12.000$ (Zufallsstichprobe aus der Vollerhebung); erstmaliger Bezug einer gesetzlichen Altersrente; deutscher Wohnsitz; X-Achse: Lebensjahre vom Alter 19 bis 65; Y-Achse: prozentualer Anteil der sechs Zustände (s. Legende) pro Monat; k.A.: keine Angaben/Beitragszeiten; sozv.: sozialversicherungspflichtig.

Zum Beispiel hat eine Rentnerin vom April des Jahres an, in dem sie 19 wurde, fünf Jahre lang studiert (hier als anerkannte Ausbildungszeiten unter „Sonstiges“ subsumiert); danach war sie bis zum Alter 63 sozialversicherungspflichtig erwerbstätig

(und dazwischen einmal ein Jahr arbeitslos), und ging dann in Rente. Mathematisch-theoretisch ergibt sich eine sehr hohe Anzahl an Kombinationsmöglichkeiten von Zuständen – 564 (Monate) „hoch“ 7 (Zustände).

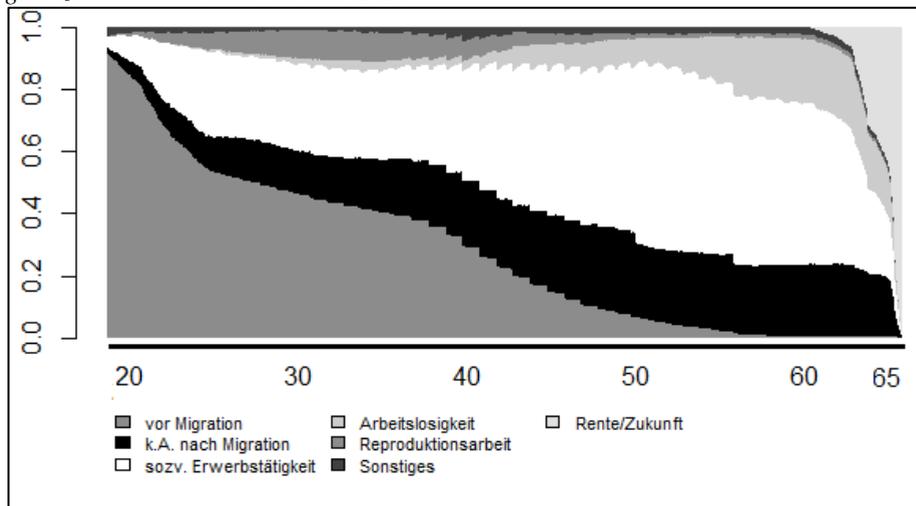
Die hier gewählte Art, einen einfachen Überblick über die vorhandenen longitudinalen Strukturen zu gewinnen, ist die grafische Darstellung der relativen Häufigkeit eines Zustands pro Monat. Diese und folgende Abbildungen sind wie folgt zu lesen: Auf der X-Achse sind die Monate der Lebensjahre 19 bis 65 abgetragen, auf der Y-Achse die prozentualen Anteile der sechs bzw. sieben Zustände pro Monat in den unterschiedenen Schwarz-weiß-Schattierungen.

Der allergrößte Block in Weiß steigt bis zum Alter von gut 22 Jahren an. Dann bleibt er mehrere Lebensjahrzehnte konstant und umfasst um die 60% all dieser Personen. Ab 62 nimmt diese weiße Fläche, d. h. die sozialversicherungspflichtige Erwerbstätigkeit, rapide ab. Die Fläche in mittelgrau (die zweite von oben), die ab Mitte 20 zunimmt und dann bis Anfang 40 fast ausläuft, ist die familiäre Reproduktionsarbeit, die insbesondere bei westdeutschen Müttern viel ausgeprägter ist als hier im Durchschnitt (zu Gender-Differenzen im europäischen Vergleich s. Möhring 2015; zur Differenzierung nach Geschlecht sowie nach alten und neuen Bundesländern s. Trischler 2014). Das ab Anfang 40 ansteigende Arbeitslosigkeitsrisiko zeigt sich in der ab diesem Alter bis zur Verrentung größer werdenden hellgrauen Fläche. Für diesen Renteneintrittsjahrgang 2014 ist der Übergang aus der Beschäftigungslosigkeit in die Altersrente schon eher die Norm als die Ausnahme (Brussig 2012: 13 f.). Die dunkelgraue Fläche am oberen Rand setzt sich bis Anfang der 20er vor allem aus Ausbildungs-, Wehrpflicht- und Zivildienstzeiten zusammen und später neben Zeiten des Krankengeldbezugs vor allem aus freiwilligen Rentenbeiträgen von Selbständigen. Die schwarze Fläche am unteren Rand steigt über die Jahre u. a. deshalb langsam auf ein gutes Fünftel an, weil hier einstige gesetzlich Versicherte in die Selbständigkeit ohne freiwillige Beiträge wechseln oder verbeamtet werden.

Der durchschnittliche Erwerbsverlauf der Zugewanderten in Abbildung 2 (s.u.) unterscheidet sich von dem der Einheimischen drastisch. Die mittelgraue Fläche am unteren Rand bedeutet hier die Zeit vor der Einwanderung. Ca. 40% der untersuchten Migrantinnen und Migranten reisten bis Mitte 20 ein, weitere 20% bis Ende 30 und die übrigen danach. Im Durchschnitt sind Zugewanderte beim ersten Erwerb von Rentenansprüchen auf deutschem Boden – das Proxy für die Einwanderung – 32 Jahre alt, Einheimische dagegen 16 Jahre. Obwohl die Zugewanderten so viel weniger Zeit als Einheimische in der Bundesrepublik verbringen, sind im Schnitt 42 statt 25 Monate arbeitslos – vermehrt ab Anfang 40 und vor allem in den 50er Jahren. Insgesamt bringen es die Zugewanderten nur auf 18 Jahre sozialversicherungspflichtige Beschäftigung im Gegensatz zu 31 Jahren bei Einheimischen. Zudem verbringen erstere einen höheren Anteil der Beschäftigungszeit – 33,3% versus 21,3% – in Arbeitsverhältnissen mit unterdurchschnittlichem Jahresgehalt. Sowohl das erhöhte Risiko von Zugewanderten, arbeitslos zu werden und zu bleiben (s. hierzu auch die multivariaten Analysen von Kogan 2005), als auch der geringere Verdienst sind teilweise auf eine niedrigere Bildung zurückzuführen. Unter jenen Rentnerinnen und Rentnern, bei denen Angaben zum Ausbildungsniveau vorliegen, haben 33,9% der Zugewanderten, aber nur 10,2% der Einheimischen keinerlei berufliche Ausbildung. Auch die Diskrepanzen bei der zuletzt gemeldeten beruflichen Stellung sind deutlich: 56,3% der Migrantinnen und Migranten versus 30,4% der Einheimischen übten nur

einfache manuelle Berufe oder einfache Dienstleistungen aus, die mit unterdurchschnittlichen Gehältern und Renten einhergehen.

Abbildung 2: Erwerbsverläufe von Zugewanderten, vom Alter 19 bis zum Antritt einer gesetzlichen Altersrente im Jahr 2014.



Quelle: Vollendete Versichertenleben, Rentenzugangsjahrgang 2014; Deutsche Rentenversicherung; eigene Berechnungen.

Anmerkungen: $N = 12.000$ (Zufallssample aus der Vollerhebung); erstmaliger Bezug einer gesetzlichen Altersrente; deutscher Wohnsitz; X-Achse: Lebensjahre vom Alter 19 bis 65; Y-Achse: prozentualer Anteil der sieben Zustände (s. Legende) pro Monat; k.A.: keine Angaben/Beitragszeiten; sozv.: sozialversicherungspflichtig.

Die Anteile mit Zeiten ohne Rentenbeiträge nach der Migration sind in der Abbildung 2 als schwarze Fläche abgebildet. Auch hier gibt es wie bei Einheimischen mit zunehmendem Alter einen langsamen Anstieg bis auf etwa über ein Fünftel (im Schnitt neun versus sieben Jahre). Allerdings ist davon auszugehen, dass die dahinterstehenden Gründe andere sind: So gibt es unter Personen mit eigener Migrationserfahrung kaum Beamte (s. Fußnote 10). Auch ist entgegen mancher Klischees die Selbständigkeit unter Zugewanderten noch immer etwas seltener als unter Einheimischen verbreitet (9% versus 10%) (StaBa 2016: Tabelle 16I, eigene Berechnung) – mit einem überdurchschnittlich höheren Anteil von Solo-Selbständigen (63% unter Ausländerinnen und Ausländern versus 55% unter deutschen Staatsangehörigen), die zur Hälfte keinerlei Altersvorsorge haben (Brenke/Beznoska 2016: 22, 53). So kann bei (einst)selbständigen Zugewanderten im Rentenalter wahrscheinlich seltener eine private Altersvorsorge die fehlenden Anwartschaften bei der gesetzlichen Rentenversicherung kompensieren. Die langen Zeiten ohne Rentenanwartschaften nach der Einwanderung werden teilweise auch daran liegen, dass die Bezugsquote der alten Sozialhilfe (vor dem Übergang zum ALG II) unter Zugewanderten besonders hoch war (Ausländerbeauftragte 2002: 317) und hieraus keine Rentenanwartschaften entstanden. Schließlich könnte eine Minderheit der Zugewanderten (insbesondere jene bis Anfang der 1970er rekrutierte Arbeitsmigrantinnen und -migranten, die EU-Bürgerinnen und

-Bürger waren bzw. wurden), auch etliche Jahre in ihren Heimatländern verbracht haben und später in die Bundesrepublik zurückgekehrt sein.

Die Zeiten rentenrechtlich anerkannter Familienarbeit unterscheiden sich zwischen Einheimischen und Zugewanderten nicht sehr – drei Jahre bei Einheimischen, zwei bei Zugewanderten. Zu welchen Anteilen einheimische und deutsche Frauen Zeiten ohne Rentenbeiträge mit rentenrechtlich nicht anerkannter Erziehungs- und Hausfrauentätigkeit verbracht haben, lässt sich aus den Daten nicht ermitteln. Die „sonstigen“ Beitragszeiten, also auch anerkannte Ausbildung und freiwillige Beiträge von Selbständigen, sind quantitativ unbedeutend für die nach der Migration erworbenen Anwartschaften (2 versus 34 Monate bei Einheimischen).

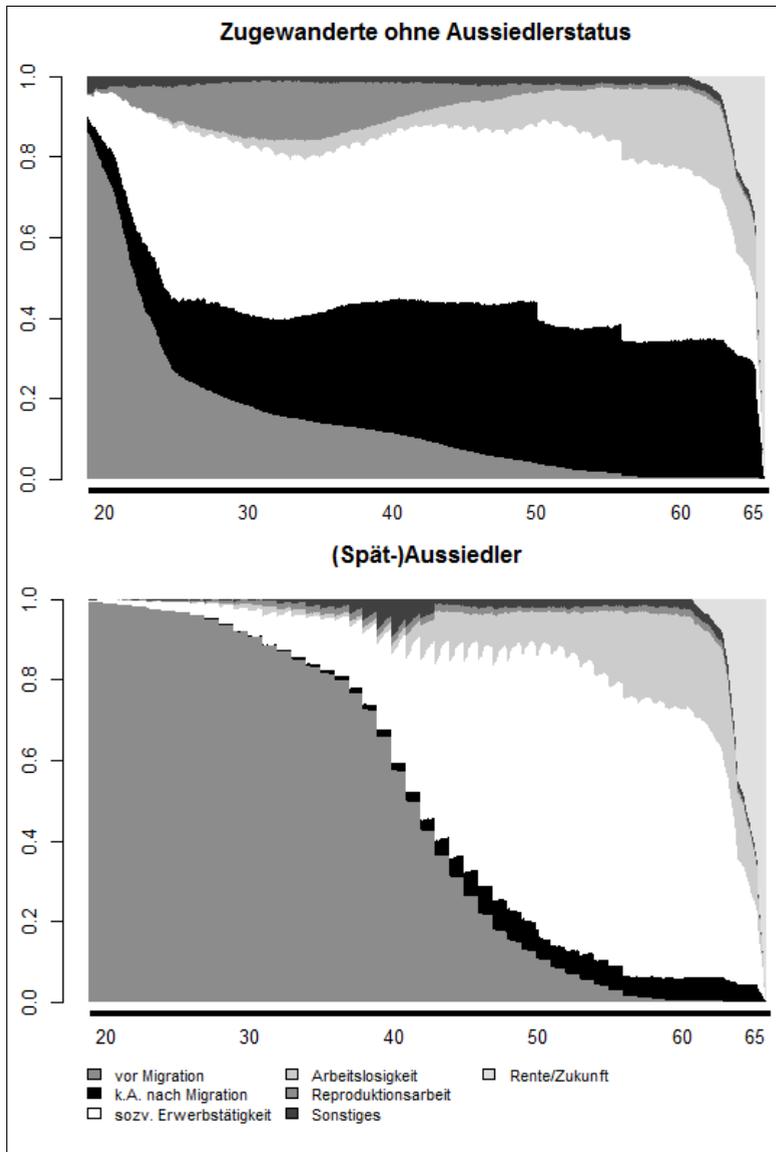
Alles in allem tragen diese Charakteristika der Erwerbsverläufe von Zugewanderten dazu bei, dass sie mit 694 € eine um 328 € geringere Durchschnittsrente erhielten als einheimische Neurentnerinnen und -rentner mit 1.022 €. Die durchschnittliche Rentenhöhe für Zugewanderte liegt damit für sich genommen deutlich unterhalb der Armutsgefährdungsschwelle. Diese ist definiert als 60% des durchschnittlichen, mit der Haushaltsgröße gewichteten Haushaltsnettoäquivalenzeinkommens und betrug je nach Datenquelle in 2014 zwischen 1 189 € und 942 € (Bundesregierung 2017: 553-556). Für einen „durchschnittlichen“ Zugewanderten, aber auch für viele Einheimische heißt dies, dass für alleinstehende Personen ohne weitere Einkommen die durchschnittlichen Altersrenten nicht ausreichen, sie über diese Schwelle der Armutsgefährdung zu heben. Unter Berücksichtigung des Haushaltskontexts weisen Auswertungen des Mikrozensus unter der gesamten Bevölkerung über 64 Jahren einen Anteil von 14,6% unterhalb der Armutsgefährdungsgrenze aus, während der Anteil bei Personen mit eigener Migrationserfahrung bei 33,2% liegt (StaBa, 2016: Tabelle 14I). Letztere können demnach wohl viel seltener auf zusätzliche Einkommen zur Altersrente zurückgreifen.

5.2 Zugewanderte mit und ohne Aussiedler-Status im Vergleich

Zu berücksichtigen ist, dass die Durchschnittsrente von Migrantinnen und Migranten überhaupt nur deshalb den Wert von 694 € erreicht, weil den (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern Zeiten vor der Aussiedlung gemäß des FRG anerkannt wurden. So erhalten diese im Schnitt 895 €, die übrigen Zugewanderten dagegen nur 561 €. In der Abbildung 3 werden die Erwerbsverläufe beider Gruppen verglichen.

Zugewanderte mit (Spät-)Aussiedlerstatus sind in deutlich höherem Alter als die anderen Migrantinnen und Migranten nach Deutschland gekommen (42 versus 26 Jahre). Hier sei noch einmal daran erinnert, dass es sich nicht um den Durchschnitt aller (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler in Deutschland handelt, sondern denjenigen Teilgruppe, die zur Rentenzugangskohorte 2014 gehört. Da der Zuzug von Aussiedlerinnen und Aussiedler überhaupt erst Ende der 1980er an Fahrt aufnahm, können die 2014 verrenteten unter ihnen rein mathematisch erst ab Mitte 30 oder in höherem Alter zugewandert sein. Dieses entsprechend höhere, für die ökonomischen Integrationschancen eher ungünstige Alter beim erstmaligen Eintritt auf den deutschen Arbeitsmarkt ist in Rechnung zu stellen, wenn die durchschnittliche Arbeitslosigkeit unter (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern bei 3,7 Jahren und damit trotz geringerer Aufenthaltszeit in Deutschland ein wenig über der Dauer von 3,4 Jahren bei den anderen Migrantinnen und Migranten liegt. Zudem ist zu bedenken, dass (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler wie Flüchtlinge und nachzie-

Abbildung 3: Erwerbsverläufe von Zugewanderten mit und ohne (Spät-)Aussiedler-Status



Quelle: Vollendete Versichertenleben, Rentenzugangsjahrgang 2014; Deutsche Rentenversicherung; eigene Berechnungen.

Anmerkungen: N = 12.000 (Zufallssample aus der Vollerhebung); erstmaliger Bezug einer gesetzlichen Altersrente; deutscher Wohnsitz; X-Achse: Lebensjahre vom Alter 19 bis 65; Y-Achse: prozentualer Anteil der sieben Zustände (s. Legende) pro Monat; k.A.: keine Angaben/Beitragszeiten; sozv.: sozialversicherungspflichtig.

hende Familienangehörige unabhängig von einem Beschäftigungsangebot einreisen, während die einst rekrutierten Arbeitsmigrantinnen und -migranten und viele EU-Bürgerinnen und Bürger aus anderen Ländern wegen einer Arbeitsmöglichkeit einreisen. Nur (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern sowie jüdischen Kontingentflüchtlingen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion war es rechtlich überhaupt erlaubt, sofort nach der Ankunft als arbeitslos Gemeldete Sozialhilfe oder ähnliche Transferleistungen zu erhalten (Söhn 2011: 123-125). Entsprechend der durchschnittlich längeren Zeit ab der erstmaligen Einzahlung von Rentenbeiträgen in die Bundesrepublik, sind Zugewanderte ohne Aussiedlerstatus mit einer Dauer von 19 Jahren im Schnitt (nur) 3 Jahre länger sozialversicherungspflichtig beschäftigt als (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler, jeweils zu etwa einem Drittel der Zeit mit unterdurchschnittlichen Gehältern bzw. Rentenanwartschaften.

Dass die Differenz der Jahre in abhängiger Beschäftigung zwischen den beiden Migrantengruppen nicht noch größer ist, liegt u.a. daran, dass unter als Ausländerinnen Zugewanderten Mütter die auch für westdeutsche Frauen typischen anerkannten Erziehungszeiten mit anschließenden Phasen anderweitiger Nicht-Erwerbstätigkeit aufweisen. Mit Blick auf ihr Einreisealter werden die meisten (Spät-)Aussiedlerinnen ihre Kinder eher vor der Emigration bekommen haben.

Weitergehende eigene Analysen (Söhn im Erscheinen) zeigen, dass die Erwerbsverläufe von (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern in Deutschland polarisiert sind zwischen jener erfolgreichen Hälfte, die trotz überdurchschnittlichem Einreisealter eine schnelle Integration und Erwerbstätigkeit bis knapp vor die Verrentung bewerkstelligt, während die andere Hälfte im Grunde bis zur Verrentung weitgehend in Arbeitslosigkeit oder anderer Nicht-Erwerbstätigkeit verharret. Nur dasjenige Viertel aller Zugewanderten (davon die meisten ohne Aussiedlerstatus), das spätestens ab 30 annähernd eine Normalerwerbsbiographie mit fast durchgängiger Erwerbsarbeit aufweist, erreicht im Durchschnitt eine Altersrente von (knapp) über 1.000 €. Unter Zugewanderten weisen Aussiedlerinnen und Aussiedler aus Polen und Rumänien überdurchschnittliche Rentenzahlbeträge auf, Ausländerinnen und Ausländer aus der ehemaligen Sowjetunion¹² und aus „sonstigen“ Drittstaaten besonders geringe. Zu dieser Ländergruppe zählen neben einzelnen wohlhabenden Staaten wie die USA vor allem Länder wie Iran, Irak oder Afghanistan, aus denen auch viele nicht-europäische Flüchtlinge gekommen sind. Unter den Zugewanderten ohne Aussiedlerstatus weisen Staatsbürgerinnen und -bürger aus den Nachfolgestaaten Jugoslawiens mit 746 € noch den höchsten Durchschnittsbetrag auf.

Auch wenn ein erheblicher Teil von Zugewanderten nach der Einreise Verläufe mit häufig fehlenden oder unterdurchschnittlichen Anwartschaften aufweisen, so macht der Vergleich mit (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern deutlich, dass Letztere doch in bedeutsamem Ausmaß von der politisch erwünschten und gesetzlich verankerten rentenrechtlichen Extrabehandlung profitierten. Ein direkter Nachweis darüber, wie sich die niedrigen individuellen Altersrenten auf den tatsächlichen Lebensstandard auswirken, kann für die hier untersuchten Migrantinnen und Migranten nicht erbracht werden, weil die Rentendaten keine Informationen zu weiteren Haus-

¹² Dies sind wahrscheinlich jüdische Kontingentflüchtlinge (unter diesen auch Überlebende der Nazi-Verbrechen), die im Vergleich zu ihren Landsleuten mit Spätaussiedlerstatus nicht vom FRG profitieren.

haltsmitgliedern und weiteren Einkommen enthalten. Allerdings können amtliche Auswertungen des Mikrozensus Aussagen zum Alterseinkommen im Haushaltskontext geben. So sind unter (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedlern über 64 Jahren 15,7%, unter anderen zugewanderten Eingebürgerten und Ausländerinnen und Ausländern mit 28,2% bzw. 27,1% ein deutlich höherer Anteil armutsgefährdet (StaBa 2015: Tabelle 14 für 2014).

5.3 Zugewanderte ohne Aussiedlerstatus: Wer profitiert von einer Vertragsrente?

Während die Anerkennung von Auslandszeiten nach FRG eine deutsche Besonderheit ist, sind Vertragsrenten, die auf dem multinationalen Sozialversicherungsabkommen mit EU-Staaten oder auf bilateralen Abkommen mit Drittstaaten beruhen, eine etablierte Form des transnationalen Sozialrechts. Von den untersuchten Zugewanderten ohne Aussiedlerstatus haben 51,4% eine Vertragsrente, die übrigen 48,6% haben nur eine deutsche Altersrente.

Der deutsche Teil der Altersrentenbezieher unterscheidet sich von jenen mit und ohne Vertragsrente nur wenig. Der mathematische Durchschnitt differiert mit 589 € bzw. 531 € um gute 50 €. Leider enthalten die Rentendaten keine Informationen darüber, wie hoch der ausländische Teil der Vertragsrenten ist. Darauf, dass er nicht allzu hoch sein kann, deuten die Länge der berücksichtigten Vertragszeiten aus dem Ausland hin. So weisen 41,5% nur maximal ein Jahr solcher Zeiten auf, und nur ein gutes Fünftel mehr als zweieinhalb Jahre.

Tabelle 1: Anteil der Zugewanderten ohne (Spät-)Aussiedlerstatus mit Vertragsrente

Staatsangehörigkeit der Rentner/innen	% mit Vertragsrente
Türkei	23.9
ehemaliges Jugoslawien	55.6
Italien	89.9
Griechenland	59.0
Spanien/Portugal	82.8
übriges Europa	90.0
weitere OECD-Staaten	96.3
GUS-Staaten	8.0
Rest der Welt	83.6
eingebürgerte Zugewanderte	17.2

Quelle: *Vollendete Versichertenleben, Rentenzugangsjahrgang 2014; Deutsche Rentenversicherung; eigene Berechnungen.*

Anmerkung: *N = 21766; erstmaliger Bezug einer gesetzlichen Altersrente; deutscher Wohnsitz.*

Wer bekommt nun eine Vertragsrente? Die offensichtlichste Determinante ist das Land, in dem diese ausländische Rente erworben wurde und das stark mit der Staatsangehörigkeit korreliert. Tabelle 1 zeigt für einzelne Staatsangehörigkeiten und Nationalitätengruppen die Anteile mit Vertragsrente. Hier wird einerseits ersichtlich, dass

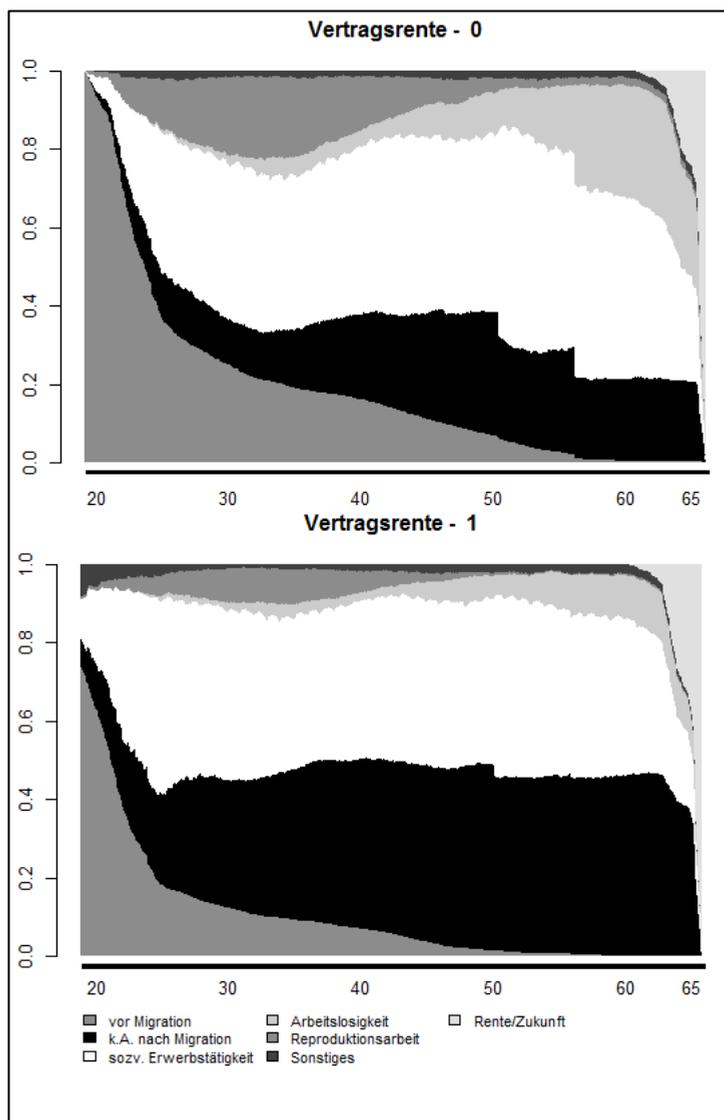
Vertragsrenten vor allem für EU-Bürgerinnen und -Bürger relevant und sehr weit verbreitet sind, während es etwa bei Drittstaaten der „restlichen Welt“ mit 12,4% nur eine kleine Minderheit ist. Allerdings ist das Vorhandensein eines Sozialversicherungsabkommens keine Garantie dafür, dass Rentnerinnen und Rentner aus diesen Ländern tatsächlich eine Vertragsrente beziehen. Besonders offensichtlich ist dies bei Türkinnen und Türken mit einem Anteil von nur 23,9%. Aber auch „nur“ 59% der griechischen Rentnerinnen und Rentner erhalten eine Vertragsrente.

Abbildung 4 vergleicht nun die Erwerbsbiographien von Migrantinnen und Migranten mit und ohne Vertragsrente. Beide Gruppen weisen mit gute 18 Jahre fast die gleiche Zeit an sozialversicherungspflichtige Erwerbstätigkeit auf. Jene mit Vertragsrente haben in jüngerem Alter, mit 23 statt 28 Jahren, deutlich früher angefangen, erste Rentenansprüche in der Bundesrepublik zu akkumulieren. Allerdings weisen Rentnerinnen und Rentner mit Vertragsrente eine größere schwarze Fläche als solche ohne Vertragsrente auf. Denn Erstere haben, nachdem sie in Deutschland ihre ersten Rentenanwartschaften erworben haben (insbesondere durch Erwerbstätigkeit), mit einer Dauer von 22 Jahren eine längere Zeit ohne weitere Rentenanwartschaften als Letztere mit 18 Jahren. Wenn diese Differenz auch dadurch zustande gekommen sein sollte, dass Rentnerinnen und Rentner mit Vertragsrente während diesen Phasen in einem Vertragsland erwerbstätig waren, so hätte die Gesetzgebung ihren Zweck erfüllt, solche Zeiten rentenrechtlich zu kompensieren.

Was den Grad und die Qualität der Arbeitsmarktintegration in Deutschland betrifft, weisen Zugewanderte ohne Vertragsrente deutlich prekärere Erwerbsverläufe auf. Zugewanderte ohne Vertragsrente waren im Schnitt 4,6 Jahre arbeitslos, jene mit nur 2,3. Erstere haben 42,5% ihrer Zeit in abhängiger Beschäftigung nur unterdurchschnittlich verdient, Letztere nur zu 23,1%. Zusammen mit den Diskrepanzen bei der Länge der anerkannten Zeiten von Kindererziehung und Pflege (4 versus 1,7 Jahre), ist es nicht überraschend, dass die Gruppe von zugewanderten Rentner_innen mit Vertragsrente mit 65,7% einen erhöhten Männeranteil aufweist. Allerdings bekommen immerhin auch 41,3% aller hier untersuchten Frauen eine Vertragsrente.

Ein Blick auf die zuletzt gemeldete berufliche Stellung belegt am deutlichsten den „positiven“ sozio-ökonomischen Bias, welche Zugewanderte de facto eher von Vertragsrenten profitieren: Techniker (68,4%), Ingenieure (75,7%), Professionen (z.B. angestellte Ärzte, nicht verbeamtete Lehrer) (69,4%) und Manager (66,0%) jeweils beiderlei Geschlechts weisen die höchsten Anteile mit Vertragsrente auf. Da diese Berufsgruppen bereits überdurchschnittlich hohe deutschen Altersrenten beziehen und häufiger noch zusätzlich eine ausländische Renten erhalten, kann hier von einer Akkumulation von Vorteilen gesprochen werden, die ökonomisch begründet und rentenrechtlich zumindest eher verstärkt als verringert werden. Multivariate Analysen, die die Chance auf eine Vertragsrente schätzt, bestätigen u.a. die größeren Chancen von Männern und Personen mit höher qualifizierten Berufen, eine Vertragsrente zu beziehen (Söhn im Erscheinen). Ebenso deutlich zeigen sich die negativen Einflüsse langer Zeiten von Arbeitslosigkeit, Erwerbstätigkeit mit unterdurchschnittlichem Verdienst und Familienarbeit sowie der Besitz einer Staatsangehörigkeit der GUS-Staaten, der „sonstigen“ Drittstaaten (ohne OECD-Länder) und – in geringerem Maße – der Türkei besitzen.

Abbildung 4: Erwerbsverläufe von Zugewanderten mit und ohne Vertragsrente



Quelle: Vollendete Versichertenleben, Rentenzugangsjahrgang 2014; Deutsche Rentenversicherung; eigene Berechnungen.

Anmerkungen: N = 7337 (Zufallssample aus der Vollerhebung); erstmaliger Bezug einer gesetzlichen Altersrente; deutscher Wohnsitz; ohne Renten von (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler und ohne Vertragsrenten nach dem Deutsch-Polnischen Sozialversicherungsabkommen von 1975; X-Achse: Lebensjahre vom Alter 19 bis 65; Y-Achse: prozentualer Anteil der sieben Zustände (s. Legende) pro Monat; 0: ohne Vertragsrente; 1: mit Vertragsrente; k.A.: keine Angaben/Beitragszeiten; sozv.: sozialversicherungspflichtig.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, ist die deutsche Rentenversicherung mit ihren gesetzlichen Regeln, den individuellen Rentenkonten und darauf basierenden Statistiken ein Paradebeispiel dafür, wie staatliche Institutionen Biographien von Individuen verwalten, d.h. vor allem differenziell kategorisieren und bewerten. Dabei hat die Bewertung in Form von Rentenzahlbeträgen unmittelbare Auswirkungen auf die finanzielle Lebenssituation verrenteter Personen – zumal die gesetzliche Altersrente unter Personen über 64 die wichtigste Einkommensquelle darstellt (BMAS 2012: 118). Hinsichtlich der Bewertung von Erwerbsarbeit ist das wohlfahrtsstaatliche Prinzip des Stuserhalts dominierend: Wer lange hohe Sozialversicherungsbeiträge bezahlt, erhält später auch die höchsten Altersrenten. Allerdings zählt hier nicht jede Form der Arbeit (z.B. nicht die vieler Selbständigen), und zunächst ist nur sozialversicherungspflichtige Beschäftigung in Deutschland relevant.

Die empirische Untersuchung mit amtlichen Daten der DRV zeigt, dass hier Migrantinnen und Migranten, die erst im Laufe ihres Erwachsenenlebens in die Bundesrepublik kamen, alleine aufgrund des im Vergleich zu Einheimischen biographisch späten Eintritts in den deutschen Arbeitsmarkt Nachteile bei der Höhe ihrer gesetzlichen Altersrente haben. Darüber hinaus wirken sich die für viele Migrantinnen und Migranten typischen prekären Erwerbsverläufe mit überdurchschnittlich langen Zeiten der Arbeitslosigkeit und unterdurchschnittlichem Verdienst negativ aus. Da die Erwerbsverläufe mit Informationen der GRV mit ihren datenbezogenen Besonderheiten rekonstruiert wurden, könnten die hier präsentierten Berufsbiographien von einigen Zugewanderten ohne (Spät-)Aussiedlerstatus sogar noch zu „positiv“ abgebildet worden sein, insofern Zeiten von Nicht-Erwerbstätig zwischen der Einwanderung und ihrem ersten Eintrag im deutschen Rentenkonto nicht identifiziert werden können. So ist bei Flüchtlingen bekannt, dass sie oft erst nach mehreren Jahren Aufenthalt in Deutschland eine Erwerbsarbeit aufnehmen können (Brücker et al. 2015: 9 f.). Diese Einschränkung bezüglich der Datenbasis ändert aber nichts am Befund auffallend unterdurchschnittlicher Altersrenten.

In den präsentierten Erwerbsverläufen und den Altersrenten von Migrantinnen und Migranten zeigen sich exemplarisch mehrere Aspekte, auf die die Lebenslauforschung verweist. Ein bedeutsames Ereignis wie die grenzüberschreitende Migration – vor allem, wenn sie in fortgeschrittenem Erwachsenenalter erfolgt – kann die Erwerbchancen kurz- und mittelfristig negativ beeinflussen. Der Aufenthalt in Deutschland ist oft von längerer Arbeitslosigkeit oder geringer entlohnter Beschäftigung geprägt. Solche Phasen ökonomischer Exklusion oder marginalisierter Teilhabe können für sich genommen dann derart stigmatisierend wirken, dass Betroffene (auch solche ohne Migrationshintergrund) längerfristig keinen erneuten Einstieg in den Arbeitsmarkt finden. Die Akkumulation von Nachteilen im Lebenslauf manifestiert sich schließlich in geringen Renten, für deren Berechnung jene nachteiligen Phasen im Erwerbsleben noch einmal negativ zu Buche schlagen. Hier sind dann nicht mehr Marktmechanismen, ausbildungsbezogene oder ethnische Benachteiligungen entscheidend, sondern institutionalisierte Bewertungen der vorangegangenen Erwerbsbiographien.

Dass Beschäftigungszeiten außerhalb der Landesgrenzen mit Blick auf das Alterseinkommen innerhalb eines national konstituierte Wohlfahrtsstaaten problematisch

sind, hat der Gesetzgeber in Deutschland erkannt und durch entsprechende Regelungen teilweise aufgefangen. Bi- und multinationale Sozialversicherungsabkommen und das Fremdrentengesetz für (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler sind exemplarische Lösungsansätze für dieses Problem, die die Risiken grenzüberschreitender Biographien teilweise abfedern. Wie dieser Beitrag aber auch gezeigt hat, wird der Zugang zu solchen rentenrechtlichen Ansprüchen nicht allen Zugewanderten in gleichem Maße gewährt.

Mit Bezug auf Sozialversicherungsabkommen und die darauf basierenden Vertragsrenten konnte zwar gezeigt werden, dass diese insofern ihren Zweck in der Tendenz erfüllten, als Rentnerinnen und Rentner mit Vertragsrenten auch längere Zeiten ohne Rentenbeiträge aufweisen, da sie vermutlich mehr Zeit außerhalb Deutschlands verbrachten haben. Zugleich wurden beim Bezug von Vertragsrenten soziale Ungleichheiten im weiteren Sinne aufgezeigt. So gibt es erhebliche Disparitäten zwischen Zugewanderten aus reichen Ländern, die über ausgereifte Sozialversicherungssysteme verfügen und einen hohen Grad an formaler, sozialversicherungspflichtiger Erwerbsarbeit aufweisen, und Migrantinnen und Migranten aus weniger entwickelten Staaten. Mit dem größten Teil ärmerer Drittstaaten existieren keine Abkommen. Zudem arbeiten dort viele Menschen informell ohne Sozialversicherung. Etliche der untersuchten Zugewanderten werden in jungen Jahren in ihrem Herkunftsland ohne formale Anstellung (z.B. auf dem Bauernhof der eigenen Familie) gearbeitet haben, weil dies zum damaligen Zeitpunkt dort noch nicht besonders verbreitet war. Sie könnten selbst dann keine staatlich abgesicherten Informationen über Erwerbszeiten nachweisen, wenn ein bilaterales Sozialversicherungsabkommen zwischen jenem Herkunftsland und Deutschland bestünde.

Die in diesem Beitrag auch behandelte rentenrechtliche Sonderbehandlung von (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern ist eine deutschlandspezifische Besonderheit (nicht jedoch die ethnisch privilegierende Einwanderung *per se*). Entstanden unter den Vorzeichen des Kalten Kriegs und eines ethno-nationalen Nationsverständnisses, ist sie mittelfristig ein Auslaufmodell – so wie es die *Neuzuwanderung* von Spätaussiedlerinnen und -aussiedlern seit mehr als zehn Jahren *de facto* bereits ist. Noch etwa drei Jahrzehnte werden als Erwachsene eingereiste (Spät-)Aussiedlerinnen und Aussiedler nach und nach in Rente gehen, wobei sie aber allein altersbedingt in immer geringerem Maße einen Teil ihrer Erwerbsbiographie im Herkunftsland verbracht haben werden (vgl. Baumann et al. 2016: 4). Verallgemeinernd gesprochen, zeigt dieses Beispiel jedoch, wie sehr es vom politischen Willen in einem Nationalstaat abhängt, ob wohlfahrtsstaatliche Solidarität über die Staatsgrenzen ausgedehnt wird und in diesem Fall ob der Teil der Biographien, der noch außerhalb dieser Grenzen verlebt wurde, rentenrechtlich anerkannt wird. Gerade das in den Anfängen der Aussiedlerpolitik vorgebrachte Argument, dass Menschen aufgrund politisch-ethnischer Verfolgung im Herkunftsland von der Bundesrepublik aufgenommen wurden und noch keine bilateralen Sozialversicherungsabkommen mit den Herkunftsländern abgeschlossen wurden, ließe sich bei entsprechendem politischem Willen durchaus auf heutige Flüchtlinge aus außereuropäischen Drittstaaten übertragen.

LITERATUR

- Ausländerbeauftragte [Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der BRD] (2002): Bericht der Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der BRD. Berlin/Bonn.
- Bäcker, Gerhard (2016): Dauerbaustelle Sozialstaat. Chronologie gesetzlicher Neuregelungen in der Sozialpolitik 1998-2014. IAQ Blaue Reihe 01/2015. Duisburg.
- Baumann, Jochen und Tatjana Mika (2013): Steigende Ungleichheit unter Aussiedlern und Spätaussiedlern im Alter. In: Helen Baykara-Krumme, Andreas Motel-Klingebiel und Peter Schimany (Hg.): Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland. Wiesbaden, 127-157.
- Baumann, Jochen, Tatjana Mika und Claudia Vogel (2016): Geringe Rente und hohes Altersarmutrisiko bei Spätaussiedlern. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren, 56 (Aug.), 1-4.
- Blossfeld, Hans-Peter, Sandra Buchholz und Dirk Hofäcker (Hg.) (2011): Aging populations, globalization and the labor market: comparing late working life and retirement in modern societies. Cheltenham u.a. <https://doi.org/10.4337/9781849805858>
- BMAS [Bundesministerium für Arbeit und Soziales] (Hg.) (2012): Alterssicherung in Deutschland 2011 (ASID 2011). Zusammenfassender Bericht. Forschungsbericht Sozialforschung 431/Z. Berlin.
- Brenke, Karl und Martin Beznoska (2016): Solo-Selbständige in Deutschland – Strukturen und Erwerbsverläufe. BMAS-Forschungsbericht 465. Berlin.
- Brücker, Herbert, Andreas Hauptmann und Ehsan Vallizadeh (2015): Flüchtlinge und andere Migranten am deutschen Arbeitsmarkt: Der Stand im September 2015. Nürnberg.
- Brussig, Martin (2012): Weiter steigendes Renteneintrittsalter, mehr Renteneintritte aus stabiler Beschäftigung, aber zunehmend geringere Altersrenten bei Langzeitarbeitslosen. Aktuelle Entwicklungen beim Rentenzugang. Altersübergangsreport 2012-02. Düsseldorf
- Bundesregierung (2017): Lebenslagen in Deutschland. Der 5. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin.
- DiPrete, Thomas A. und Gregory M. Eirich (2006): Cumulative advantage as a mechanism for inequality: a review of theoretical and empirical developments. In: Annual Review of Sociology, 32, 271-297. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.32.061604.123127>
- DRV [Deutsche Rentenversicherung Bund] (Hg.) (2016): Rentenversicherung in Zeitreihen 2016. DRV-Schriften Band 22. Berlin
- DRV (o. J.): Das deutsch-polnische Sozialversicherungsabkommen vom 9. Oktober 1975. http://www.deutscherentenversicherung.de/cae/servlet/contentblob/232766/publicationFile/5095/das_deutsch_polnische_sv_abkommen.pdf [17.4.2017].
- Ebbinghaus, Bernhard und Jonas Radl (2015): Pushed out prematurely? Comparing objectively forced exits and subjective assessments of involuntary retirement across Europe. In: Research in Social Stratification and Mobility, 41, 113-128. <https://doi.org/10.1016/j.rssm.2015.04.001>
- Ebbinghaus, Bernhard und Noel Whiteside (2012): Shifting responsibilities in Western European pension systems: What future for social models? in: Global Social Policy, 12 (3), 266-282. <https://doi.org/10.1177/1468018112455655>
- Elder, Glen H., Monica Kirkpatrick Johnson und Robert Crosnoe (2004): The emergence and development of life course theory. In: Jeylan T. Mortimer und Michael J. Shanahan (Hg.): Handbook of the life course. New York, 3-19.
- Esping-Andersen, Gøsta (1990): The three worlds of welfare capitalism. Cambridge/Princeton.
- Faist, Thomas (2013): Zur transnationalen sozialen Frage: Soziale Ungleichheit durch soziale Sicherung in Europa. Grenzübergreifende soziale Sicherung und Mobilität. In: Leviathan, 41 (4), 574-598. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2013-4-574>

- Granato, Nadia und Frank Kalter (2001): Die Persistenz ethnischer Ungleichheit auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Diskriminierung oder Unterinvestition in Humankapital? in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 53 (3), 497-520.
<https://doi.org/10.1007/s11577-001-0076-4>
- Himmelreicher, Ralf und Jochen Roose (2014): Transnationalisierte Erwerbsbiographien. Verbreitung und Spezifika untersucht mit Daten der gesetzlichen Rentenversicherung. In: Jürgen Gerhards, Silke Hans und Sören Carlson (Hg.): Globalisierung, Bildung und grenzüberschreitende Mobilität. Wiesbaden, 185-211.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-02439-0_9
- Höhne, Jutta und Karin Schulze Buschoff (2015): Die Arbeitsmarktintegration von Migranten und Migrantinnen in Deutschland. Ein Überblick nach Herkunftsländern und Generationen. In: WSI-Mitteilungen (5), 345-355.
- Klekowski von Koppenfels, Amanda (2001): Politically minded: The case of Aussiedler as an ideologically defined category. In: Uwe Hunger, Karin Meendermann, Bernhard Santel und Wichard Woyke (Hg.): Migration in erklärten und „unerklärten“ Einwanderungsländern: Analyse und Vergleich. Münster: 89-120.
- Kogan, Irena (2005): Last Hired, First Fired? The Unemployment Dynamics of Male Immigrants in Germany. In: European Sociological Review, 20 (5), 445-461.
<https://doi.org/10.1093/esr/jch037>
- Kohli, Martin (2007): The institutionalization of the life course: Looking back to look ahead. In: Research in Human Development 4(3-4), 253-271.
<https://doi.org/10.1080/15427600701663122>
- Mayer, Karl Ulrich (2004): Whose lives? How history, societies and institutions define and shape life courses. In: Research in Human Development, 1 (3), 161-187.
- Mayer, Karl Ulrich und Martin Diewald (2007): Die Institutionalisierung von Lebensverläufen. In: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): Lehrbuch zur Entwicklungspsychologie der Lebensspanne/des Erwachsenenalters. Stuttgart, 510-539.
- Mika, Tatjana, Christin Czaplicki und Julia C. Post (2016): Alterseinkommen von Müttern und kinderlosen Frauen im Haushaltskontext. In: RVaktuell, 63 (5/6), 117-123.
- Möhring, Katja (2015): Employment Histories and Pension Incomes in Europe. In: European Societies, 17 (1), 3-26. <https://doi.org/10.1080/14616696.2014.934874>
- Söhn, Janina (2011): Rechtsstatus und Bildungschancen. Die staatliche Ungleichbehandlung von Migrantengruppen und ihre Konsequenzen. Reihe „Sozialstrukturanalyse“. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93364-1>
- Söhn, Janina (im Erscheinen): Abschlussbericht des Projekts „Migration: Erwerbsverläufe und Rentensprüche von Migrant(inn)en bei der gesetzlichen Rentenversicherung Deutschlands“, gefördert vom Forschungsnetzwerk Alterssicherung (FNA)/Deutsche Rentenversicherung Bund (DRV). Berlin.
- Söhn, Janina und Tatjana Mika (2015): Die erwerbsbiographische Vorgeschichte der Frühverrentung wegen Erwerbsminderung. ZSR-Schwerpunkt „Sozialpolitische Probleme bei der Gestaltung von Altersübergängen“, hrsg. von Martin Brüssig und Thilo Fehmel. In: Zeitschrift für Sozialreform, 61 (4), 461-492.
- Söhn, Janina und Tatjana Mika (2017): Wie das Rentensystem Erwerbsbiographien würdigt. In: Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hg.): Exklusive Teilhabe – ungenutzte Chancen. Dritter Bericht der Sozioökonomischen Berichterstattung. Bielefeld, 1-44.
- StaBa, (Statistisches Bundesamt) (2015): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2014. Wiesbaden.
- StaBa, (Statistisches Bundesamt) (2016): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2015. Wiesbaden.

- Stegmann, Michael, Tatjana Mika und Ulrich Bieber (2009): Kurztgutachten zum Datenpotential der prozessproduzierten Daten des Forschungsdatenzentrums der Rentenversicherung und der Studie „Alterssicherung in Deutschland“ (ASID) zum Forschungsgebiet Biographien und Übergang in den Ruhestand. SOEB-Arbeitspapier 2009-1. Göttingen.
- Trischler, Falko (2014): Erwerbsverlauf, Altersübergang, Alterssicherung. Zunehmende soziale Ungleichheit im Alter. Wiesbaden.
- Wimmer, Andreas und Nina Glick Schiller (2002): Methodological nationalism and the study of migration. In: Archives Européennes de Sociologie, 43 (2), 217-240.
<https://doi.org/10.1017/S000397560200108X>

Zusammenfassung

Aus der Perspektive der soziologischen Lebensverlaufsforschung lassen sich Lebensverläufe als Abfolge sozial anerkannter Aktivitäten, Rollen und Ereignisse in Kerndimensionen wie Bildung, Arbeit und Familie begreifen. In Wohlfahrtsstaaten ist es das Rentenrecht, das geradezu paradigmatisch für dieses Verständnis institutionell eingebetteter Lebensverläufe steht. Erwerbsbiographien werden sprichwörtlich verwaltet, indem Informationen über spezifische Aktivitäten wie sozialversicherungsrechtliche Beschäftigung oder Arbeitslosigkeit gesammelt und rentenrechtlich bewertet, andere Tätigkeiten dagegen unberücksichtigt bleiben. Diese selektive institutionelle Würdigung von Biographien bestimmt die Höhe der individuellen Renten, ist aber zunächst auf die Aktivitäten in einem Nationalstaat begrenzt. Dies ist jedoch für Migrantinnen und Migranten eine Herausforderung, denn der Erwerb der ersten Rentenanwartschaft erfolgt später als bei Personen ohne Migrationserfahrung. Wie unterscheiden sich die rentenrechtlich anerkannten Erwerbsbiographien und die daraus resultierenden Altersrenten von Zugewanderten im Vergleich zu Einheimischen und untereinander? Welche sozialen Merkmale gehen mit eher günstigen oder eher prekären Verläufen einher? Diese Forschungsfragen beantwortet der Beitrag auf Basis eigener Analysen von längsschnittlichen Daten der Deutschen Rentenversicherung für die Lebensjahre 19 bis 65 der Rentenzugangskohorte des Jahres 2014. Die unterdurchschnittlichen Altersrenten zugewanderter Rentnerinnen und Rentner sind sowohl auf die migrationsbedingten Beitragslücken als auch auf die im Vergleich zu Einheimischen längeren Phasen der Arbeitslosigkeit und niedrigere Gehälter bzw. Beitragszahlungen zurückzuführen. Schließlich wird empirisch gezeigt, dass auch rentenrechtliche Sonderregelungen wie das Fremdentengesetz für Zugewanderte mit (Spät-) Aussiedlerstatus und internationale Sozialversicherungsabkommen die migrationsbedingten Risiken teilweise abfedern und letztere eher den sozioökonomisch besser gestellten Zugewanderten zugutekommen.

Das Leben unter Verdacht

Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit als Quelle
„devianter Biographien“

Olga Galanova

1. Amtliche Dokumente als Quellen für biographische Fallrekonstruktion?

Ein zentraler methodologischer Kernsatz qualitativer Sozialforschung orientiert sich an Schütz' Überzeugung, dass es für den Sozialforscher grundlegend ist, die von den Akteuren verwendeten Konzepte und Unterscheidungen zu berücksichtigen. In den Mittelpunkt sozialwissenschaftlicher Reflexion rücken interpretative Praktiken von Akteuren. Die Beobachtungen des Sozialforschers sind deshalb immer Beobachtungen von Beobachtungen. „Allerdings sind auch interpretative Studien nicht immer frei von der Gefahr, die reflexive Qualität ihrer Beobachtungen und Objekte aus dem Blick zu verlieren, und zwar ironischerweise gerade deshalb, weil sie um Realitätsnähe und Originaltreue bemüht sind“ (Bergmann 2006:25).

So zum Beispiel liegt die Besonderheit des Verfahrens von biographischer Fallrekonstruktion häufig darin, dass die Forschenden selbst die Aufgabe übernehmen, die Lebensereignisse einzustufen, um sich eine fehlerfreie und wahrheitsgerechte Biographierekonstruktion zu ermöglichen (vgl. Scharrer 2013: 175). Nicht das Individuum ist „der ‚Stifter‘ der so entdeckten Verweisungszusammenhänge“ (Gurwitsch 1977: 113). Vielmehr lassen sich Ereignisse im gegenwärtigen und im vergangenen Horizont der Lebensgeschichte so einordnen, dass aus dem Vergleich der beiden Horizonte Erkenntnisse über Strukturen des biographischen Konstrukts gewonnen werden können (vgl. Jost 2005). „Es geht zwar um die Rekonstruktion der Wissens- und Relevanzsysteme der Subjekte, um die Deutung ihres Lebens, ihre Einordnung von Erlebnissen und Erfahrungen in thematische Felder, doch nicht in der Absicht, den subjektiv gemeinten Sinn zu rekonstruieren“ (Rosenthal, 1995: 218).

In diesem Zusammenhang entwickelt sich folgende methodische Empfehlung: Biographieforscherinnen und -forscher sollen ständig bemüht sein, eigene Interpretation des Datenmaterials durch „die zusätzlichen Recherchen abzusichern, die bei der Auswertung von Interviews erforderlich werden, vor allem dann, wenn es zu Stockungen im Fremdverstehen kommt. Dies sind: historische Recherchen, gezieltes historisches Quellenstudium, die Verwendung von anderen Dokumenten (Briefen, Photographien, Tagebüchern, ärztlichen Berichten, Gerichtsakten etc.) oder auch weitere Erhebungen, die neben den Interviews stattfinden“ (Rosenthal 2005: 48).

Durch das Heranziehen von amtlichen Unterlagen und institutionellen Dokumentationen erhoffen Forschende, einen Realitätsbezug von Lebensgeschichten herzustellen und dadurch die Plausibilität eigener Deutungen zu sichern. So zum Beispiel greift

Michaela Kottig bei ihrer Studie zu Mädchen und Frauen im rechtsextremistischen Milieu zu detaillierten Archivrecherchen im Bundesarchiv. Diese Recherchen sollten der Forscherin eine Erhebung von unauflösbaren Widersprüchen im Interview, eine Klärung offener Fragen sowie eine Absicherung ihrer Interpretation ermöglichen (Kottig 2005: 73). Auch wenn die institutionelle Spezifik der Unterlagen der Autorin bewusst ist, bekommen die Unterlagen des Bundesarchivs einen besonderen Stellenwert. Sie werden als eine ergänzende Quelle herangezogen, um die Wissenslücken einer Forscherin zu füllen und neue Details in der Biographie aufzudecken. Der Zufluss von neuen Informationen und biographischen Details ist im genannten Projekt ein Validitäts- und Absicherungsmittel gegen die falschen Endergebnisse (vgl. Rosenthal 2005: 48).

Die institutionellen Unterlagen fließen in die sozialwissenschaftliche Biographieforschung auch aus vielen anderen historischen Archiven und Organisationen des öffentlichen Bereichs massiv hinein. Die Tatsache, dass sie bereits archiviert wurden und den Forschenden zur Verfügung gestellt werden können, kann zwar zur Bearbeitung weiterer Fragestellungen motivieren (vgl. Rosenthal 2013). Andererseits ist eine bloße Anhäufung von Daten sinnlos und birgt in sich weitere Risiken für biographische Fallrekonstruktionen (vgl. Hirschauer 2014). Dabei wird zwar angesprochen, dass die dienstlichen Unterlagen vor dem Hintergrund einer bestimmten institutionellen Situation geschrieben werden, dass sie systematische Selektionen enthalten können und zudem Daten, Informationen und Argumentationen in bestimmter Weise in Beziehung setzen (vgl. Kottig 2007). Jedoch bleibt diese Quellenkritik in der Regel der Absicherung „ursprünglicher Informationen“ untergeordnet, so dass die biographiekonstruierenden institutionellen Prozesse selbst im Hintergrund der Analyse bleiben.

Das Ziel des vorgelegten Aufsatzes besteht weder darin, ein methodisches Forschungsdesign zu kritisieren, in dem verschiedene Daten herangezogen und analysiert werden, noch darin, die amtlichen Dokumente als gute oder schlechte Quelle für die biographische Fallrekonstruktion zu qualifizieren. Vielmehr werden die Besonderheiten des institutionellen Kontextes im Detail untersucht, und es wird gefragt: Wie werden Biographien durch eine Institution verfasst und verwaltet? Und wie beeinflussen diese Entstehungsbedingungen ihren Erkenntniswert für die Biographieforschung?

Das zentrale Datenmaterial dieser Studie sind Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit der ehemaligen DDR, die bei der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (*BStU*) verfügbar sind. Diese Unterlagen finden insbesondere in historischer Biographieforschung eine aktive Nutzung und dienen als Quellen bei der Erforschung verschiedener DDR-bezogener Themen wie Arbeit und Frauen (Preiß-Völker 2007, Mieth 1999), Politik und Spionage (Stöver 2009), Oppositionelle (Degen 2000) etc. Die Entscheidung, gerade Stasi-Akten für diese Studie zu betrachten, ist vor allem damit begründet, dass diese Unterlagen eine große Spannweite amtlicher Dokumentation von Formblättern für verschiedenste Zwecke unterschiedlicher Behörden, allgemein verfassten Lebensläufen und biographischen Notizen bis zu minutiösen Beobachtungs- und Gesprächsprotokollen von versteckt aufgenommenen Telefonaten beinhalten. Hier lassen sich also viele „ergänzende“, aber auch kontrastierende biographische Details rekonstruieren, welche die Zeitzeugen selbst längst

vergessen haben dürften und welche für biographische Forschungen relevant wurden (Florath 2004).

Im Unterschied zu biographieanalytischen Ansätzen dienen die Stasi-Unterlagen hier aber nicht als Ressource, sondern werden selbst zum Thema. Die Differenz zwischen diesen beiden Konzepten „Ressource“ und „Thema“ der Analyse ist im Sinne von Harold Garfinkel (1967) zu verstehen. Die Stasi-Unterlagen werden nämlich nicht als Lieferanten für andere Informationen über die überwachten Personen benutzt, sondern treten als zentraler Gegenstand der Untersuchung auf. Dies ermöglicht, die Methoden amtlicher Biographieverwaltung zu rekonstruieren und die Eigenständigkeit von Stasi-Akten herauszuarbeiten.

Aus dieser methodischen Überlegung resultiert die Wahl einer textanalytischen Methode, die einen quellenkritischen Zugang zum Datenmaterial ermöglicht. Eine von Dorothy Smith (1990), Rod Watson (1997) und Stephan Wolff (2006) formulierte ethnomethodologische Textanalyse wendet sich von der Idee ab, die Texte als neutrale Fensterscheiben zu betrachten, die es den Forschenden ermöglichen, durch sie hindurch auf die Welt zu schauen. Vielmehr wird beschrieben, wie die Texte verfasst sind und wie sie eine aufmerksamkeitsgenerierende Leistung erbringen. Dieses textanalytische Vorhaben empfiehlt „eine sehr sorgfältige Untersuchung weniger, möglichst gut miteinander kontrastierender Texte, deren Ergebnisse dann vorzugsweise an vermeintlich ‚abweichenden Fällen‘ aus dem Korpus sukzessive auf ihre Reichweite überprüft wurden (deviant case analysis). Die getroffenen Aussagen sollten grundsätzlich möglichst alle im Korpus befindlichen Texte einbeziehen. Im Zweifel ist der möglichst detaillierten und tiefgehenden Untersuchung weniger Texte immer der Vorzug zu geben“ (Wolf 2006: 257).

Im vorliegenden Aufsatzes werden zunächst zwei kontrastierende Textsorten aus dem breiten Spektrum personenbezogener Stasi-Akten ausgewählt und in Bezug auf ihre aufmerksamkeitserzeugende Leistung analysiert. Anschließend lassen sich die institutionellen Aufgaben rekonstruieren, die für das Verfassen von biographischen Stasi-Texten grundlegend sind und ihre Spezifik ausmachen.

2. Was und wie hat das Ministerium für Staatsicherheit verwaltet?

Als geheimdienstliche Organisation arbeitete das Ministerium für Staatsicherheit (MfS) nur dann stabil, wenn es jeder Information misstraute (vgl. Galanova 2016). Sein Misstrauen äußerte sich in einer Fähigkeit oder Bereitschaft, hinter der beobachteten Oberfläche immer noch eine andere, problematischere, gefährlichere Hinterwelt zu vermuten und diese Vermutung erkennbar durchzuhalten, was der spezifische modus operandi solcher und ähnlicher Organisationen ist (vgl. Galanova 2015). Auf einen ähnlichen, Misstrauen legitimierenden Zustand hat auch Don Zimmerman hingewiesen, der „investigative stance“ und „doing skepticism“ als eine erwartete Grundhaltung der Mitarbeiter von Wohlfahrtsbehörden beschrieben hat (1969: 130). Misstrauen erscheint hier als ein Durst nach neuen Informationen, die es der Organisation ermöglichen, bereits erhobene Daten zu überprüfen, sie in Frage zu stellen oder mit neuen Details zu ergänzen.

Alle persönlichen Informationen von den Überwachten hat sich das Ministerium für Staatssicherheit mit eigenen Arbeitskräften verschafft und geheim verwaltet. Keiner von den Überwachten hat ihm eigene Unterlagen freiwillig zugeschickt, abgese-

hen von den Fällen, in denen man sich bei der Stasi vorstellen und ein Teil dieser Institution werden wollte. Jede Akte zur Personenkontrolle beginnt mit einem zwei- bis dreiseitigen Eröffnungsbericht, in welchem die formalen Stichdaten des Lebenslaufs wie Geburtsdatum, Adresse, häufig auch die Ausbildung sowie Familien- und Berufsstatus aufgelistet werden. Dazu kommen Hinweise auf das abweichende Verhalten. Ein grober Verdacht oder konkretere Hinweise auf einen Gesetzesverstoß werden meistens im Schlussteil des Eröffnungsberichts formuliert. Dieser letzte Teil ist immer vorhanden, während die biographischen Informationen manchmal auf ein Minimum reduziert werden.

Nachdem ein Eröffnungsbericht verfasst und eine personelle Akte angelegt wurde, wurden persönliche Informationen aus den anderen Ministerien und Behörden angefordert. Ergänzt wurden diese Unterlagen durch Formulare und Bögen, welche die Überwachten selbst verfasst oder ausgefüllt, aber ursprünglich an einen anderen Adressaten gerichtet hatten. Aus diesen Unterlagen konnte die Stasi beispielsweise schließen, ob sich die Person in der Vergangenheit an das Außenministerium mit einem Ausreiseantrag oder anderen kritischen Anliegen gewendet hatte oder ob sich diese Person ehemals im Arbeitskollektiv staatsfeindlich geäußert hat. Danach wurden operative Maßnahmen erarbeitet, welche das Ziel hatten, weitere operativ bedeutende Informationen zu sammeln.

So wie sich die Quellen der Biographieforschung nach dem Maß ihrer Detailliertheit, Formalität und biographischen Zeitfenster unterscheiden, findet man auch unterschiedliche Formate der Stasi-Dokumentation. Dabei wäre es vergeblich, eine typische Struktur in der Fallverwaltung sowie in der Verfassung einzelner biographischer Details in den Stasi-Akten zu suchen. Es lassen sich vielmehr einzelne dokumentarische Gattungen festhalten, die zwar nicht zwangsläufig, jedoch häufig vorkommen. Im Prozess der Bearbeitung einer Person kann die Akte um eine ganze Reihe dokumentarischer Gattungen anwachsen, wie die aus anderen Behörden und Ministerien angeforderten Lebensläufe und persönlichen Bögen, Berichte von inoffiziellen Mitarbeitern, Protokolle von heimlich abgehörten Telefongesprächen oder minutiöse Beobachtungsberichte von Spitzeln.

Diese dokumentarische Vielfalt und strukturelle Unberechenbarkeit machen die Spezifik der Stasi-Akte aus. Aus diesem Grund wird das analytische Vorgehen nach der oben erwähnten textanalytischen Methode insofern modifiziert, als es nicht um die kontrastierenden Texte, sondern um die kontrastierenden dokumentarischen Genres geht, die auf unterschiedlichen Ebenen ansetzen und sich nach bestimmten Kriterien ausdifferenzieren lassen. Das Maximum an Details und biographischer Dichte lässt sich in Gesprächsabschriften finden. Demgegenüber weisen die Eröffnungsberichte größere Zeitfenster auf und geben die individuellen Lebensläufe äußerst stichpunktartig wieder. Aus diesem formalen Grund ließen sich diese im gewissen Sinne kontrastierenden dokumentarischen Genres der Stasi-Unterlagen als zentrale Daten für diese Studie auswählen und analysieren.

2.1 Eröffnungsbericht als verdachtsgenerierender Einstieg in den Fall

Aufgrund ihrer Funktion, den Leser in den Fall einzuführen und die fallrelevanten Stichdaten personeller Biographie zusammenzufassen, scheinen die Eröffnungsberichte in Stasi-Akten eine hilfreiche Quelle für das biographieanalytische Vorhaben zu sein. Im Folgenden ist ein Eröffnungsbericht genau nachzuvollziehen:

228

Abteilung XXII/8

Berlin, 21. 1. 1985
saa-sche

BStU
000229

Bestätigt: Juden

11/1
1481

ERÖFFNUNGSBERICHT zur OPK "Klausen, Gerhard"

1. Personalien

Name: ..Grams.....

Vorname: ..Wolfgang.....

geb. am/in: 6. 3. 1953 / Wiesbaden

zuletzt wh.: [REDACTED]

2. Zum Sachverhalt

Mit Wirkung vom 22. 10. 1984 wurde G. zur Zielfahndung ausgeschrieben. Er wird vom Gegner verdächtigt, Mitglied einer terroristischen Vereinigung zu sein. Gegen ihn wurde durch die GMA Karlsruhe ein Ermittlungsverfahren eingeleitet und bereits am 10. 9. 1984 ein Haftbefehl erlassen.

Er war Mitglied der "Roten Hilfe" Wiesbaden und danach der "Antifa"-Gruppe in Wiesbaden. Hauptinhalt der Arbeit dieser Gruppen war die Betreuung und Unterstützung der inhaftierten Mitglieder der "RAF". Er war maßgeblich an der Organisation von Treffen mit anderen Gruppen der BRD, z. B. der "Antifa"-Gruppe in Düsseldorf, beteiligt. Außerdem stellte er seinen PKW für Sprühaktionen zur Unterstützung der Gefangenen zur Verfügung. Nach Aussagen der KP "Jürgen" unterhielt er auch Verbindung zu den Büros der Rechtsanwälte [REDACTED] und [REDACTED].

In Vorbereitung der Herausgabe des Buches "RAF-Texte" ist er zu mehreren Absprachen mit dem Verleger nach Minusmark gefahren.

Abbildung 1: Die erste Seite des Eröffnungsbericht zur OPK „Klausen, Gerhard“
 Quelle: BStU, MfS, HA XXII, Nr. 19309, Bl. 229-231,
<http://www.stasi-mediathek.de/medien/eroeffnungsbericht-zur-opk-klausen-gerhard-gegen-wolfgang-grams/blatt/229/> [zuletzt 15.05.2017].

*Transkript des Berichts:**Abteilung XXII/8 Berlin 21.1.1985 zausche**Bestätigt:[unleserlich] [Handschriftliche Ergänzung: III/1 1481]**Eröffnungsbericht zur OPK „Klausen, Gerhard“**1. Personalien**Name: Grams**Vorname: Wolfgang**geb. am/in: 6.3.1953 / Wiesbaden**zuletzt wh.: [anonymisiert]**2. Zum Sachverhalt**Mit Wirkung vom 22.10.1984 wurde G. zur Zielfahndung ausgeschrieben. Er wird vom Gegner verdächtigt, Mitglied einer terroristischen Vereinigung zu sein. Gegen ihn wurde durch die GBA Karlsruhe ein Ermittlungsverfahren eingeleitet und bereits am 10.9.1984 ein Haftbefehl erlassen.**Er war Mitglied der „Roten Hilfe“ Wiesbaden und danach der „Antifa“-Gruppe in Wiesbaden. Hauptinhalt der Arbeit dieser Gruppen war die Betreuung und Unterstützung der inhaftierten Mitglieder der „RAF“. Er war maßgeblich an der Organisation von Treffen mit anderen Gruppen der BRD, z. B. der „Antifa“-Gruppe in Düsseldorf, beteiligt. Außerdem stellte er seinen PKW für Sprühaktionen zur Unterstützung der Gefangenen zur Verfügung. Nach Aussagen der KP „Jürgen“ unterhielt er auch Verbindung zu den Büros der Rechtsanwälte [anonymisiert] und [anonymisiert]. In Vorbereitung der Herausgabe des Buches „RAF-Texte“ ist er zu mehreren Absprachen mit dem Verleger nach Dänemark gefahren.**Aufgrund dieser Aktivitäten stand er unter polizeilichen Beobachtung (PB 07) gegnerischer Sicherheitsorgane. Nach größeren Aktionen der „RAF“ wurde er mehrfach kurzzeitig festgenommen.**Die letztbekannte Verhaftung des G. erfolgte nach der Erschießung des ehemaligen „RAF“-Mitgliedes Stoll, Willy-Peter am 9. oder 10.9.1978 in Wiesbaden.**Im Notizbuch des Stoll sollen die gegnerischen Sicherheitsorgane u. a. auch einen Hinweis auf den G. gefunden haben. G. stand im Verdacht, als Kurier zwischen der „RAF“ und legalen Unterstützern gearbeitet zu haben. Ob eine Verurteilung erfolgte, wurde nicht bekannt. Zu der damaligen Wiesbadener Gruppe gehörten desweiteren:**Hogefeld, Birgit**[anonymisiert]**Maaske, Dag**Karin**[anonymisiert]**Biggi - Birgit oder Brigitte**[anonymisiert]**Christel**[anonymisiert]**Alle weiblichen Personen sind etwa gleichaltrig und stammen alle aus Koblenz oder Umgebung.**Während dieser Zeit hatte der G. den Spitznamen Gaks.*

Ziel ist es, vorbeugend Maßnahmen einzuleiten, um daraus entstehende Gefahren und Risiken für die DDR oder die anderen sozialistischen Länder abzuwehren.

3. Aufklärung von politisch-operativ bedeutsamen Verbindungen des G. in die DDR und Einleitung der operativen Bearbeitung dieser Personen

Es handelt sich um eine operative Personenkontrolle gegen Wolfgang Grams, nämlich um einen Eröffnungsbericht zu seiner Akte aus dem Jahr 1995. Diese Kontrolle wurde von der Staatssicherheit im Rahmen der sich seit den 1980er Jahren intensivierten Beobachtungsmaßnahmen von RAF-Mitgliedern durchgeführt. Der untersuchte Bericht ist auf Grund einer interessanten zeitlichen Organisation sowie wegen des Status vermittelter Informationen und inhaltlicher Dichte interessant. Er weist folgende Struktur auf: Er beginnt mit persönlichen Daten wie Name, Geburtsdatum und Privatanschrift. Danach folgt eine Beschreibung von diversen Aktivitäten der Person.

Dabei fällt auf, dass die ersten einunddreißig Jahre des Lebens in dieser Beschreibung „weggespult“ und nur die Lebensaktivitäten unter die Lupe genommen werden, die in der mehr oder weniger kurzen Zeit vor der Akteneröffnung erfolgten. Der Sachverhalt fokussiert sich insbesondere auf die politischen Positionen, Taten und Mitgliedschaften der Person sowie auf die Begegnungen mit weiteren Personen, die im Rahmen dieser politischen Tätigkeiten zustanden kamen.

Hier lassen sich drei Besonderheiten der biographierekonstruierenden Praxis des MfS festhalten: (1) Die zeitlich sequentielle Rekonstruktion der Biographie ist keine primäre Aufgabe des Eröffnungsberichts. (2) Vielmehr erfüllt er eine selektierende Funktion. Aus dem gesamten Lebenslauf werden nämlich ein Zeitfenster und die Lebensereignisse ausgewählt, welche die genannte Person für die Überwachung relevant machen und aufgrund derer sich ein institutionsrelevantes Ziel operativer Arbeit formulieren lässt. Diese Reduktion, welche der Eröffnungsbericht vornimmt, ist insofern legitim, als der Bericht primär die Aufgabe erfüllen soll, einen schnellen Einstieg in den Sachverhalt zu ermöglichen. (3) Die biographischen Informationen werden nicht nur zusammengefasst, sondern in einer aufsteigenden Reihenfolge präsentiert, welche einen ins Detail gehenden Eindruck vermittelt. Der Sachverhalt beginnt mit einer Thematisierung seiner Mitgliedschaft, setzt mit der Schilderung seiner Beteiligung an der Organisation von Treffen und seiner konkreten Aktionen fort. Zum Schluss wird die interpretative Leistung des Verfassers besonders sichtbar. Die im Bericht erwähnten biographischen Merkmale werden als „entstehende Gefahren und Risiken für die DDR oder die anderen sozialistischen Länder“ gewertet.

Somit zeigt sich der Eröffnungsbericht als aktiver Text, welcher die Aufmerksamkeit seines Rezipienten auf bestimmte verdachtsgenerierende Biographiedetails lenkt, um die Notwendigkeit der Falleröffnung zu begründen. Dadurch wird nicht nur ein schneller Einstieg in den Fall geleistet, sondern der Anfangsverdacht klar begründet.

2.2 Gesprächsabschriften als Beweismittel in geheimdienstlicher Falluntersuchung

Während sich die Eröffnungsberichte als ungenaue, flüchtige und lückenhafte dokumentarische Gattung erweisen, die gleichwohl das Wesentliche zusammenfassen soll, scheinen die Gesprächsprotokolle von versteckt aufgenommenen Telefonaten das Gegenteil zu sein. Diese Kontrastierung ist vor allem an folgenden Kriterien festzumachen.

Die Abschriften von abgehörten Gesprächen erheben den Anspruch, auch kurze und unwichtig erscheinende Gespräche wörtlich wiederzugeben und somit etwa verdachtsunabhängige objektive Beweise zu liefern (Koristka 1968: 82). Im Unterschied zu den Eröffnungsberichten kommen die Gesprächsprotokolle nicht in jedem operativen Vorgang vor. Wenn sie im Laufe eines operativen Vorgangs angefertigt und in der Akte überhaupt aufbewahrt wurden, werden sie als Informationsquelle behandelt, die in weiterer Arbeit gelesen, umgeschrieben und zusammengefasst, (re-)interpretiert und entkontextualisiert werden kann.

Die Gesprächsprotokolle sind eine der teuersten Informationsquellen der Stasi-Arbeit. Eine funktionsfähige Technik musste beschafft, installiert und von den technischen Ingenieuren gepflegt werden. Die Gespräche mussten aufgenommen, von Schreibkräften transkribiert, von den Vorgesetzten ausgewertet und vom Auftraggeber nach ihrer Relevanz aussortiert werden. Trotzdem erfüllen die Transkripte eine zeitökonomisierende Funktion. Auch wenn sie detailliert verfasst wurden, befreiten sie den Vorgesetzten von der Notwendigkeit, sich die Gespräche selbst anhören zu müssen. Bei den meisten Gesprächsabschriften handelt es sich um kurze Zusammenfassungen von den im Gespräch thematisierten Inhalten (Informationsbericht). Das schriftliche Transkript dient hier als Selektion und bequemer Ersatz gesprochener Inhalte. Auf dieser Selektivität beruht ihre „praktische Objektivität“ und Lesbarkeit, welche Interpretationsleistungen kompetenter „Hörender“ und „Lesender“ herausfordert und benötigt.

Auch wenn die meisten Gesprächsabschriften kurze Informationsberichte sind, gibt es laut den Vorschriften noch zwei mögliche weitere Transkriptionsweisen, wie eine detaillierte Wiedergabe des Dialogs und eine gemischte Form, in der nur einzelne „wichtigste“ Stellen wörtlich abgeschrieben werden (Koristka 1968: 110). Abbildung 2 zeigt ein sehr detailliertes Transkript eines abgehörten Telefonates.

Das Gespräch fand zwischen einer jüngeren Frau aus der DDR und ihrer Mutter aus der BRD statt und scheint eine gewöhnliche Unterhaltung zwischen zwei gut bekannten Personen gewesen zu sein. Überraschend ist hier die Tatsache, dass dieses Gespräch detailliert und wörtlich transkribiert wurde. Das Verschriftlichen von Wiederholungen, von Lachen sowie von solchen Partikeln wie „na“ und „na ja“ deuten auf das Bemühen des Verfassers, die Interaktion detailliert zu dokumentieren. Weil die Telefonüberwachung eine sehr aufwendige Überwachungsmethode ist, sind solche wörtlichen Abschriften eher eine Seltenheit, so dass sich die Frage stellt, warum sich die Stasi bemüht hat, dieses Transkript so detailliert vorzubereiten und in der Akte aufzubewahren.

Wie aus weiteren Unterlagen zu entnehmen ist, vermuteten die Beobachter hier einen Code geheimer Kommunikation. Laut Stasi ahnten die Frauen, dass ihr Gespräch überwacht wurde, und verschleierten alle verbotenen Themen mithilfe spezieller Schlüsselwörter. Besonders aufmerksam wurden die Mithörer bei der Bezeichnung „Maiglöckchen“. Wie sie vermuteten, verschlüsselte die Familie mit diesem Begriff eine Flucht der Tochter nach Westdeutschland.

Wörtlicher Auszug

aus dem am 30. 8. 1986 zwischen der [REDACTED] R (S) aus der BRD mit dem Inhaber des Telefonanschlusses [REDACTED] des Ortsnetzes Magdeburg [REDACTED] (M), wohnhaft 3033 Magdeburg, [REDACTED], geführten Telefonat

...

[REDACTED]: Heute habe ich aus Offenbach meinen zweiten Goldring gekriegt - kleiner gemacht.

[REDACTED]: Oh.

[REDACTED]: Da habe ich nun zwei an einem Finger.

[REDACTED]: Ja.

[REDACTED]: Wer hätte das gedacht.

[REDACTED]: Ach, gucke an.

[REDACTED]: Das hat mich nichts gekostet.

[REDACTED]: Na ja, das ist fein.

[REDACTED]: Das macht der Millionär schon.

[REDACTED]: Ja, ja, das sind Kleinigkeiten.

[REDACTED]: Ja ja.

[REDACTED]: In Kleinigkeiten groß.

[REDACTED]: Na, das kostet alles sein Geld. So was kostet viel Geld im Verhältnis.

[REDACTED]: Mutti, Du tust ja auch sehr viel.

[REDACTED]: Sehr viel.

[REDACTED]: Na, das will ich wohl meinen.

[REDACTED]: Das kann ich Dir gar nicht sagen.

[REDACTED]: Ja.

[REDACTED]: Na ja, und ansonsten blühen immer noch die Maiglöckchen. Ich verstehe es nicht.

[REDACTED]: Ha, ha. Hast Du nicht mal wieder gefragt, warum es keine Tulpen gibt oder was?

[REDACTED]: Nein, so was nicht.

Abbildung 2: Transkript eines abgehörten Telefongesprächs.

Das Thematisieren von „blühenden Maiglöckchen“ ist hier in der Tat unerwartet, weil das Telefonat in September stattfindet. Denkt man aber daran, dass die Gesprächspartnerinnen viel implizites Wissen teilen, das sie nicht zu explizieren brauchen, könnten auch andere Interpretationen dieses Ausdrucks für möglich gehalten werden. Die Diskussion über die Angemessenheit dieses Verdachts sprengt den Rahmen der Analyse. Sie würde voraussichtlich entweder damit enden, dass man sich die Verfolgungsparanoia der Stasi aneignet und ihre Interpretation in die Forschung übernimmt oder zum Autor einer weiteren spekulativen Version wird. Diese Diskussion steht aber auch nicht im Mittelpunkt der vorliegenden Analyse. Vielmehr geht es darum, die geheimdienstlichen Praktiken der Biographiekonstruktion und -verwaltung zu beschreiben sowie die konkrete Aufgabe des Transkripts zu klären, welches die Funktion eines Beweises im besonderen institutionellen Kontext erfüllt.

Die Tatsache, dass unterschiedliche Formen institutioneller (vor allem polizeilicher) Transkripte keine neutralen Texte sind und mit kleinen Akzentuierungen die Personen als „schuldig“ und „gefährlich“ kategorisieren, wurde bereits diskutiert. Anhand von polizeilichen Befragungen beschreibt Aaron Cicourel, wie Polizisten die Verdächtigen bereits bei der Vernehmung kategorisieren und diese Kategorisierung in das Transkript des Vernehmungsprotokolls hineinfließen lassen (1967: 94). Dies bezeichnete er mit „interpretive procedures“ (Cicourel 1967: 139-141) als professionelle Methoden der Bedeutungszuschreibung, die eine kriminelle Untersuchung zuungunsten von Verdächtigen beeinflussen können. Über die polizeilichen Transkripte gesprochener Interaktionen selbst hinausgehend, haben Komter (2003, 2003, 2006) und van Charldorp (2011) untersucht, wie diese Texte in der weiteren institutionellen Arbeit genutzt werden. Sie kommen zu dem Schluss, dass diese Abschriften die originalen Gespräche zwangsläufig und unabhängig von der Detailliertheit transformieren. Im Transkript finden sich zum Beispiel keine Selbstkorrekturen und Zeichen emotionaler Beteiligung, die für die Interpretation eine ungeheure Bedeutung haben können. Umso kritischer scheint der Autorin die Tatsache, dass die Transkripte von der Institution trotz alledem als Originale behandelt und als aussagekräftige Beweise benutzt werden. Wie Jönsson und Linell (1991) festgestellt haben, geht jede Verschriftlichung eines mündlichen Narratives mit einer Selektion von Inhalten einher, so dass keine schriftliche Dokumentation neutral bleibt, sondern eine Methode darstellt, einen Akzent zu setzen und somit manchmal etwas anderes zu entwickeln als das, was vorher da war. Wird die Tatsache der Verschriftlichung des Narrativen bewusst, können sich die Teilnehmer einer Gerichtsverhandlung bemühen, ihre eigene Ausdrucksweise zu kontrollieren und die für die Verschriftlichung geeigneten Formulierungen und Aussagen auszuwählen (vgl. Scheffer 2001).

In diesem Zusammenhang ist das präsentierte Gesprächsprotokoll ein spannendes Datenstück. Indem die Stasi-Beobachter die Nutzung eines geheimen Codes vermuten, unterstellen sie, dass die überwachten Frauen von der Überwachung wissen und ihre Handlungen dahingehend anpassen, dass sie alle eventuell gefährlichen Äußerungen meiden. Dadurch entsteht für die Stasi ein zusätzlicher Beweis dafür, dass die Frauen eine Festnahme befürchtet hätten und durch die verschlüsselte Kommunikation einen Verdacht von sich zu weisen versuchten. Die Überzeugung oder das Wissen, von der Stasi überwacht zu werden, hat sicherlich viele Lebensläufe geprägt. Darum soll es aber hier nicht gehen. Vielmehr ist die Anmerkung interessant, dass die Stasi ihren eigenen Verdacht den Überwachten zugeschrieben hat. Die Lebensereignisse

wurden häufig so dokumentiert, als ob den Verdächtigen ihre Schuld eine bewusste Last wäre, die sie ständig verstecken mussten, um der Strafe zu entgehen. Darin besteht die Besonderheit des untersuchten Datenmaterials, welche die biographieanalytischen Ergebnisse stark beeinflussen kann.

3. Geheimdienstliche Akten als (un-)berechtigte Version einer Lebensgeschichte

Das untersuchte Datenmaterial ist insofern besonders, als Stasi-Akten keine vorher-sagbare Struktur haben und jeder Fall unberechenbar gedeutet, dokumentiert und entwickelt wurde. Im Vergleich zu anderen verwalteten Biographien, wurden die persönlichen Informationen geheim gesammelt, überprüft und manipuliert. Das Auge der Beobachter richtete sich besonders darauf, wie sich die Überwachten disziplinieren lassen und ihre Handlungen nach der Überwachung richten. Dies konnte anhand des Transkripts des abgehörten Gesprächs besonders deutlich ans Licht gebracht werden.

Die präsentierten Eröffnungsberichte einer Personenakte und Gesprächstranskripte wurden zwar als kontrastierende Gattungen ausgewählt, haben aber in vielerlei Hinsicht etwas gemein. Sie sind beide im Kontext einer geheimdienstlichen Institution entstanden, sie bilden den Inhalt einer Akte, erfüllen die Funktion eines Hilfsmittels bei einer Falluntersuchung. Sie leisten eine Selektion von relevanten (biographischen) Details und tragen zur Generierung und Bestätigung eines Verdachts bei. Zudem besteht ihre wichtigste Leistung darin, die gesammelten Informationen über Personen in einer schriftlichen Form retrospektiv zu rekonstruieren und diese Rekonstruktionen zu konservieren. Somit stellen die analysierten Texte ein Beispiel „rekonstruktiver Gattungen“ (Bergmann 1985) dar, die nach institutionellen Regeln verfasst werden.

Die Problematik dieser Art der Datenfixierung besteht darin, dass sie einem spezifischen Darstellungszwang unterliegt. Das abgelaufene soziale Geschehen wird bereits in dem früheren Stadium seiner Konservierung mit nachträglichen Deutungen überlagert, was die Möglichkeit fiktiver Geschichten eröffnet. „Der entscheidende Punkt dabei ist, daß die deutend-rekonstruierende Verwandlung des Geschehenen bereits in die Daten selbst eingewandert ist und der Forscher nicht die geringste Chance hat, diesen Prozeß umzukehren: Das Geschehen selbst ist verschwunden, als Datum ist ihm nur dessen Rekonstruktion verfügbar.“ (Bergmann 1985: 305) Die analysierten Texte sind ein Beispiel dafür, wie die Rekonstruktion bestimmter persönlicher Ereignisse durch eine Selektion von solchen Details geprägt ist, die zur Darstellung von Personen als „deviant“ und „gefährlich“ beigetragen konnten. Als Resultat bieten diese dokumentarischen Gattungen keine „sichere Quelle“ im Vergleich zu allen anderen Interpretationen, sondern eröffnen den Sozialwissenschaftlern – nach dem altbekannten Schütz' Argument –wiederum eine vorinterpretierte Welt.

Es gibt insgesamt keine Rekonstruktion, die sich nicht erweitern und an den jeweiligen kommunikativen Kontext anpassen ließe. „Rekonstruiert wird nur für spezifische Rezipienten, im Hinblick auf spezifische Ziele, unter spezifischen – z.B. zeitlichen – Situationsbedingungen etc., mit anderen Worten: Jede Rekonstruktion ist auf ihren jeweiligen Relevanzkontext zugeschnitten und nimmt diese konstruktuelle Orientierung unvermeidlich in sich auf. Das bedeutet aber, daß jede konstruierende Konservierung eines sozialen Geschehens insofern immer schon kontextualisiert ist, als

die Umstände ihrer Produktion unvermeidlich in sie selbst eingehen“ (Bergmann 1985: 305).

Somit ist jede biographische Rekonstruktion nur als Lösung von bestimmten *kontextabhängigen* kommunikativen Aufgaben der Akteure möglich. Eine Dekontextualisierung macht das Datum unbrauchbar (vgl. Hirschauer 2014). Für eine Konservierung und nachträgliche Vergegenwärtigung sind relevante kommunikative Formate notwendig, welche das Geschehen kommunikativ übertragbar machen und vielleicht auch emotional nacherleben lassen. Wenn sie in Form eines Interviews oder als Tagebuch erfolgt, übernimmt sie jedes Mal ein spezifisches kommunikatives Format, welches dem Geschehen einen neuen Sinnzusammenhang verleiht, indem es vorschreibt, was „wichtig“ und was „unwichtig“ ist.

Die Auswahlmöglichkeit eines bestimmten Formats kommunikativer Rekonstruktion lässt eine unbegrenzte Anzahl von Versionen des Geschehenen zu. Ausgehend davon, stellt sich die Frage, ob sich diese Vielzahl von Versionen reduzieren ließe, indem eine Rekonstruktion noch eine Version desselben Ereignisses in sich aufnimmt und die Unterschiede ausgleicht. Mit anderen Worten: Wenn die Zeitzeugen eigene Stasi-Akten kritisch kommentieren, ergänzen oder korrigieren, produzieren sie dann eine sicherere Quelle für eine biographische Fallkonstruktion?

Das Thematisieren geheimdienstlicher Berichte innerhalb biographischer Erzählungen ist meistens mit Skepsis und Distanz verbunden. Für die Darstellung ihrer Inhalte ist aber immer charakteristisch, dass nicht die gesamte Akte wiedergegeben wird. Vielmehr beschränken sich die Sprecher in ihrer Schilderung auf solche inhaltlichen Aspekte, die als relevant für eine Fortentwicklung des Gesprächsthemas eingeschätzt werden (vgl. Garton 1997). Dadurch entsteht eine Abfolge von kleinen Rekonstruktionsfragmenten, in denen der Inhalt von Berichten punktuell aufgearbeitet und re-inszeniert wird, sodass am Ende eine weitere entkontextualisierte Rekonstruktion entsteht (Bucholtz 1999, 2009). Daher wäre es wenig gewinnbringend, eine realitätsnähere Rekonstruktion zu suchen, was mit der konstruktivistischen Grundhaltung der qualitativen Sozialforschung kaum vereinbar ist. Vielmehr bleibt es weiterhin wichtig, sich auf die mündlichen oder schriftlich erfolgten Praktiken und Formate biographischer Fallrekonstruktion zu konzentrieren, mittels derer die beobachteten Akteure bestimmte kommunikative Aufgaben lösen können, indem sie ihre Lebenswelt einteilen und ordnen.

LITERATUR

- Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Wolfgang Bonß und Heinz Hartmann (Hg.): Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Göttingen: Schwarz, 299-320.
- Bergmann, Jörg (2006): Qualitative Methoden der Medienforschung – Einleitung und Rahmung. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek b.H.: Rowohlt, 13-41.
- Bogen, David and Michael Lynch (1989): Taking Account of the Hostile Native: Plausible Deniability and the Production of Conventional History in the Iran-Contra Hearings. *Social Problems* 36 (2): 197-224. <https://doi.org/10.2307/800691>
- Bucholtz, Mary und Park, Joseph Sung-Yul (2009): Introduction Public transcripts: entextualization and linguistic representation in institutional contexts. In: *Text and Talk*, 29 (5):485-502. <https://doi.org/10.1515/TEXT.2009.026>

- Bucholtz, Mary (1999): The politics of transcription. In: *Journal of Pragmatics*, 32: 1439-1465. [https://doi.org/10.1016/S0378-2166\(99\)00094-6](https://doi.org/10.1016/S0378-2166(99)00094-6)
- Charldorp v. Tessa (2011): *From police interrogation to police record*. Oosterwijk: Uitgeverij BOXpress B.V.
- Cicourel, Aaron (1967): *The social organization of juvenile justice*. New York: Wiley.
- Degen, Christel (2000): *Politikvorstellung und Biographie: Die Bürgerbewegung Neues Forum auf der kommunikativen Demokratie*. Wiesbaden: VS Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-94965-3>
- Florath, Bernd (2004): Das philosophische Argument als politischer Skandal: Die Herausforderung der SED durch Robert Havemann. In: Martin Sabrow (Hg.) *Skandal und Öffentlichkeit in der Diktatur*. Göttingen: Wallstein Verlag, 157-193.
- Galanova, Olga (2015): Konzeptbeschreibung der Arbeitsgruppe am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung „Misstrauen. Interdisziplinäre theoretische, methodische und empirische Zugänge zu Begriff und Praxis.“ <https://www.uni-bielefeld.de/ZIF/AG/2015/08-27-Galanova.html> (letzter Zugriff 25.7.2017)
- Galanova, Olga (2017): Ambivalent functions of detailedness – documentary practises of wire-tapped phone conversations by the State Security Service of the former German Democratic Republic (proceed by *Journal “DISCOURS & SOCIETY”*)
- Garton, Timothy Ash (1997): *Die Akte „Romeo“*. München: Hanser.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gurwitsch, Aron (1977): *Die mitmenschlichen Beziehungen in der Milieuwelt*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hirschauer, Stefan (2014): Sinn im Archiv? Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung. *Soziologie*, 43 (3): 300–312.
- Jönsson, Linda and Linell, Per (1991): Story generations: From dialogical interviews to written reports in police interrogations. *Text* 11 (3): 419-440. <https://doi.org/10.1515/text.1.1991.11.3.419>
- Jost, Gerhard (2005): Radikaler Konstruktivismus – ein Potenzial für die Biographieforschung? In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag, 213-227. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6_11
- Komter, Martha L. (2002): The suspect’s own words: The treatment of written statements in Dutch courtrooms. *Forensic Linguistics. The International Journal of Speech, Language and the Law*, 9: 168-192. <https://doi.org/10.1558/sll.2002.9.2.168>
- Komter, Martha L. (2006): From talk to text: The interactional construction of a police record. *Research on Language and Social Interaction*, 39: 201-228. https://doi.org/10.1207/s15327973rlsi3903_2
- Koristka, Christian. 1968. *Magnettonaufzeichnungen und kriminalistische Praxis*. Berlin: FB-11-6.
- Kottig, Michaela (2005): Triangulation von Fallrekonstruktionen: Biographie- und Interaktionsanalysen. In: Helma Lutz, Bettina Dausien, Bettina Völter und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS Verlag, 65-83. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6_4
- Miethe, Ingrid (1999): *Frauen in der DDR-Opposition: Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe*. Opladen: Verlag Leske. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97454-9>
- Preiß-Völker, Jutta (2007): *Fallrekonstruktionen DDR-spezifischer Biographien weiblicher Führungskräfte in der Sozialen Arbeit*. Kassel: Universität Kassel.
- Rosenthal, Gabriela (2013): Was geschieht mit unseren Daten? Ein Plädoyer für eine Diskussion über die Möglichkeiten der Sekundärnutzung von autobiographischen Materialien. Newsletter / Rundbrief Nr. 64 der Sektion Biographieforschung der DGS, 44–45.

- Rosenthal, Gabriele (2005): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Helma Lutz, Bettina Dausien, Bettina Völter und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS Verlag, 46-64.
https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6_3
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Scharrer, Tabea (2013): Narrative islamischer Konversion: Biographische Erzählungen konvertierter Muslime in Ostafrika. Bielefeld: Transcript.
<https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421840>
- Scheffer, Thomas (2001): Asylgewährung. Eine ethnographische Analyse des deutschen Asylverfahrens. (Qualitative Soziologie, Bd. 1) Stuttgart: Lucius & Lucius.
<https://doi.org/10.1515/9783110511826>
- Smith, Dorothy (1990): The active text. Texts as constituents of social relations. In: Dorothy Smith (Hg.) Texts, facts, and femininity. Exploring the relations of ruling. London: Routledge & Kegan Paul, 120-158.
- Stöver, Bernd (2009): Zuflucht DDR: Spione und andere Übersiedler. München: C. H. Beck Verlag.
- Wolff, Stephan (2006): Textanalyse. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek b. H.: Rowohlt, 245-273.
- Zimmerman, Don (1969): Record-keeping and the intake process in a public welfare agency. In: Stanton Wheeler (Hg.) On Record: Files and Dossiers in American Life, New York: Russell Sage, 319-354.

Zusammenfassung

Der Aufsatz versteht sich als Beitrag zur methodischen Diskussion über die Grenzen der Interpretationsabsicherung in biographischer Fallrekonstruktion und beschäftigt sich mit der Frage, welchen Erkenntniswert die verwalteten Biographien für die Biographieforschung haben. Werden Stasi-Unterlagen in ihrem Produktions- und Nutzungskontext betrachtet, lässt sich sofort erkennen, dass sie keine passiven Abschriften von Lebensereignissen sind. Vielmehr sind sie insofern aktive Leistungen ihrer Verfasser, als sie zu dem der Institution eigenen Zweck entstanden sind, Misstrauen zu generieren und deviante Lebensläufe zu konstruieren. Anhand von kontrastierenden Formaten wie einem Eröffnungsbericht zu einer Akte und einem Transkript eines abgehörten Telefonates werden die Besonderheiten von Stasi-Akten als Quellen für die Biographieforschung herausgearbeitet. Als Resultat lässt sich erkennen, dass amtliche Dokumente zwar eine Version des biographischen Geschehens liefern, aber in erster Linie als Lösung für relevante institutionelle Aufgaben dienen.

Akte Lebensende

Die Verwaltung des armen Todes im Kontext ordnungsbehördlicher Bestattungen

Francis Seek

1. Einleitung

Eine Szene in Berlin: Parkfriedhof Neukölln: Vor den Feierhallen steht ein Notenständer mit einem Zettel, der den Ablauf der ordnungsbehördlichen Bestattung erläutert: „Beisetzungen am 24.6.2015: 10:45 Waltraud Seining¹; 10:46 Waltraud H.; 10:47; Lieselotte F.; 10:48 Karlheinz K.; 10:49 Andreas D.“ Neben dem Notenständer steht ein Bollerwagen, mit dem die fünf weißen Urnen zum Grab transportiert werden. Wir gehen zur „Grünen Wiese“. Fünf ausgebuddelte Löcher, davor ist grüner Kunstrasen ausgelegt, auf der linken Seite zwei Schubkarren voll mit Erde. Um 10.45 Uhr kommt der Trauerzug, dieser besteht aus dem Friedhofsgräber und einem Trauergast. (Seeck 2017: 27)

Diese Feldnotizen geben einen Einblick in das weitgehend tabuisierte und auch in den Sozialwissenschaften marginalisierte Thema meiner explorativen empirischen Studie, die ich im Jahre 2015 durchgeführt habe. Auf der Grundlage ethnographisch erhobener Daten analysierte ich widerständige Praktiken und Initiativen, die im Kontext anonymer und behördlich organisierter Bestattungen anstreben, Räume des Trauerns und des Abschiednehmens zu schaffen. Ich führte teilnehmende Beobachtungen bei ordnungsbehördlichen Bestattungen auf dem Parkfriedhof Neukölln, sowie am „Grab mit vielen Namen“ in Berlin Kreuzberg durch. Ergänzend interviewte ich Aktivist_innen², Angehörige, Bestatter_innen und eine Mitarbeiterin eines Berliner Gesundheitsamtes, die ordnungsbehördliche Bestattungen verwaltet. Ich ging folgenden Forschungsfragen nach: Welche Effekte haben ordnungsbehördliche Bestattungen? Welche widerständigen Praktiken bilden sich im Kontext von ordnungsbehördlichen Bestattungen? Welche Rolle spielt Intersektionalität, also das „Zusammenspiel verschiedener Machtverhältnisse“ (vgl. Goel/Stein 2012: 7). Im Rahmen der Aufarbeitung meiner Daten für diese Publikation erfolgt eine Fokussierung auf die verwaltungstechnische und behördliche Strukturierung der individuellen Biographien.

1 Da für mich keine Möglichkeit bestand, das Einverständnis der Verstorbenen einzuholen, habe ich aus forschungsethischer Überlegung die Nachnamen abgekürzt, um Anonymität zu gewährleisten.

2 Ich verwende in dem vorliegenden Artikel das Gender_Gap, um einen Raum zwischen den beiden binären Geschlechtern zu eröffnen (vgl. Herrmann, 2003).

2. Ordnungsbehördliche Bestattungen

In der BRD gilt die Bestattungspflicht für Tote. Diese liegt bei den Erb_innen und unterhaltspflichtigen Verwandten der Verstorbenen. Dazu zählen in Berlin „der Ehegatte oder der Lebenspartner einer eingetragenen Lebenspartnerschaft, die volljährigen Kinder, die Eltern, die volljährigen Geschwister, die volljährigen Enkelkinder, sowie die Großeltern“ (Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2007). Aktuell werden immer mehr arme Menschen in Deutschland, für die keine Zugehörigen die Bestattungspflicht wahrnehmen, ohne Grabstein und Namen, ohne Trauerfeier und Blumenschmuck von Gesundheits- und Ordnungsämtern bestattet. Auch ihr Hab und Gut wird nach einigen Wochen von den Ämtern entsorgt. Diese Bestattungen nennen sich „ordnungsbehördliche Bestattungen“ oder „Bestattungen von Amts wegen“ und treffen Menschen, die keinen Bestattungsvorsorgevertrag abgeschlossen haben und meistens relativ isoliert und in Armut sterben. Wenn das zuständige Ordnungs- oder Gesundheitsamt innerhalb von einem kurzen Zeitraum, der in Berlin sieben Tage beträgt, keine bestattungspflichtigen Angehörigen ausfindig macht, werden die Verstorbenen anonym bestattet. In Berlin werden jährlich ca. 2.000 bis 2.500 Menschen auf diese Art und Weise bestattet (vgl. Schäfer 2013). Insbesondere arme Menschen und Menschen, die vereinzelt oder abseits von ‚klassischen‘ Kleinfamilien gelebt haben, sind nach ihrem Tod von dieser staatlichen Beerdigungspraxis betroffen. Die Ausführungsvorschriften des Berliner Bestattungsgesetzes legen fest: „Kosten für eine Trauerfeier, für Redner und für die Ausschmückung der Halle darf das Bezirksamt nicht übernehmen“ (Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales 2007). Teilweise, wie z.B. in dem Berliner Bezirk Neukölln, finden die ordnungsbehördlichen Bestattungen monatlich als Sammelbeerdigung statt. An jedem ersten Mittwoch im Monat werden dort Menschen im Minutentakt beerdigt (Vgl. Seek 2017).



Abbildung 1: Eingang zur Feierhalle, Parkfriedhof Neukölln (Foto: F.S.)

In den Medien werden ordnungsbehördliche Bestattungen zunehmend verhandelt als anonyme und billige Begräbnisse von armen Menschen, wie diese Titel von Zeitungsartikeln zeigen: „Armenbegräbnisse. Ruhe sanft und billig“ (Schäfer 2013), „Arm und Tod“ (Schielke 2007), „Sang- und klanglos zur letzten Ruhe“ (Gilhaus 2013). Oft wurden diese Menschen schon zu Lebzeiten durch Klassismus, Rassismus und psychosoziale Normalitätsvorstellungen marginalisiert und gesellschaftlich ausgegrenzt.



Abbildung 2: „Grüne Wiese“, Parkfriedhof Neukölln (Foto: F.S.)

Die Bestattungspraxis ist in Deutschland von Machtverhältnissen, insbesondere Klassismus, geprägt. Klassismus verstehe ich, angelehnt an Andreas Kemper und Heike Weinbach (2009), als individuelle, institutionelle und kulturelle Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status eines Menschen. So haben Erwerbslose, Arme und Wohnungslose geringe finanzielle Ressourcen und werden auf verschiedenen Ebenen diskriminiert, u.a. durch die Abwertung von Lebensweisen und die Individualisierung von Armut (ebd.: 30). Die Verwaltungspraxis im Kontext von ordnungsbehördlichen Bestattungen ist auch von Heteronormativität³ durchzogen. So informieren Mitarbeiter_innen der Gesundheits- und Ordnungsämter Berlins ausschließlich die schon genannten bestattungspflichtigen⁴ Angehörigen über den Tod. Freundschaften und soziale Bezüge jenseits von Herkunftsfamilie und „klassischen Kleinfamilien“ werden nicht berücksichtigt. In der Verwaltung des armen Todes werden Biographien und Beziehungen jenseits klassischer heterosexueller Familienkonstellationen dementsprechend unsichtbar gemacht und als nicht relevant hergestellt eingestuft.

3 Unter Heteronormativität verstehe ich die Norm von Zweigeschlechtlichkeit (die Annahme, es gäbe nur zwei binäre Geschlechter) und Heterosexualität (s. Hartmann 2007).

4 Die Frage der Bestattungspflicht ist ein Feld der Auseinandersetzung. In einigen Bundesländern wie Berlin sind eingetragene Lebenspartner_innen eingeschlossen, in anderen zusätzlich „Partnerin/Partner einer auf Dauer angelegten nichtehelichen Lebensgemeinschaft“ (Widmann Bestattungen, o. D.).

3. Machtverhältnisse und Bestattungen historisch betrachtet

Historisch und aktuell wird die soziale Ausgrenzung von Menschen im Leben auch auf dem Friedhof sichtbar. Bestattungen und Gräber waren bereits im Mittelalter Symbol für die Stellung des Bestatteten in der Gesellschaft. Barbara Happe schreibt hierzu: „Aus der Lage und damit der Nähe der Gräber zum Altar konnte jeder auf den sozialen Rang eines Bestatteten schließen“ (Happe 2012: 24). Oft wurde „unehrenhaften Personen wie Hingerichteten, Henkern, Selbstmörderinnen, Fremden, ungetauften Kindern ein Grab in geweihter Erde verweigert“ (ebd.: 25). Im Mittelalter war die Bestattung Aufgabe der Gemeinde, nicht der Herkunftsfamilie (vgl. ebd.: 18). Es ist also eine relativ neue Entwicklung, dass der Herkunftsfamilie die Bestattungspflicht übertragen wird. Lange Zeit war ein zeichenhaftes, d.h. mit Namen versehenes Einzelgrab, ein Privileg, das nur einem kleinen Teil der Bevölkerung zukam. Erst mit der Anlage außerörtlicher Friedhöfe – aus Angst vor hygienischen Problemen – und der Zunahme von Feuerbestattungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts, wurde ein solches Einzelgrab für einen größeren Teil der Bevölkerung möglich (vgl. ebd.: 67). Dies hing mit der Einführung gesetzlicher Neuregelungen bezüglich Ruhefristen, also der Grabstellennutzungsdauer, zusammen. Zuvor wurden Gräber bereits nach fünf bis acht Jahren wiederbelegt; erst mit längeren Ruhefristen lohnte sich die Investition in ein Grabzeichen.⁵ Die Verstorbenen wurden damals in Reihengräbern in Abfolge der Sterbechronologie bestattet. Familiäre und freundschaftliche Bindungen wurden nicht berücksichtigt (vgl. ebd.: 67). Erst im 19. Jahrhundert entwickelte sich eine sentimentale und romantisierende Haltung zum Sterben. Getrauert wurde jetzt im Kreis der Herkunftsfamilie: „Familiäre Trauer wurde, dem Ideal der romantischen Liebe entsprechend, ergreifend und tränenreich inszeniert, um das Andenken der Dahingeschiedenen zu wahren“ (Fenske/Hampf 2012: 145). Dies stellte eine Wende dar, da nun die Herkunftsfamilie für die Bestattung zuständig war. Später wurde der Umgang mit den Toten in Westeuropa zunehmend zu einer Angelegenheit für Bestatter_innen und Friedhofsbürokratien (vgl. Benkel 2012).

Das erste Urnengemeinschaftsfeld ohne Kennzeichnung der Einzelgrabanlage wurde 1928 in Chemnitz auf Veranlassung des Feuerbestattungsvereins eingerichtet (Happe 2012: 104). In der DDR wurden anonyme Urnengemeinschaftsgräber und Feuerbestattungen seit den 1960er Jahren als Teil des sozialistischen Transformationsprozesses vom Staat gefördert (vgl. Happe: 105). Happe betont, dass die Zunahme anonymer Urnengemeinschaftsbestattungen in Westdeutschland auch als Durchsetzung des Bürger_innenwillens gegen die Interessen der Gewerbetreibenden, Friedhofsträger und Kirchen interpretiert werden kann (vgl. ebd.: 104). Insbesondere die katholische Kirche sperrte sich lange gegen jegliche Art der Bestattung abseits von namenhaften Erdbestattungen (vgl. ebd.: 106). Hier wird deutlich, dass Trauerkultur stark von staatlichen, religiösen und wirtschaftlichen Interessen sowie gesellschaftlichen Auseinandersetzungen geprägt ist. Die Verwaltung des Todes hat Einfluss darauf genommen auf welche Weise Menschen nach dem Tod erinnert werden können (vgl. Seek 2017: 40 f.).

Aktuell beschreiben Bestatter_innen und Wissenschaftler_innen, dass neben der Entwicklung zur Diversifizierung und Individualisierung von Bestattungsformen wie

⁵ Heutzutage ist die Ruhefrist je nach Bundesland in den entsprechenden Bestattungs- und Friedhofsgeetzen unterschiedlich geregelt, in Berlin beträgt sie zwanzig Jahre.

Friedwäldern⁶ oder Erinnerungsdiamanten⁷ auch das namenlose Verschwinden von Toten zunimmt (vgl. Sörries 2011: 159). Aktuell werden immer mehr arme Menschen in Deutschland von Gesundheits- und Ordnungsämtern bestattet. 2015 übernahmen die Behörden für mehr als 23.000 Beerdigungen eine Kostenerstattung (AFP/nd 2017).

4. „Projekt Lebensende“

Ordnungsbehördliche Bestattungen verstehe ich im Kontext einer zunehmenden Neoliberalisierung des Sterbens. Im Sinne des „Projektes Lebensende“ (Schneider 2014: 130) werden individuelle Biographien in letzter Konsequenz verwaltet, indem Menschen aufgefordert werden, vorzusorgen und das eigene Lebensende zu planen und zu finanzieren. 2004 wurde das Sterbegeld der gesetzlichen Krankenkassen abgeschafft, welches zuletzt 1.000 Euro im Todesfall bereitstellte. Seitdem müssen die bestattungspflichtigen Angehörigen oder Behörden für die Bestattungskosten aufkommen.

Auch wenn Zugehörige die Bestattungspflicht wahrnehmen, können sich viele Menschen die Bestattung ihrer Angehörigen oder Freund_innen nicht mehr leisten. Die Zahl der Sozialbestattungen, bei denen das Sozialamt die Kosten trägt, stieg seit der Abschaffung des Sterbegeldes stark an. Im Jahr 2005 übernahmen die Behörden in Deutschland die Kosten von 7.695 Sozialbestattungen, 2011 waren es bereits 23.032 (vgl. Schäfer 2013). Auch hier finanzieren die Ämter meistens weder Blumenschmuck noch Trauerfeier. Laut des Diakonischen Werks haben Sozialbestattungen und ordnungsbehördlich angeordnete Bestattungen in Berlin inzwischen einen Anteil von ca. zehn Prozent an allen Beisetzungen (vgl. Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. 2010).

Trauerforscher Reiner Sörries, der sich auf ordnungsbehördliche Bestattungen bezieht, betont: „Eine immer größer werdende Zahl von Verstorbenen wird entsprechend nicht mehr betrauert“ (Sörries 2012: 10). Die Durchführung von Amtsbestattungen wird von den Kommunen ausgeschrieben. Den Zuschlag bekommt in der Regel der günstigste Anbieter. Die Bedingungen fallen je nach Kommune unterschiedlich aus. Steuert Heilbronn bis zu 3.000 Euro bei, sind es in Berlin gerade einmal 750 Euro. Entsprechend unterschiedlich fällt die Gestaltung der Beisetzung. Viele Ordnungsämter bestehen auf einer kleinen Trauerzeremonie und Blumenschmuck, während andernorts Vertreter von Kirchen und Bestatterverbänden eine kalte „Entsorgungsmentalität“ beklagen. Im Bezirk Berlin-Neukölln dauert die Ordnungsamtsbestattung nach Presseberichten gerade einmal eine Minute pro Urne (Mr. May o.J.)

Welche Kosten die Kommune bei einer Sozialbestattung zahlt, kann sie selbst bestimmen. So wird in Zeiten knapper öffentlicher Kassen häufig bei den Sozialbeerdigungen gespart, während gleichzeitig die Friedhofsgebühren steigen.

Ordnungsbehördliche Bestattungen sind von einer starken bürokratischen und kostenbewussten Rationalität geprägt. So schilderte mir die Mitarbeiterin eines Berliner Gesundheitsamtes im Interview auf meine Frage, wie lange sie Zeit hat, Angehörige zu ermitteln:

6 Bestattungswälder, wie von der Firma Friedwald betrieben, sind Waldflächen, in denen die Beisetzung biologisch abbaubarer Urnen an den Wurzeln eines Baumes möglich ist.

7 Beim Erinnerungsdiamanten, auch als Diamantbestattung bezeichnet, werden Kohlenstoffanteile der Kremierungsasche zu einem synthetischen Diamanten verarbeitet.

Das ist unterschiedlich. Wenn der Leichnam in einem Krankenhaus liegt, ist die Eile nicht ganz so geboten, weil die Krankenhäuser uns mehr Zeit geben und die Kühlung kostenlos ist. Die drängen uns dann nicht so, außer der Leichnam ist nicht mehr so ansehnlich, der muss einfach bestattet werden, aus hygienischer Sicht. In der Regel haben wir so sieben Tage Zeit zu ermitteln. Innerhalb von sieben Tagen sollte uns das gelungen sein, ansonsten müssten wir ordnungsbehördlich einschreiten. Das kriegen wir auch hin. Wenn der Leichnam im Leichenschauhaus liegt, dann fallen Kühlgebühren in erheblicher Höhe an. Dann versuchen wir das noch viel schneller hinzukriegen. (Seek 2017: 58.f.)

Der institutionalisierte Umgang mit dem Tod führt dazu, dass nicht alle Menschen gleichermaßen betrauerbar sind. Betrauerbarkeit wird hier gesellschaftlich hergestellt und ist geprägt von Rassismus, Klassismus, Ableismus (die Reduzierung des Menschen auf seine Fähigkeiten) und Heteronormativität. Judith Butler betont den Zusammenhang zwischen einer ungleichen Verteilung von Betrauerbarkeit und der Anerkennung des gelebten Lebens. Sie fragt: “Who counts as human? Whose lives count as lives? And finally, what makes for a grievable life?” (Butler 2004: 20). Die Art und Weise, wie Menschen bestattet werden, und die Möglichkeiten ihrer Freund_innen und nahen Menschen, diese zu gestalten, hat einen großen Einfluss auf ihre Möglichkeit zu trauern (vgl. Seek 2017: 58 f.).



Abbildung 3: Grabgestaltung, Parkfriedhof Neukölln (Foto: F.S.)

5. Recht auf Trauer?! Interventionen im Kontext Ordnungsbehördlicher Bestattungen

Widerständige Praktiken, die ein Recht auf Trauern und Betrauerbarkeit einforderten, bildeten sich historisch im Bereich des Aids-Aktivismus, der Hospizbewegung und rassismuskritischen Bewegungen heraus. ACT UP⁸ war seit 1987 vor allem in den USA aber auch in Deutschland gegen die Stigmatisierung und Diskriminierung von HIV-positiven und an Aids erkrankten Menschen aktiv. Die Aktivist_innen machten Sterben und Trauern öffentlich, z.B. durch *die-ins*⁹, und symbolische Beerdigungsmärsche (vgl. Fenske/Hampf 2012: 147). In der Hospizbewegung ging es vor allem um die Forderung nach einer Enttabuisierung von Tod. Susanne Möllers, Bestatterin und Kulturwissenschaftlerin, betont in ihrer Magisterarbeit:

Es waren vor allem zivilgesellschaftliche Kollektivakteure, die, oft aus eigener Betroffenheit und Not heraus, die Energien entwickelten, die nötig waren, um die bürokratisierten Strukturen des enteigneten Todes zu erschüttern (Möllers 2009: 46).

Auch im Kontext ordnungsbehördlicher Bestattungen gibt es Menschen, die sich für Veränderung einsetzen: Initiativen schaffen Gräber, in denen arme Menschen würdevoll beerdigt werden. So gibt es seit 1997 eine Interessengemeinschaft zur Bestattung obdachloser Menschen in Köln und seit 2006 einen monatlichen ökumenischen „Gedengottesdienst für die Unbedachten“ (vgl. Mr. May o.J.). Hospize organisieren auch aktuell Alternativen zu ordnungsbehördlichen Bestattungen, indem sie eigene Trauerfeiern durchführen und Spenden für namentliche Beerdigungen sammeln. Das „Grab mit vielen Namen“ in Berlin Kreuzberg, an dem ich teilnehmende Beobachtungen durchführte, wurde 2002 von der Gemeinde Heilig Kreuz-Passion ins Leben gerufen und organisiert Trauerräume und namentliche Bestattungen als Intervention gegen ordnungsbehördliche Bestattungen. Bis zum Oktober 2015 wurden 42 Menschen in dem Grab beigesetzt. Die Aktivist_innen schreiben auf ihrer Homepage: „Wir wollen die Erinnerung an verstorbene Obdachlose und Arme wach halten“ (Heilig-Kreuz-Passion, 2015).

Eine Strategie, die diese Akteur_innen verfolgen, ist die namentliche Erinnerung. So werden die Namen der Verstorbenen nicht nur bei der Trauerfeier genannt, sondern auch in den Grabstein eingraviert und auf die Homepage gestellt. Judith Butler betont in ihren Texten bezüglich Unbetrauerbaren die Bedeutung von namentlicher Nennung als eine Form der Anerkennung:

Even the utterance of the name can come as the most extraordinary form of recognition, especially when one has become nameless or when one's name has been replaced by a number, or when one is not addressed at all (Butler 2012: 12).

8 AIDS Coalition to Unleash Power.

9 *Die-in* ist eine Protestform, bei der sich Aktivist_innen kollektiv auf den Boden legen und „tot stellen“.

Viele der ordnungsbehördlich Verstorbenen lebten jahrelang marginalisiert, waren von verschiedenen Verwaltungen abhängig, wurden teilweise schon bei Jobcentern oder Lebensmittelausgaben als Nummer und reine Leistungsempfänger_innen aufgerufen. Dennoch finanzieren Berliner Bezirksämter bei ordnungsbehördlichen Bestattungen keine namentlichen Nennungen.

Diese alternativen Gräber und Gedenkort schaffen alternative Trauerräume, in denen Menschen, die aufgrund von Klassismus oder anderen Machtverhältnissen diskriminiert wurden, namentlich erinnert werden. Alternative Bestatter_innen gründen gemeinnützige Netzwerke zur Förderung neuer Umgangsweisen mit Sterben, Tod und Trauer und setzen sich dabei für menschenwürdige Sozial- und ordnungsbehördliche Bestattungen ein. Bei ordnungsbehördlichen Bestattungen finden Interventionen statt, allerdings auf eine weniger sichtbare Weise. Friedhofsmitarbeiter_innen öffnen heimlich Türen von Kapellen oder Feierhallen und stellen diese Trauergästen zur Verfügung, die nicht dafür zahlen können. Trauergäste legen namentliche, selbst gestaltete Erinnerungsstücke auf anonyme Wiesen und kommen miteinander über die Praxis der ordnungsbehördlichen Bestattungen ins Gespräch.

Häufig war ich als Forscher_in jedoch die einzige anwesende Person neben dem Friedhofsgräber. Auch mit mir wurde oft am Ende der Beerdigung Kontakt aufgenommen. So auch im folgenden Beispiel, das meinen Feldnotizen vom Parkfriedhof Neukölln entstammt:

In dem Moment kommt der Friedhofsgräber wieder. Der einzige Trauergast fragt ihn, wie lange die Urnen in der Erde bleiben, und sagt „Er war schon ein Arschloch, aber trotzdem sowas...“ Der Totengräber beantwortet die Frage nach der Ruhedauer und lacht unsicher. Der Trauergast wendet sich mir zu und sagt: „Es war mein Vater. Niemanden interessiert es. Ich bin ganz alleine hier.“ Ich spreche mein Beileid aus und wir schweigen ein paar Minuten zusammen. Der Trauergast zeigt auf die grüne Wiese: „Man muss sich die Stelle merken, dann kann man ihn wenigstens besuchen kommen.“ (Seek 2017: 71 f.).

Ich veränderte als Forscher_in die Beerdigungssituation bereits durch meine Anwesenheit. Im Laufe der Forschung begann ich zudem, Blumen mitzubringen und diese auf die Gräber derer zu legen, bei denen keine Trauergäste erschienen waren.

6. Schlussbemerkung

Im Kontext der Verwaltung des armen Todes wird deutlich: Nicht alle Menschen sind gleichermaßen betrauerbar. Viele der Menschen, die anonym ordnungsbehördlich bestattet werden, wurden aufgrund verschiedener Machtverhältnisse, die zusammenwirken, unbetrauerbar. Sie starben teilweise bereits vor ihrem physischen einen sozialen Tod. Im Kontext meiner Forschung kam ich besonders mit Biographien in Kontakt, die durch ein Zusammenspiel von Diskriminierungserfahrungen in Bezug auf Klassismus, Ableismus und Rassismus geprägt waren. Gleichzeitig hatten viele der Menschen Überlebensstrategien entwickelt, um mit Marginalisierungserfahrungen umzugehen, und Freund_innennetzwerke und ‚Familien‘ auch jenseits von Herkunftsfamilien. Es gibt Initiativen wie das „Grab mit vielen Namen“, die alternative Trauer-

räume und Bestattungen organisieren und deren Existenz bereits eine Intervention darstellt. Auch bei ordnungsbehördlichen Bestattungen finden subtile Interventionen statt, allerdings auf eine weniger sichtbare Weise. Es kommt vor, dass Friedhofsgräber_innen einsam Verstorbene beweinen. Auch einige Mitarbeiter_innen der Gesundheits- und Ordnungsämter versuchen, eigensinnig mit der Kostenrationalität ihres Arbeitsfeldes umzugehen und kleine Notlösungen und Zwischenräume zu finden. Brüchige Momente der Begegnung zwischen Besucher_innen, Mitarbeiter_innen des Friedhofs, Sozialarbeiter_innen und Angehörigen ermöglichen teilweise die Artikulation von Wut und Trauer und andere Praktiken des Verabschiedens.

LITERATUR

- AFP/nd (2017): Immer mehr Sozialbestattungen. Online: <https://www.neuesdeutschland.de/artikel/1043772.immer-mehr-sozialbestattungen.html> (1.3.2017).
- Assig, Sylvie (2007): Waldesruh statt Gottesacker. Der Friedwald als neues Bestattungskonzept. Eine kulturwissenschaftliche Spurensuche. Stuttgart: Ibidem-Verlag.
- Benkel, Thorsten (2012): Die Verwaltung des Todes. Annäherungen an eine Soziologie des Friedhofs. Berlin: Logos-Verl.
- Butler, Judith (2004): Precarious life. The Powers of Mourning and Violence. London: Verso.
- Butler, Judith (2012): Can one lead a good life in a bad life? Adorno Prize Lecture. Online: https://thats1.files.wordpress.com/2012/10/butler_adorno_prize.pdf (1.8.2015)
- Fenske, Uta und Michaela Hampf (2012): Sterben. In Eva Bischoff, Uta Fenske et. al. (Hg.): What can a body do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt a. Main: Campus, 140-156.
- Goel, Urmila und Alice Stein (2012): Mehr als nur ein Machtverhältnis – machtkritische Bildung und Zugänge zu Intersektionalität. Online: <http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesseltexzte/goelstein/> (1.8.2015)
- Gregor, Anja (2015): Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie. Bielefeld: transcript.
- Happe, Barbara (2012): Der Tod gehört mir. Die Vielfalt der heutigen Bestattungskultur und ihre Ursprünge. Berlin: Dietrich Reimer.
- Hartmann, Jutta (Hg.) (2007): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS.
- Heilig-Kreuz-Passion (2015): Grab mit vielen Namen. Online: <http://www.heiligkreuzpassion.de/soziales/ueberwindung-von-armut/grab-mit-vielen-namen> (15.8.2015)
- Herrmann, Steffen Kitty (2003): Performing the Gap – Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung. In: *arranca!* 28, 22-26.
- Kemper, Andreas und Heike Weinbach (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- Möllers, Susanne (2009): Bezahlbare Riten – Über die Wieder-Aneignung von Sterben, Tod und Trauer in der Gegenwart. Unveröffentlichte Magisterarbeit, Hamburg.
- Mr. May (o. J.): Die Unbedachten. Online: <http://www.mister-may.de/die-unbedachten.php> (1.7.2015).
- Schäfer, Christoph (2013): Armenbegräbnisse. Ruhe sanft und billig. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 23.11.2013.
- Schielke, Mandy (2007): Arm und tot. Der Weg einer behördlichen Bestattung. *Deutschlandradio Kultur*, Beitrag vom 23.02.2007.
- Schneider, Werner (2014): *Sterbewelten. Eine Ethnographie*. Wiesbaden: Springer-Verlag.

- Seeck, Francis (2015): Interventionen gegen anonyme ordnungsbehördliche Bestattungen. Recht auf Trauer am Beispiel des Grabs mit vielen Namen in Berlin. „Ein Grab für Wohnungslose und Arme – ein Ort des Erinnerns.“ Unveröffentlichte Masterarbeit, Berlin.
- Seeck, Francis (2017): Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive. Münster: Edition Assemblage.
- Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales (2007): Ausführungsvorschriften über ordnungsbehördliche Bestattungen nach § 16 Abs. 3 des Bestattungsgesetzes. Online: http://www.berlin.de/sen/soziales/berliner-sozialrecht/land/av/av_ord_bestattung.html (1.8.2015)
- Sörries, Reiner (2012): Herzliches Beileid. Eine Kulturgeschichte der Trauer. Darmstadt: Primus.
- SI der EKD Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland (2008): Armenbestattung und Menschenwürde. Online https://www.ekd.de/si/projekte/abgeschlossen/armenbestattung_menschenwuerde.html (15.8.2015).
- Widmann Bestattungen (o. J.): Bestattungspflicht. Online: <http://www.widmannbestattungen.de/bestattungspflicht.html> (15.7.2015).

Zusammenfassung

Im vorliegenden Artikel werden ausgewählte Ergebnisse einer ethnographischen Studie zu Interventionen im Kontext anonymer ordnungsbehördlicher Bestattungen in Berlin vorgestellt. Der Beitrag diskutiert die Verwaltung von marginalisierten Biographien und Einflüsse des normativen „Projekt Lebensende“ auf Menschen, die von Gesundheits- oder Ordnungsämtern bestattet werden. Anschließend werden Interventionen in diesem Feld diskutieren, die einer Unsichtbarmachung und Abwertung der Biographien ordnungsbehördlich bestatteter Menschen entgegenwirken.

Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland

Entstehung, Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung eines deutsch-griechischen Dokumentationsprojekts

Anna Maria Droumpouki

Wir leben in einer Zeit des digitalisierten kulturellen und wissenschaftlichen Erbes in Archiven, Bibliotheken und Museen. Die Digitalisierung ist Chance und Herausforderung zugleich, sie ist die Kernaufgabe dieser Kultureinrichtungen. Die Frage des Zugangs zu digitalen Sammlungen unterliegt einer dynamischen Entwicklung (Hagedorn-Saupe/Schweibenz 2015: 59). Der englische Begriff „Oral History“ („mündlich überlieferte Geschichte“) bezeichnet eine Methode, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu befragen, Interviews mit ihnen aufzuzeichnen und wissenschaftlich auszuwerten. Mündliche Quellen jedoch sind nicht nur als Ergänzung notwendig, wenn anderer Quellen fehlen, sondern sie sind auch notwendig, wie Alexander von Plato bemerkt hat, weil die individuelle und kollektive Erfahrung eine eigene Dimension ist, die Verhaltensweisen und Orientierungen schafft die historische Prozesse wesentlich mitbestimmen (von Plato 2012: 8).

Für die Alltags- und Erinnerungsberichte sind Zeitzeugenberichte eine unverzichtbare Quelle. Über die nationalsozialistischen Lager wussten wir ohne die Zeitzeugenberichte nur wenig. Als wissenschaftliche Methode wurde die Oral History zunächst in den USA entwickelt. Interviewtechnik und Interpretationsmethoden der Oral History wurden seit Mitte der 1980er Jahren verfeinert und auch auf Video-Interviews erweitert. Der bekannte Historiker des Holocaust Saul Friedländer hat in seinem Werk *Das Dritte Reich und die Juden* die Integration der Welt der Opfer in der Geschichtsdarstellung befürwortet, was man als akademische Anerkennung der Oral History in diesem Feld verstehen kann (Friedländer 2007). Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Zeitzeugeninterviews ist seit den 1990er Jahren intensiviert. Ein wichtiger Schritt dafür war die Entstehung eines digitalen Archivs mit 52.000 lebensgeschichtlichen Videozeugnissen, das Visual History Archive der Shoah Foundation Institute for Visual History and Education der University of Southern California (USC) (Nägel 2009).

In Griechenland kamen die Überlebenden Mitte der 1980er Jahre erstmalig in einer TV-Dokumentation des staatlichen Senders ERT über den Nationalen Widerstand während der deutschen Okkupation zu Wort¹. In mehreren Episoden berichteten die Widerstandskämpfer von ihren Erfahrungen des bewaffneten Kampfs gegen die Be-

¹ Χρονικό της Εθνικής Αντίστασης [Chronik des nationalen Widerstands] 1985, 18 Episoden, historischer Berater: Prof. Dr. Hagen Fleischer. Einige Episoden findet man hier: <http://archive.ert.gr/8116/> (27.6.2017).

satzungsmächte. Dies war das erste Mal, dass die Zeitzeugen Gehör fanden, sie wurden dadurch zu Widerstandssikonen mit einer hohen medialen Präsenz. Diese Sendung hatte eine hohe Einschaltquote und hat viele Diskussionen entfacht, vor allem vor dem Hintergrund, dass die Sendung in einer heißen Phase der neuen griechischen Geschichte ausgestrahlt wurde, kurz nachdem der Nationale Widerstands knapp 40 Jahren nach Kriegsende von der sozialistischen Regierung (PASOK) anerkannt wurde.

Griechenland: Ein besonderer Fall

Bis man in Griechenland systematisch damit begann, Interviews von Überlebenden zu sammeln, war bereits viel Zeit verstrichen. Die Gründe hierfür sind komplex und liegen in der Entwicklung der Geschichte und der Geschichtswissenschaft nach 1945, die sich mehr auf Politik- und Ereignisgeschichte konzentrierte und in der die Stimmen der Opfer eine eher untergeordnete Rolle spielten (Voglis 2015: 80). Vor allem vermied die griechische Geschichtswissenschaft eine Betrachtung der deutschen Okkupation "von unten".

Obwohl die Auswirkungen der deutschen Okkupation in Griechenland (1941-1944) bis heute in der griechischen Erinnerungskultur spürbar sind, bemerken wir ein Paradox: Trotz des enormen Forschungsaufwands in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg stellten internationale Forscher wie etwa der deutsche Historiker Dieter Pohl fest, dass über Griechenlands Rolle noch sehr wenig bekannt ist (Pohl 2015: 125).

Bei ihrem Abzug im Herbst 1944 hinterließ die Wehrmacht ein ausgeblutetes Land. Zehntausende erlagen den Folgen der Hungersnot und der langjährigen Mangelernährung. Zwischen 30.000 und 50.000 Menschen verloren im Widerstand und Partisanenkrieg ihr Leben, ein Großteil von ihnen Zivilisten, welche bei Vergeltungsaktionen hingerichtet und ermordet wurden. Knapp 60.000 griechische Juden waren während der Okkupation deportiert worden und kamen in deutschen Lagern um. Von annähernd 800 Dörfern und Kleinstädten blieben fast nur Ruinen zurück. Die Folgen des materiellen Schadens waren kaum abzuschätzen. Das Land litt unter einer Hyperinflation und der beinahe vollständigen Vernichtung seiner Infrastruktur. Dies war das Ergebnis einer Besatzungspolitik, die rücksichtslos natürliche Ressourcen ausbeutete, während beim Abzug der Wehrmacht schließlich noch die letzten verbliebenen Reste systematisch zerstört wurden. Beinahe alle Eisenbahnbrücken waren gesprengt, 80 Prozent der Schieneninfrastruktur zerstört, 73 Prozent der Handelsflotte war versenkt und nicht weniger als 200.000 Häuser waren teils irreparabel beschädigt. Jeder dritte Grieche litt an Infektionskrankheiten, vorwiegend an Malaria, Tuberkulose oder Typhus, wobei in manchen Regionen sogar mehr als 70 Prozent der Bevölkerung und vor allem Kinder betroffen waren (Fleischer 2010: 218; Mazower 1993).

In der Bevölkerung beider Länder ist das Thema kaum präsent. Das deutsch-griechische Kooperationsprojekt „Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland“ setzt bei dieser Lücke an. Ziel ist es, die Erinnerungen griechischer Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der deutschen Besatzung während des Nationalsozialismus zu bewahren. Ihre Berichte werden aufgenommen, wissenschaftlich aufbereitet und auf einer Online-Plattform bereitgestellt. Bis zum September 2017 wurden unter der Leitung des Centers für digitale Studien an der Freien Universität Berlin 77 lebensgeschichtliche Video-Interviews mit griechischen Zeitzeuginnen und Zeugen aufgenommen und

archiviert. Die Interviews sollen im Anschluss transkribiert und übersetzt sowie in einem Online-Portal mit weiteren Quellenmaterialien bereitgestellt, ergänzt und historisch kontextualisiert werden. Das Interview-Archiv soll mit Schlagworten, Inhaltsverzeichnissen und Registern erschlossen und mit Kurzbiographien, Interviewprotokollen sowie erläuternden Texten ergänzt werden. Das Center für digitale Studien hat bereits die Archivierung und Aufarbeitung von Interviews mit früheren Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen übernommen; finanziert wird dieses deutsch-griechische Projekt vom Auswärtigen Amt, von der griechischen Stiftung Stavros Niarchos, von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ und von der Freien Universität Berlin. Die Projektleitung hat Prof. Nicolas Apostolopoulos, die wissenschaftliche Leitung in Griechenland Prof. Hagen Fleischer.

Die Bedeutung dieser Sammlung liegt vor allem darin, dass die Möglichkeit einer direkten mündlichen Überlieferung durch Überlebende der deutschen Okkupation Griechenlands immer seltener gegeben sein wird. Unser Ziel war es zu verstehen, was die Zeitzeugen denken, was sie von der Periode der deutschen Besatzung wahrgenommen, was sie davon in ihrem Gedächtnis bewahrt, was sie gefühlt haben, wie und warum sie sich an etwas erinnern, wie sie darüber erzählen und wie ihr Verhältnis zur Vergangenheit ist. Die Arbeit mit den Video-Zeugnissen kann und soll den Erwerb von Grundkenntnissen über die Zeit der deutschen Besatzung Griechenlands nicht ersetzen. Sie bereichert die Auseinandersetzung mit dieser Periode, und sie ermöglicht die Annäherung an die Schrecken einer Epoche, die stark die Mentalität und die öffentliche Geschichte in Griechenland geprägt hat.

Eine Vielfalt von Zeitzeugenberichten

Das Archiv umfasst Erinnerungsberichte von Menschen mit unterschiedlicher sozialer und geografischer Herkunft und verschiedenen Erfahrungshintergründen. So kommen Widerstandskämpfer und -kämpferinnen, Jüdinnen und Juden, Holocaust Überlebende, ehemalige KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, Zeitzeugen von Massakern bzw. Vergeltungsaktionen der Besatzungsmächte etc. zu Wort. Man muss natürlich festhalten, dass einige Zeitzeugen nicht eindeutig einer Kategorie zuzuordnen sind. So gibt es Personen, die man nicht nur als Widerstandskämpfer bezeichnen kann, da sie auch nach Deutschland deportiert wurden und dort Zwangsarbeit leisten mussten.

Natürlich hat die Sammlung Lücken, und einige Aspekte kommen leider nicht zur Sprache. Zum Beispiel haben wir noch keinen Menschen befragen können, der mit den Deutschen kollaboriert hat. Der Begriff „Kollaboration“ bezeichnet verschiedene Formen und Ebenen der Zusammenarbeit mit den Besatzern. Diese umfassen die Arbeit in Sicherheitsbataillonen, die griechischen bewaffneten kollaborierenden Einheiten während der letzten Phase der Besatzungszeit 1943 bis 1944 oder den Anschluss an griechische paramilitärische Vereinigungen wie den *Poulos Verband*, der Massaker an der einheimischen Bevölkerung begangen hat. Ebenso fehlen in unserer Sammlung Interviewpartner mit Aussagen zur Rolle der Kirche.

Wir wollen nicht ein Schwarz-Weiß-Bild der Okkupation Griechenlands zeichnen. Die griechische Bevölkerung war nicht in Kollaborateure, Widerstandskämpfer, Verfolgte und Opfer der Massaker unterteilt. Abstrakte Kategorien und generalisierende Zuschreibungen sind für ein Verständnis der Gesellschaften im Krieg wenig geeignet.

Phänomene wie Kollaboration, Widerstand, Verfolgung oder auch Zwangsarbeit sind nicht statisch, sondern viel dynamischer als bisher vielfach angenommen.

Bezogen auf die deutsche Erinnerungskultur will das Projekt dazu beitragen, die immer noch aktuelle gesellschaftliche Debatte über die Verantwortung für das nationalsozialistische Unrecht aufrechtzuerhalten. Die Projektergebnisse werden für die Forschung, aber auch für die interessierte Öffentlichkeit bereitgestellt. Für die Forschung sind die Erinnerungsberichte wertvolle historische Quellen, die dazu beitragen, Forschungslücken zu schließen. Für die griechische Gesellschaft sind die Interviews ein unverzichtbarer Bestandteil der Erinnerungskultur.

Kriterien der Auswahl

Nach welchen Kriterien wurden die Zeitzeugen ausgewählt? Zunächst wurden lokale Kategorien bestimmt. Um möglichst viele verschiedene Erfahrungen der Okkupationszeit einbeziehen zu können, wurden Interviews in verschiedenen Regionen und Orten Griechenlands geführt. Auch Kriterien wie Geschlecht und Alter im Untersuchungszeitraum spielten für die Auswahl eine Rolle ebenso wie Widerstandsaktivitäten oder Verfolgungs- und Verhaftungsgründe oder Inhaftierungen in Lager.

Die Interviews wurden landesweit geführt, bis dato in elf der dreizehn Regionen Griechenlands: 28 in Attika, 12 auf Kreta, 11 in Thessalien, neun in Mittelgriechenland, sieben in Zentralmakedonien, vier in Epirus, zwei in Westgriechenland, eins in der Südlichen Ägäis, eins in der Nördlichen Ägäis, eins auf der Peloponnes und eins auf den Ionischen Inseln. Zwei weitere Interviews mit griechischen Überlebenden wurden in Berlin geführt. Von insgesamt 77 Interviews (bis September 2017) wurden 23 mit Frauen und 54 mit Männern durchgeführt t.

Vorbereitung der Interviews

In unserem Projekt nehmen erfahrene Oral Historians teil, die mit ihren speziell vorbereiteten Fragen den Impuls für eine lebensgeschichtliche Erzählung setzen. In Vorbereitungsworkshops wurden ihnen von Alexander von Plato, der als einer der „Pioniere“ der deutschen Oral History gilt, Interviewtechniken vermittelt. Ein strukturierter Aufbau der Interviews ist von grundlegender Bedeutung, und es ist Aufgabe des Interviewers oder der Interviewerin im Vorhinein eine Vertrauensbasis zu schaffen, welche die Grundlage für eine erfolgreiche Kommunikation mit den Zeitzeugen bildet. Es wurden griechische Interviewer eingestellt. Für jedes Interview ist eine intensive Vorbereitung nötig. Bereits in Vorgesprächen mit den potenziellen Zeitzeugen wird festgestellt, ob ein lebensgeschichtliches Interview, welches den Anforderungen der Sammlung entspricht, durchführbar ist. Diese ersten Begegnungen ermöglichen die Schaffung eines konstruktiven Verhältnisses. Einige Interviewer kannten ihre Interviewpartner und -partnerinnen bereits, was für eine vertrauensvolle Kommunikation sehr von Vorteil war, da die anfängliche Nervosität bereits verfliegen war. Eine der Vorgaben ist es auch, während des Interviews mit den Zeitzeugen allein zu sein – auch dann, wenn Familienmitglieder teilnehmen wollen.

Die Webseite²

Die Benutzeroberfläche wurde übersichtlich strukturiert. Auf der dreisprachigen Webseite des Online- Archivs finden sich Bereiche wie *Das Projekt*, *Deutsche Okkupation*, *Gedenken* und *Oral History*. Die Startseite beinhaltet Informationen über Projektvorstellungen, Artikel, die sich auf das Projekt beziehen, Interviewausschnitte wie z.B. jenes mit Argyris Sfountouris, in dem er unter anderem erzählt, wie er das Massaker von Distomo erlebt hat und welches Glück er und seine Schwestern hatten, den Deutschen entkommen zu sein, oder mit dem Holocaust Überlebenden Heinz Kounio, der in diesem Interviewausschnitt die Ghettoisierung der Juden in Thessaloniki sowie die ersten Maßnahmen nach der Einführung der Nürnberger Gesetze im Februar 1943 beschreibt. Die Benutzer können auch ausgewählte Biographien von Zeitzeugen finden sowie nach vorgegebenen Kategorien suchen. Die Abschnitte *Geschichte* und *Gedenken* bieten grundlegende Informationstexte über die deutsche Okkupation und über verschiedene Aspekte der Besatzung Griechenlands wie Kollaboration, Widerstand, Repressalien und Vergeltung, Hungersnot, Holocaust, Erinnerungskultur, Gedenkort und Entschädigungen. Es folgen Links und Literaturhinweise für die einzelnen Themen.

Die Interviews und die dazugehörigen Metadaten durchlaufen eine Qualitätskontrolle und werden dann an der Freien Universität Berlin technisch gesichert, überarbeitet und für die weitere Aufbereitung zur Verfügung gestellt. Diese nächsten Arbeitsschritte sind:

- 1) Transkribierung. 70 Interviews wurden bereits transkribiert und mit Timecodes versehen, so dass sie als Untertitel der Videoaufzeichnung erscheinen. Außerdem werden die Transkripte als Texte zur Verfügung gestellt.
- 2) Übersetzung ins Deutsche. Die Übersetzungen sind uns besonders wichtig: Sie sind eine Art Vermittlungsarbeit und von entscheidender Bedeutung für unser deutsch- griechisches Projekt.
- 3) inhaltliche Erschließung der Interviews. Für die wissenschaftliche Erschließung wird ein Redaktionssystem erstellt, das die einzelnen Arbeiten innerhalb eines vorgegebenen Workflows durch freie Mitarbeiter in Griechenland und Deutschland ermöglicht. Ein Team aus erfahrenen Historikern hat schon mit der Erschließung begonnen.

Auf der Online-Plattform wird eine Suchmaschine das Auffinden der Daten ermöglichen und Zugang zu Themen bieten, die den Nutzer interessieren. Unterschiedliche Rechercheoptionen werden es dem Nutzer erlauben, eine gezielte Suche nach Opfergruppen durchzuführen. Per Volltextsuche wird man satzgenau an bestimmte Interviewstellen gelangen können. Gleichzeitig werden Inhaltsverzeichnisse einen Überblick über die Interviews bieten. Dafür werden die Interviews in Kapitel eingeteilt, mit Haupt- und Zwischenüberschriften. Es wird eine thematische Verschlagwortung (z.B. Solidarität, Vernehmungen, Reparationen, Repressalien, Nahrungsmittelversorgung, Folterung usw.), eine Verschlagwortung von Organisationen (z.B. EAM-ELAS = Griechische Volksbefreiungsarmee, EDES = Nationale republikanische Liga usw.), Namen von Städten, Dörfern und andere geografische Bezeichnungen sowie der Na-

2 <http://www.occupation-memories.org/de/index.html>.

men von allen Personen, die im Interview Erwähnung finden. In Vorbereitung sind alphabetische Register für Orte, Lager und Personen. Eine interaktive Karte wird den Umfang der Interviewsammlung, aber auch die Lebensstationen der Zeitzeugen verdeutlichen (vgl. Tausendfreund/Pagenstecher: 2013, 72 f.). Biographien der Zeitzeugen, die die wichtigsten Lebensstationen auflisten, werden auch als Begleitinformation zu den Interviews zur Verfügung gestellt. Diese Biographien beinhalten nicht nur Informationen über die deutsche Okkupation, sondern auch wichtige Ereignisse und individuelle Momente im Leben der jeweiligen Zeitzeugen. Und schließlich werden Zusatzinformationen, zum Beispiel zu den Gründen und Bedingungen, die zu einem Interview führten, persönliche Fotos, die uns die Befragten zur Verfügung gestellt haben, werden einen Überblick über die Lebensgeschichte des Zeitzeugen bieten und als Zusatzmaterial zum Interview veröffentlicht. Alle Interviews werden deutsche Untertitel haben.

Wie werden die Interviews im Internet zugänglich gemacht? Nach einer Registrierung wird das gesamte Online-Archiv Interessierten zur Verfügung stehen. Die Benutzer werden die Möglichkeit haben, besondere Interviews anzuschauen oder über eine Suchmaschine gezielt nach dem zu suchen, was sie interessiert.

Die Interviews – einige Beispiele

In allen Interviews berichten Zeitzeuginnen über ihr Leben vor, während und nach dem Krieg bis heute. Diese Grundstruktur der lebensgeschichtlichen Interviews soll ein möglichst umfassendes Bild der Biographien der Interviewten ermöglichen und eine Interpretation ihrer Erinnerungen aus ihrer heutigen Sicht ermöglichen. Die Gespräche, die zumeist in den Privatwohnungen der Interviewten stattfanden, haben im Durchschnitt eine Länge von über eineinhalb Stunden. Einige der Überlebenden sprechen über Erfahrungen, über die sie nach eigener Auskunft vorher noch nie geredet haben. Neben der Erinnerung an die Zeit der Besatzung spielen auch die an Kindheit und Jugend sowie an das Leben nach dem Krieg eine wichtige Rolle in den Interviews. Der Schwerpunkt liegt natürlich auf der Zeit der Okkupation.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden die Möglichkeit haben, herauszuarbeiten, was erinnert wird, wie die Einzelstimmen in die historischen Kontexte eingebettet werden können und wie einige Befragte sich selbst zensieren. Dieser Aspekt ist von großem Interesse, da einige Zeitzeugen bestimmte Informationen verschweigen, um nicht mit ihrer eigenen Traumatisierung konfrontiert zu werden oder, wie in einem Fall, um ihre eigene, womöglich problematische Rolle während der Besatzung, zu verschleiern. Was wird in den Zeugnissen der Überlebenden erzählt? Welche Ereignisse werden aus welcher Perspektive dargestellt? Welche Rede- und Erzählstrategien und -techniken benutzen sie? In welcher Reihenfolge erzählen sie, was lassen sie aus, wo liegen ihre Schwerpunkte?

Die Besonderheit der Sammlung liegt in der Beleuchtung einiger unbeachteter Kapitel der griechischen Historiographie. Im Folgenden einige Beispiele, die für die zukünftige Forschung große Herausforderungen stellen:

Frau M.N. aus Kalabaka, geb. 1926, wurde von den Deutschen in Volos festgenommen. Sie wurde in das KZ Ravensbrück transportiert und hat dort Zwangsarbeit geleistet. Interessant ist, dass sie bis zum Ende des Interviews ihre Zeit als Häftling in Ravensbrück nicht erwähnt hat, möglicherweise, weil sie diese traumatische Erfah-

rung nicht verarbeitet hat. Dieses Beispiel zeigt auch, dass die Gewalterfahrung der meisten KZ-Häftlinge nicht unbedingt einen öffentlichen Ausdruck gefunden hat. Es erklärt auch, warum die meisten der Überlebenden nicht darüber gesprochen haben, was mit ihnen passiert ist und warum sie ihr Schweigen erst sehr spät gebrochen haben. Frau M.N. ist auch sehr aggressiv gegenüber dem Interviewer. Hier ein Ausschnitt aus dem Protokoll des Interviewers:

Die Zeitzeugin war von Anfang an sehr nervös. Die Tatsache, dass das Projekt von einer deutschen Universität durchgeführt wurde, machte sie skeptisch und empfand sie als beleidigend. Vor, während und nach dem Interview hat sie immer wieder die Frage gestellt, ob der Interviewer deutscher Herkunft sei. In Pausen war sie in einem Spannungszustand, vor allem wenn sie auf die Konzentrationslager und die Zwischenfälle von Gewalt und Leiden, die dort stattfanden, verweist. Sie drückte ihre Spannung mündlich aus, aber sie war auch offensichtlich in ihren Bewegungen. In Bezug auf den Inhalt ihrer Erzählung ist zu bemerken, dass die Zeitzeugin in mehreren Momenten verwirrt schien und verschiedene Phasen und Vorfälle vermischte. Darüber hinaus gab es auch Ereignisse in ihrer Lebensgeschichte, die sie nicht in der Lage war zu erinnern.

Dieser Ausschnitt lässt einiges über die beiderseitige Spannung erahnen.

Die Erzählung von Herrn A.P., geb. 1928 in Volos, Mittelgriechenland, über die Zeit der deutschen Okkupation ist extrem problematisch. Er stammt aus einer großbürgerlichen Familie, und während der Okkupation wurde seine Wohnung von zwei österreichischen Offizieren beschlagnahmt. Seine Familie und er mussten zusammen mit den Besatzern im selben Haus wohnen. Trotz der Genauigkeit und Nüchternheit seiner Erzählung berichtet er wenig über die Zeit der Okkupation, was eigentümlich erscheint angesichts der Tatsache, dass der Interviewte während der Besatzung jugendlicher war und mitten in der besetzten Stadt Volos gelebt hat. In sehr begrenztem Umfang berichtet er von Alltagsroutinen. Auffällig ist seine Abneigung, seine Meinung zu bestimmten Themen zu äußern, wobei er seine damalige Jugend als Argument anführt. Dabei ist die Sicht eines Jugendlichen, dessen Elternhaus die meiste Zeit über beschlagnahmt war, besonders interessant. Aber obwohl die Frage nach Kollaborationen nicht explizit gestellt wurde, weigerte er sich beständig, eine allgemeine Beurteilung über die deutsche Okkupation abzugeben, was den Verdacht nährt, dass die Familie eine engere Beziehung zu den Besatzungssoldaten hatte. Hinzuzufügen ist, dass Herr A.P. in der Zeit der militärischen Diktatur (1973) Bürgermeister war.

Herr R.L., geb. 1926, ist einer von zwei Interviewpartnern römisch-katholischen Glaubens. Das ist bemerkenswert, weil fast alle Zeitzeugen der Sammlung die gleiche griechisch-orthodoxe Religionszugehörigkeit haben, während er sich mit der italienischen Besatzungsgruppe besser verständigen konnte. Er stellt die italienische Besatzung in einem positiven Licht dar. Folgt man den Erinnerungen von R.L., dann gab es keine Lebensmittelknappheit in Syros, was nicht der Wirklichkeit entspricht.

Gespaltene Erinnerungen

Der Bericht von Frau G.K. (geb. 1931) spiegelt die gespaltene Erinnerung in den sogenannten griechischen Märtyrerdörfern wider. Sie wurde 1931 in Kalavryta geboren. Am 13. Dezember 1943 trieben deutsche Soldaten alle männlichen Einwohner der Stadt im Alter von 15 bis 65 Jahren zum Kappi-Hügel. Die übrigen Einwohnerinnen und Einwohner wurden in der örtlichen Schule eingepfercht. Anschließend legten die Deutschen in der Stadt Feuer, das sich bis zur Schule ausbreitete. Frau G.K., damals 13 Jahre alt, war dort mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern eingesperrt, während ihr Vater und ihre zwei Brüder auf dem Kappi-Hügel erschossen wurden. Insgesamt wurden bei dem Massaker in Kalavryta 499 Personen getötet. 13 überlebten schwer verletzt. Einschließlich der Nachbardörfer wurden 696 Menschen im Rahmen des sogenannten Unternehmens Kalavryta von den Deutschen getötet (Meyer 2002). Frau K. erklärt nun, dass die eigentliche Ursache der Exekutionen in Kalavryta Partisanenaktionen gewesen und weniger die deutsche Militärpolitik. Damit entspricht sie einer weitverbreiteten Behauptung, der kommunistische Widerstand der EAM/ELAS habe bewusst deutsche Repressalien in Kalavryta provoziert, um von der Verwüstung und „Proletarisierung“ des Landes zu profitieren (Droumpouki 2015: 150). Hier zeigt sich eine in Griechenland bis heute verbreitete so genannte „gespaltene Erinnerung“, die unter anderem eine Folge hartnäckiger Legenden der frühen Nachkriegszeit und der politisch gespaltenen griechischen Gesellschaft ist, die sich um das Ereignis „Kalavryta“ rankten: einerseits anti-kommunistisch und pro-deutsch, andererseits Opfer der deutschen Besatzung.

Die griechischen KZ-Häftlinge

Die Geschichte der ausländischen KZ-Häftlinge bzw. Zwangsarbeiter in Deutschland während der NS-Zeit gehört zu den inzwischen ausführlich erforschten Themen der Geschichtsschreibung. Die Geschichte der nicht-jüdischen *griechischen* KZ-Häftlinge, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter stellt hingegen eine Forschungslücke darstellt. Bislang wurde noch nicht einmal die Gesamtzahl der griechischen KZ-Häftlinge ermittelt. Schätzungen zufolge wurden von 1941 bis 1944 mindestens 15.000 Griechen entweder als Geiseln, „Sühnegefangene“, Militärinternierte oder politische Gefangene ins „Reich“ bzw. den deutschen Macht- und Einflussbereich deportiert und in zahlreichen Konzentrationslagern interniert (Hadziiosif 1991: 220). Gleichwohl werden Griechen auch in den ausführlichsten Monographien zu einzelnen Lagern lediglich unter den „übrigen“ aus dem gesamten Balkanraum nach Deutschland deportierten Häftlingen subsummiert. In den Ortsregistern einschlägiger Studien wird Griechenland seltener genannt als jedes andere vom Krieg betroffene Land Europas. Zu Deportationsrouten oder zur Verteilung der Griechen auf KZs und Zwangsarbeitslager liegen keine konkreten Angaben vor. Opferdaten und -zahlen, Ausgangs- und Zugangslisten oder Sterblichkeitsraten sind in der Sekundärliteratur kaum aufgeführt,³ und von den qualitativen Aspekten (Arbeits- und Lebensbedingungen, Krankheitsanfälligkeit, Bestrafungen, Beziehungen zu anderen Häftlingen) kann man sich nur vage Vorstellungen machen. (Chandrinou 2017)

3 Eine Ausnahme stellt bis heute der oben schon zitierte Aufsatz eines griechischen Historikers, Christos Hadziiosif (1991), dar, der als Überblick dient und natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Folgende Berichte sollen die Bedeutung der ansonsten weitgehend vergessenen griechischen KZ-Insassen verdeutlichen: Herr S.P. (geb. 1926) erwähnt, dass er im Alter von 18 Jahren der linken Griechischen Volksbefreiungsarmee ELAS beitrug, in das KZ Mauthausen deportiert wurde und in den Nebenlagern Gusen I und II und Steyr-Münichholz Zwangsarbeit leisten musste. Ein anderer Interviewpartner, Herr K.V. (geb. 1923), wurde ebenfalls in das KZ Mauthausen deportiert und musste dort Zwangsarbeit leisten. Später wurde er in das KZ Melk verbracht. Dort war er im Tunnelbau eingesetzt, wobei die Tunnel zur Unterbringung von Waffenfabriken genutzt wurden. Im letzten Monat des Krieges wurde er nach Ebensee transportiert. S.P. und K.V. haben untereinander keinen Kontakt, obwohl sie aus dem gleichen Dorf stammen. Dies ist typisch für Griechenland, da es keine Erinnerungsgemeinschaften in Form von Vereinen bzw. Assoziationen gibt.

Ein weiterer Interviewpartner, Herr L.K., (geb. 1928) aus Amfissa wurde zusammen mit 800 Männern zuerst nach Neuengamme und dann nach Sachsenhausen transportiert (25.5.1944), einer der größten Transporte von Geiseln aus Griechenland in das Reichsgebiet. In Falkensee, dem größten Außenlager des KZ Sachsenhausen, musste er Zwangsarbeit in den Rüstungsfabriken der DEMAG (Deutsche Maschinenbau-Aktiengesellschaft) leisten und Panzer und Granaten herstellen. Der Zeitzeuge Herr N.S. (geb. 1926) aus Dourgouti in Athen, wurde am 16. August 1944 mit rund 350 Griechen ins KZ Hailfingen-Tailfingen transportiert. Das KZ Hailfingen war ein kleines Außenlagenlager des Stalag V B in Baden-Württemberg, geleitet von der Luftwaffe (Wein/Mall/Roth 2007). Herr N.S. und andere Griechen wurden in leeren Hangars untergebracht und gezwungen, Flugplätze zu bauen oder in Steinbrüchen in der Umgebung zu arbeiten. Häufige Luftangriffe, Unterernährung, unzureichende Kleidung und fehlende medizinische Versorgung gehörten zu den Härten, die sie ertragen mussten. Die Geschichte des Lagers beginnt im November 1942, als ein paar Dutzend sowjetische und französische Kriegsgefangene zur Arbeit gebracht wurden. Aber bis dahin waren Griechen die größte Gruppe unter den Zwangsarbeitern in Hailfingen, was nicht oder nur marginal erwähnt wird (Mall 2014).

Manche blieben in Deutschland

Diejenigen, die ab 1945 aus politischen, wirtschaftlichen oder persönlichen Gründen auf eine Heimkehr verzichteten und ihren Lebensweg im Ausland fortsetzten, sind auch Teil der Sammlung. Es ist bislang kaum thematisiert worden, wie abschreckend die zu dieser Zeit hochpolarisierte politische Lage in Griechenland auf die Repatriierungswilligen wirkte, so dass sich eine unbekannte Anzahl der befreiten griechischen Häftlinge für eine andere Staatsangehörigkeit entschied, sei es um dem Militärdienst in Griechenland zu entgehen oder um die Chancen auf dem internationalen Arbeitsmarkt zu nutzen. Nach dem Krieg hat beispielsweise Herr S.P. (geb. 1926) als Gastarbeiter in großen deutschen Firmen in Deutschland gearbeitet, und er thematisiert in seinem Interview das in Griechenland problematische und unerforschte Thema der Auswanderung ehemaliger KZ-Häftlinge in das Land der vormaligen Besatzungsmacht, um dort einen Neuanfang zu machen. Einige Zeitzeugen haben ähnlich interessante Nachkriegslebensläufe, z.B. Herr E.C. (geb. 1935), dessen Mutter und vier Geschwister im April 1944 im Dorf Pyrgoi in Nordgriechenland von der Wehrmacht ermordet wurden und der nach dem Krieg in Deutschland eine neue Heimat fand, wo er zunächst als „Gastarbeiter“ und später als Arzt arbeitete. Dieses Interview ist ein

Beispiel für den hoch aktuelle immer noch brisanten deutsch-griechischen Erinnerungsdiskurs, weil es das ambivalente Verhältnis zur deutschen Wahlheimat vor dem Hintergrund der Erfahrung der deutschen Okkupation beleuchtet.

Die deutschen KZs in Griechenland

Auch über die deutschen KZs in Griechenland gibt es bisher keine umfassende wissenschaftliche Studie; selbst statistische Daten existieren kaum. Von den mutmaßlich 36 (und nicht weiter präzisierten) von den deutschen Besatzern betriebenen KZs – mit über 100.000 Inhaftierten und 48.000 Exekutierten – sollen Pavlos Melas und Chaidari zu den Allerschlimmsten gehören (Fleischer 2002). Das KZ Chaidari liegt neun Kilometer westlich der Hauptstadt Athen. Am 10. September 1943, nach der italienischen Kapitulation, übernahm die deutsche SS das Lager von der bisher zuständigen italienischen Besatzungsmacht. Chaidari war Durchgangsstation für Tausende Juden, die nach Auschwitz deportiert wurden. Frau E.G. (geb. 1924) aus Kifisia, einem Vorort von Athen, wurde von griechischen Polizisten am 20. März 1943 verhaftet, weil sie gegen die Besatzungskräfte in Kifisia agitiert hat. Sie wurde ins KZ Chaidari transportiert. Sie beschreibt die Schikanen, die sie dort erlitten hat, und den Abtransport von 200 Männern, die später am Schießstand Kaisariani exekutiert wurden. Es handelt sich um ein sehr emotionales Interview, in dem Frau E.G. die Ereignisse der Okkupation sehr sensibel beschreibt.

Das zweite große KZ in Griechenland, Pavlos Melas in Stavroupoli bei Thessaloniki, ist zwar als historischer Ort bekannt, doch stehen dort nur noch Ruinen der Gebäude, in denen von 1941 bis 1944 Widerstandskämpfer inhaftiert waren. Im Konzentrationslager Pavlos Melas waren tausende Personen interniert, die von der Wehrmacht und anderen Besatzungsorganen im Verlauf von Säuberungsoperationen und Überfällen auf Dörfer und Städte festgenommen worden waren (Dordanas/Kalogrias 2011: 293). Es wurde von den Griechen selbst verwaltet, und auch das Bewachungspersonal waren Griechen (Kaftanzis 1999). In diesem Lager war unser Interviewpartner, Herr T.V., (geb. 1932) inhaftiert, nachdem er mit seiner Mutter Theodora in Thessaloniki auf Grund des Beitritts seines Vaters zur Widerstandsorganisation ELAS verhaftet worden war. Mit 12 Jahren zählte er zu den jüngsten Gefangenen im besetzten Griechenland. Er beschreibt die Ernährung im Lager, die er als Kind ekelhaft fand, die häufigen Exekutionen von Häftlingen als Vergeltungsaktionen für Widerstandsaktionen und die deprimierenden Lebensbedingungen dort.

Das dritte KZ war in Theben. Herr T.P. (geb. 1929) aus Vounichora, Fokida, wurde Mitte Oktober 1943 mit neun anderen Geiseln, einschließlich seines Vaters, ins Konzentrationslager Theben transportiert. Er beschreibt die Härten der Zwangsarbeit, die 300 italienische Kriegsgefangene und fast die gleiche Anzahl sowjetischer Zivilisten leisten musste. Er beschreibt das tragische Schicksal von etwa 300 Juden aus Thessaloniki, die früher im selben Jahr zur Zwangsarbeit gebracht worden waren und von Hunger, Hinrichtungen und Krankheiten dezimiert wurden. Seine Erinnerungsberichte gehören zu den wenigen Zeugnissen über dieses Grauen. Gearbeitet hat er zusammen mit vielen anderen griechischen Geiseln und auch freien Arbeitern im nahe gelegenen Dorf Ypato (Außenlager des Lagers Theben) in einem Kiessteinbruch in der Nähe der Hauptbahnlinie Athen-Thessaloniki und gelegentlich in der Lagerküche gearbeitet.

Die griechischen Widerstandskämpfer

Im Gegensatz zu einigen anderen europäischen Staaten wurde der Widerstand in Griechenland nicht Teil des „Gründungsmythos“ und damit auch nicht Teil der nationalen Identität, da er fast ausschließlich mit der politischen Linken identifiziert wurde. Erst mit Anerkennung der EAM als Widerstandsorganisation in den 1980er Jahren hielt dieser Teil der Geschichte Einzug in die nationale Erinnerungskultur ebenso wie der sonstige breite und äußerst aktive Widerstand während der dreieinhalbjährigen brutalen Okkupation. Der mit Abstand bedeutendste Teil des Widerstandes formierte sich in der Nationalen Befreiungsfront (EAM), die am 27. September 1941 aus monatelangen Verhandlungen zwischen der Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE) und drei weiteren kleinen Linksparteien hervorgegangen war. Die EAM entwickelte sich schnell zur größten Widerstandsorganisation und damit zu einer ernstzunehmenden politischen Kraft im Land. Herr G.T. (geb. 1927) war aktiv an Widerstandsaktionen gegen die Besatzungstruppen beteiligt. Er war Mitglied der EAM (Nationale Befreiungsfront) und EPON (Geeinte Panhellenische Organisation der Jugend), die linke Jugendorganisation während der Besatzungszeit. Das Interview ist sehr emotional, vor allem bei der Beschreibung der Ereignisse um die Okkupation. Herr A.M. (geb. 1919) in Tripoli, Peloponnes, wurde mit seinem älteren Bruder von Mitgliedern bewaffneter griechischer und mit den Besatzern kollaborierenden Einheiten verhaftet, weil er Mitglied des EAM-Widerstandsnetzwerks in Tripolis war. Er wurde verhört und im Gefängnis des Gerichtshofs verhaftet gemeinsam mit Hunderten von des Widerstandes Verdächtigen, die auf ihre Hinrichtung oder den Transport nach Deutschland warteten. Über den bewaffneten Widerstand berichtet Herr V.G. (geb. 1915), ELAS-Kommandant in der Region von Ziakas Grevenon, in einem sechsstündigen Interview sehr ausführlich über Gefechte mit den deutschen Einheiten.

Frauen im Widerstand

Es ist erstaunlich, wie wenige autobiographische Texte und Erzählungen von Frauen im Widerstand zur Verfügung stehen. Frauen wurde der Vorwurf gemacht, sie hätten lediglich passiven Widerstand geleistet, sie hätten nur als Schneiderinnen beziehungsweise Sanitäterinnen dem Widerstand gedient, indem sie die vielen Verwundeten versorgten. Frau P.L. (geb. 1924) steht für das Gegenteil. Sie schloss sich der XIII. ELAS Division in Evrytania an. Ihre Einheit bestand aus zwei Trupps, einen für junge Männern und einen für Frauen. Sie war besonders kulturpädagogisch aktiv und führte zum Beispiel für die Dorfbewohner Theaterstücke auf. Mit ihrer Einheit nahm Frau P.L. jedoch auch an Verteidigungskämpfen gegen die deutschen anti-guerilla Säuberungsaktionen teil, die Zentralgriechenland in weiten Teilen verwüsteten und in der Zerstörung von Karpenissi, dem Zentrum des Partisanengebiets, gipfelten.

Auschwitz-Überlebende

In *Rethinking the Holocaust*, schreibt Yehuda Bauer: „Wir brauchen vor allem den Zeugen. Es gibt keine Geschichte des Holocausts ohne die Zeugen. Direkte Zeugnisse der Überlebenden und authentische erhaltene Beschreibungen (Tagebücher, Briefe) von Juden, die selber nicht überlebt haben“ (Bauer 2001: 23). Herr H.K. aus Thessaloniki (geb. 1928) ist ein solcher Zeitzeuge; er hat die Konzentrationslager Auschwitz, Mauthausen, Melk und Ebensee überlebt. Mit Vater, Mutter und Schwester war er im

ersten Transport von Griechenland, der Thessaloniki am 15. März 1943 in Richtung Auschwitz verließ. Auf der Todesrampe entging die Familie die Selektion und blieb am Leben, weil sie als Dolmetscher für alle nachfolgenden griechisch sprechenden Deportierten nützlich war. H.K. war erst 15, als die Deportationen von Juden aus Thessaloniki begannen. Nach seinem Bericht hatte im Ghetto Baron Hirsch in Thessaloniki jeder nur eine Decke, einen Löffel und eine Gabel. Trotz der Kleidung zitterten alle am ganzen Körper wegen der Feuchtigkeit und aus Angst vor dem Unbestimmten, das sie erwartete. Die Frage, die alle bewegte, war: „Wohin werden wir gebracht?“ Es folgten die unerträglichen Qualen des Transports nach Auschwitz, der ungefähr zehn Tage dauerte. H.K. war vom 20. März 1943 bis zum 18. Januar 1945 in Auschwitz und hat sieben Selektionen überlebt.

Auch Herr I.M. (geb. 1927) ist einer der wenigen Auschwitz-Überlebenden in Griechenland. Mit seinen Schilderungen kehrte er zurück an die Orte seines Leidensweges, nach Auschwitz-Birkenau, nach Sachsenhausen und Bergen Belsen. Die erzählte Reise zurück in die Vergangenheit fiel ihm während des Interviews sichtlich schwer, besonders wenn er über seiner Familie sprach, von denen alle bis auf eines seiner vier Geschwister umgekommen sind. Voller Bitterkeit erzählte er vom Zynismus und Sadismus der SS-Soldaten und den Misshandlungen der Gefangenen. Die Angst, das Sterben, der Tod waren überall gegenwärtig: „Wir verwendeten die Leichen als Kopfkissen, denn wir waren selbst mehr tot als lebendig.“ Als er im Frühjahr 1945 von den Briten im KZ Bergen-Belsen befreit wurde, wog er 35 Kilogramm: „Wären die Alliierten eine Woche später gekommen, hätte ich nicht überlebt.“ Als Jugendlicher erlebte er die Krematorien. Er wurde Augenzeuge, wie Frauen mit Säuglingen im Arm, Kinder, alte Menschen und Arbeitsunfähige in die Gaskammern getrieben und ermordet wurden und wie die Gefangenen gezwungen wurden, die Leichenberge zu den Krematorien zu schaffen.

Die jüdischen Widerstandskämpfer

Es wird immer wieder behauptet, dass Juden passive Opfer gewesen seien, die sich wie Lämmer zur Schlachtbank hätten führen lassen. Einige unserer Interviewpartner belegen, dass diese Bild nicht stimmt. Herr M.S. (geb. 1916), griechischer Jude aus Volos, war aktives Mitglied des Widerstands, Mitglied der Jugendorganisation der EAM und Mitglied der Partisanenarmee der EAM. Am 24. März 1944 erlebte er das Zusammentreiben der Juden in Volos und versuchte persönlich, einige Familien buchstäblich aus den Fängen der deutschen Soldaten zu retten. Er flüchtete in die Berge und meldete sich in Nea Aghialos, Almiros und Agia bei den Partisanen (*Επιμελητεία του Αντάρτη*). Ein anderer Interviewpartner, Herr R.F. (geb. 1927), ebenfalls Jude, flüchtete mit seiner Familie in die Berge und nahm an Widerstandskaktionen teil, zuerst als EPON- Mitglied und dann als Sekretär im ELAN-Hauptbüro (Griechische Volksbefreiungsmarine) in Agios Ioannis, Pelion.

Schlussbemerkung

Was bedeutet der Tod der Zeitzeugen der NS-Verbrechen und des Zweiten Weltkrieges für die Erinnerungskultur jener Zeit? Inwieweit können digitalisierte Interviews mit Zeitzeugen einen gewissen Ersatz für nicht mehr befragbare Zeitzeugen schaffen? Laut Maria Ecker-Angerer sind die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der NS-Zeit und

deren Berichte im Lauf der Jahrzehnte zu einem festen und hoch geschätzten Bestandteil der Erinnerungskultur geworden (Ecker-Anger o.J.). Auch wir wollen mit dieser Sammlung von Interviews die Erinnerungen verfolgter Griechen während der Okkupation für die Zukunft festhalten, vor allem für die schulische Bildung. Das ist besonders wichtig, da Jugendliche heute geringe Kenntnisse von dieser Zeit besitzen. Wir werden sowohl in Griechenland als auch in Deutschland Material für den Unterricht an Schulen, aber auch für die Universitäten vorbereiten. Wie eine Zeitzeugin am Ende des Interviews treffend sagte, „haben die jungen Leute ja ein Recht auf ihre Geschichte“. Vielleicht, so kann man hinzufügen, wird die Kenntnis über die deutsche Okkupation in Griechenland während des Zweiten Weltkrieges und ihre Opfer auch zu einem besseren Verständnis der griechischen Haltungen gegenüber Deutschland beitragen.

LITERATUR

- Bauer, Yehuda (2001): *Rethinking the Holocaust*, New Haven 2001.
- Chandrinou, Iasonas (2017): Haft, Zwangsarbeit und Arbeitsmigration. Griechen im Dritten Reich, 1939-1945. Unveröffentlichte Habilitationsschrift.
- Dordanas, Stratos und Kalogrias Vaïos (2011): Das nationalsozialistische Polizeihäftlager Pavlos Melas in Thessaloniki. Geschichte und Wahrnehmung. In: Alexandra Klei, Katrin Stoll und Annika Wienert (Hg.): *Die Transformation der Lager. Annäherungen an die Orte nationalsozialistischer Verbrechen*, Bielefeld, 289- 308.
- Droumpouki, Anna Maria (2015): Das posthum gespaltene Gedächtnis von Kalavryta. Die öffentliche Geschichtswahrnehmung des Massakers in der Nachkriegszeit. In: Chryssoula Kambas und Mitsou Marilisa (Hg.): *Die Okkupation Griechenlands im Zweiten Weltkrieg. Griechische und deutsche Erinnerungskultur*, Köhl, 143-154.
- Ecker-Angerer, Maria (o.J.): *Der Zeitzeuge / die Zeitzeugin*. In: *Handbuch Jüdische Kulturgeschichte*, Online-Publikation: <http://hbjk.sbg.ac.at/kapitel/der-zeitzeugedie-zeitzeugin/>
- Fleischer, Hagen (2002): KZ-ähnliche Haftanstalten und Zwangsarbeit im besetzten Griechenland, Gutachten 2002 für die International Organization for Migration und für die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“.
- Fleischer, Hagen (2010): Der zweite Weltkrieg und seine Folgen für Griechenland. In: Wolfgang Schultheiß und Evangelos Chrysos (Hg.): *Meilensteine deutsch-griechischer Beziehungen*, Athen, 217- 225.
- Friedlander, Saul (2007): *Das Dritte Reich und die Juden*, München.
- Hadziiosif, Christos (1991): Griechen in der deutschen Kriegsproduktion. In: Ulrich Herbert (Hg.): *Europa und der „Reichseinsatz“*. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938-1945, Berlin, 210-233.
- Hagedorn-Saupe, Monika und Werner Schweibenz (2015): Erschließung, Vernetzung und Access. In: Paul Klimpel und Ellen Euler (Hg.): *Der Vergangenheit eine Zukunft*, Berlin, 46-61.
- Kaftantzis, Giorgos (1999): Το ναζιστικό στρατόπεδο Παύλου Μελά Θεσσαλονίκης 1941-1944 όπως το έζησε και το περιγράφει στο ημερολόγιο του ένας όμηρος ο Λεωνίδας Γιασημακόπουλος (αριθμός μητρώου φυλακής 4436), Thessaloniki.
- Mall, Volker (2014): *Die Häftlinge des KZ-Außenlagers Hailfingen/Tailfingen. Daten und Porträts aller Häftlinge*, (books on demand).
- Meyer, Frank Hermann (2002): *Von Wien nach Kalavryta. Die blutige Spur der 117. Jägerdivision durch Serbien und Griechenland*, Mannheim.
- Mazower, Mark (1993): *Inside Hitler's Greece. The Experience of Occupation 1941-1944*, New Haven/London.

- Nägel, Verena Lucia (2009): Das Visual History Archive des Shoah Foundation Institute in - Forschung, Lehre und Schulunterricht. In: Daniel Baranowski (Hg.): „Ich bin die Stimme der sechs Millionen“. Das Videoarchiv im Ort der Information. Berlin.
- Plato, Alexander von (2012): Oral History oder die erfahrene Geschichte. In: Zeugen der Shoah. Die didaktische und wissenschaftliche Arbeit mit Video-Interviews des USC Shoah Foundation Institute, Berlin, 6-8.
- Plato, Alexander von (2010): Die Bedeutung lebensgeschichtlicher Erinnerungen für die Geschichtsvermittlung. In: Mauthausen Memorial. Neu gestalten. Tagungsbericht 8.-9. Juni, Mauthausen, 55-61.
- Pohl, Dieter (2015): Der Holocaust und die anderen NS-Verbrechen: Wechselwirkungen und Zusammenhänge. In: Frank Bajohr und Andrea Löw (Hg.): Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung, Frankfurt am Main, 124-140.
- Tausendfreund, Doris und Cord Pagenstecher (2013): Das Online-Archiv Zwangsarbeit 1939-1945. In: Nicolas Apostolopoulos und Cord Pagenstecher (Hg): Erinnern an Zwangsarbeit. Zeitzeugen-Interviews in der digitalen Welt, Berlin, 71-81.
- Voglis, Polymeris (2015): Rückkehr der Vergangenheit. Die Erinnerung an den Widerstand in der politischen Kultur Griechenlands 1974-1989. In: Chryssoula Kambas und Mariliza Mitsou (Hg.): Die Okkupation Griechenlands im zweiten Weltkrieg, Köln/Wien/Weimar, 67- 85.
- Wein, Dorothee, Volker Mall und Harald Roth (2007): Spuren von Auschwitz ins Gäu. Das KZ-Außenlager Hailfingen/Tailfingen, hrsg. vom Verein Gegen Vergessen für Demokratie e.V. Sektion Böblingen/Herrenberg/Tübingen, Filderstadt.

Zusammenfassung

Trotz der vielen Forschungsarbeiten zum Zweiten Weltkrieg stellt der deutsche Historiker Dieter Pohl fest, dass über Griechenlands Rolle noch sehr wenig bekannt ist. Ähnliches gilt auch für die griechische Öffentlichkeit selbst, wo wenig fundiertes Wissen über den Zweiten Weltkrieg und die deutsche Okkupation existiert. Allerdings ändert sich dies derzeit, und ein wachsendes öffentliches Interesse an den Geschichten von Überlebenden ist feststellbar. Aus diesem Grund ist eine Online-Plattform mit griechischen Zeitzeugenberichten der Okkupationszeit besonders sinnvoll, wie sie im Rahmen des Projekts „Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland“ aufgebaut wird. Hierfür werden mindestens 70 lebensgeschichtliche Video-Interviews mit griechischen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aufgenommen. Ihre Erinnerungen an die Besatzung werden für die Zukunft bewahrt und für das Internet aufbereitet. Erfasst werden in landesweiter Streuung Vertreterinnen und Vertreter verschiedener Zeitzeugenkategorien: Widerstandskämpferinnen und -kämpfer, Opfer von Massakern, Überlebende von Bombenangriffen, versteckte Juden, Shoah-Überlebende, Personen, die bei Razzien in Athen und anderen Orten verhaftet und nach Deutschland deportiert wurden, etc. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen werden gebeten, ihre Lebensgeschichte zu erzählen und erhalten somit Gelegenheit, auch über relevante allgemeine Aspekte der Nachkriegsgeschichte zu berichten. Nach der Aufnahme der Interviews wird ein Online-Portal geschaffen, in dem die Erinnerungsberichte mit weiteren Quellenmaterialien bereitgestellt, ergänzt und historisch kontextualisiert werden. Das Gesamtprojekt „Erinnerungen an die Okkupation in Griechenland“ ist am Center für Digitale Systeme (CeDiS) der Freien Universität Berlin angesiedelt. In diesem Beitrag werden auch einige Ausschnitte aus Lebenserinnerungen vorgestellt.

Literaturbesprechung

Manfred Clemenz: Der Mythos Paul Klee. Eine biographische und kulturgeschichtliche Untersuchung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2016, 408 Seiten, 88 schw.-w. und 48 farb. Abb., 45,00 €.

Der Maler, Graphiker und Zeichner Paul Klee (1879-1940) gehört zu den weltweit bekanntesten und wichtigsten Künstlern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Forschungsliteratur, die es vor allem zu seinem Werk, aber auch zu seinem Selbstverständnis und weniger ausführlich zu seiner Biographie gibt, ist umfangreich. Nun ist im Böhlau Verlag ein wohlausgestattetes Buch mit einer Studie erschienen, in der auf der Grundlage eines von vornherein interdisziplinären Ansatzes eine Neuinterpretation des „Gesamtphänomens“ Paul Klee vorgenommen wird. Als emeritierter Professor für Soziologie und Sozialpsychologie der Universität Frankfurt, als Biographieforscher, Psychotherapeut, Kunsthistoriker und darüber hinaus auch als ein selbst an die Öffentlichkeit getretener Künstler besitzt Manfred Clemenz (geb. 1938) die Voraussetzungen und die Erfahrung, sich mit dem Phänomen Klee auf eine tendenziell umfassende Weise auseinanderzusetzen.

Folgt man in dem von Christian Klein herausgegebenen *Handbuch Biographie* den Erklärungen der Kunsthistorikerin Karin Hellwig, so bestanden innerhalb der Kunstgeschichte über Jahrzehnte hinweg starke Vorbehalte gegenüber dem biographischen Ansatz; die Kritik „richtete sich vor allem gegen die fragwürdige Konstruktion einer Interdependenz zwischen Leben und Werk eines Künstlers“. Seit 1980 zeichnet sich jedoch ein Wandel in der Einschätzung der Legitimität des biographischen Ansatzes ab (Hellwig 2009, 356 f.). Inzwischen kann an dem Sinn und der Notwendigkeit einer biographisch ausgerichteten Beschäftigung mit dem Leben, Denken und Werk eines Künstlers kein Zweifel mehr bestehen, zumal dann nicht, wenn diese Beschäftigung interdisziplinär ausgerichtet ist. Die Frage, ob Clemenz eher Soziologe und Sozialhistoriker oder eher Kunsthistoriker ist, darf als müßig betrachtet werden. Der Zusammenschluss der Disziplinen führt zu neuen Forschungsperspektiven.

Im Übrigen ist es zu einfach, das Leben und Denken eines Künstlers einerseits und sein Werk andererseits einander gegenüberzustellen. Als entscheidendes Drittes kommt die „Betrachtung von außen“ hinzu, also einmal die Forschungsliteratur, die sich zur Arbeit eines Künstlers entwickelt hat, zum anderen die Erklärungen des jeweiligen Einzelforschers, der unter Berücksichtigung der bereits vorhandenen Literatur seine eigenen weiterführenden Überlegungen ausbreitet. Das „Dreieck“ aus Künstlerleben, künstlerischem Werk und Kunstbetrachtung, das hiermit zugrunde gelegt wird, darf dabei nur als modellhafte, heuristische Vereinfachung betrachtet werden. Nicht nur sind die drei „Ecken“ des Dreiecks auf vielfache, oft genug unauflösbare Weise miteinander verknüpft, die Ecken öffnen sich auch ihrerseits in weitgespannte Beziehungsfelder hinein, so dass insgesamt ein hochkomplexes Gefüge entsteht. Das Künstlerleben umfasst die „äußeren“ Stationen eines Lebens ebenso wie die „innere“ Entwicklung eines Künstlers mit den von außen kommenden Einflüssen durch historische Vorkommnisse und Abläufe, durch Künstlerfreunde, durch Philosophie, Literatur usw., was schrittweise und sich von Lebensphase zu Lebensphase verändernd zum besonderen, eigenwertigen Selbstdenken und Selbstverständnis des Künstlers führt. Das Werk seinerseits kann auf unterschiedlichste und vielfach wechselnde Weise mit

dem Leben des Künstlers verknüpft sein. Dass Leben und Werk ineinandergreifen, darf allerdings keinesfalls einfach als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Es gibt zahlreiche Künstler, die ihr Leben, ihre Biographie völlig hinter ihr Werk treten lassen oder treten lassen wollen, bis hin zur völligen Negierung des Biographischen.¹

Wie Clemenz aufzeigt, ergibt die nachzeichnende Untersuchung all der soeben angedeuteten Querbezüge und Verschränkungen, die bei einer empirisch fundierten Analyse eines künstlerischen „Gesamtphänomens“ zu beachten sind, ein in vieler Hinsicht neues Bild der epochenbestimmenden Künstlerpersönlichkeit Paul Klees. Sowohl dieser selbst als auch mehrere seiner ihn zu einem Überkünstler verklärenden Forscher haben jahrzehntelang für Vorstellungen gesorgt, die zu Recht als Mythos, also als Stilisierung und Vernebelung des historisch-biographisch Gegebenen angesehen werden müssen. Dabei geht es Clemenz ausdrücklich nicht darum, die künstlerische und kunsthistorische Bedeutung Klees herabzustufen. Vielmehr will er dieser Bedeutung ein festeres Fundament verleihen, indem er sich auf Fakten statt auf Mystifikationen stützt.

Klee selbst hat seit früher Zeit dafür gesorgt, dass seine Kunst einen weihevollen, quasi religiösen Status erhält. Clemenz wertet die Tagebücher und darüber hinaus verschiedene weitere, von der Forschung bisher kaum beachtete Quellenzeugnisse zum Leben Klees aus, um zu fundierten Einschätzungen zu gelangen. Immer wieder fällt, bezogen auf Klee, das Stichwort „Selbststilisierung“ (etwa Clemenz 2016: 21, 84, 98, 118, passim). Er „entwickelte eine private Esoterik des ‚Jenseitigen‘, die ihm ermöglichte, sich als weltentrückter und zugleich charismatischer Künstler zu stilisieren“ (ebda.: 109). Die in späteren Jahren von Klee selbst überarbeiteten Tagebücher waren für die Veröffentlichung bestimmt, dürfen aber mit gewissen Vorbehalten als authentisch angesehen werden (ebda.: 276). Die Eintragungen Klees, die literarischen Ehrgeiz verraten, erschließen sich einem Außenstehenden oft nur schwer. Der Künstler betrachtete sich als „Selbstlehrling“, als jemand, der sich ohne Beeinflussung von außen seine Kunst autodidaktisch allein aus sich selbst heraus erschafft. In eingehenden Analysen weist Clemenz nach, wie gründlich sich Klee sehr wohl mit künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit auseinandersetzte, wie nachhaltig seine eigene Arbeit durch diejenige etwa von Künstlerfreunden geprägt war.

Darüber hinaus war Klee bestrebt, seinem Denken und seiner Kunst eine anspruchsvolle transzendentalphilosophische Basis zu verschaffen. Die Auseinandersetzung mit den philosophischen Anschauungen Klees bildet einen Schwerpunkt in der Studie von Clemenz, ohne jedoch die biographische Entwicklung Klees und den Bezug zu seinen Kunstwerken aus dem Blick zu verlieren. Die Untersuchung der philosophischen Grundlagen, etwa der Verankerung Klee'scher Denkansätze in der Frühromantik, folgt der biographischen Leitlinie, die von der Kindheit bis zum Tode des Künstlers die Kapitelabfolge der Forschungsarbeit bestimmt.

Zu den zunächst schwer verständlichen Selbstverortungen Klees gehört zum Beispiel seine Auffassung, er sei nicht von dieser Welt. Sich selbst sieht er als „kristallines Ich“, ein Ich, das sich wie ein Kristall jenseits des Weltlich-menschlich-Realistischen selbst genug ist. Das Kryptische in den Selbsterklärungen Klees weiß

¹ Die Biographie zum Leben und Werk des österreichischen Schriftstellers Heimito von Doderer beispielsweise trägt den Titel „Das verleugnete Leben“ (Fleischer 1996).

Clemenz dem Leser vielfach und im Verlauf der Lektüre zunehmend verständlicher zu machen.

Entscheidender Auslöser für das Bestreben Klees, sich einen über alles Mittelmäßige herausgehobenen Status zu verleihen, war eine Auffassung vom Künstler, wie sie in den Jahrzehnten um 1900 überaus typisch war. Zum „wahren“ Künstler konnte nur werden, wer sich selbstbewusst und absolut der Kunst verschrieb, wer alles „Ablenkende“ beiseiteschob – wer sich vor allem, so im Falle Klees, nicht durch die „Versuchungen“ des Erotischen und Sexuellen irremachen ließ. Die Zeitspanne, in der er Beziehungen zu verschiedenen Frauen hatte, war kurz. Die Ehe, die er schloss, entsprach im Ganzen einem Zweckbündnis, das hauptsächlich der Stützung und Absicherung der künstlerischen Arbeit diene.

Nicht zuletzt beeinflusst durch den österreichischen Philosophen Otto Weininger (1880-1903), dessen 1903 erschienene Arbeit „Geschlecht und Charakter“ von ebenso weitreichender wie fataler Wirkung war, glaubte Klee, „den ‚männlichen Typ‘ in sich ausbilden“ zu müssen, „der u.a. durch ‚Reinigung‘ und ‚Einsamkeit‘, also auch durch sexuelle Abstinenz definiert ist“ (Clemenz 2016: 30). In „Geschlecht und Charakter“ konstruierte Weininger im Gefolge Nietzsches „als sexuelle Typen einen idealen Mann M und ein ideales Weib W“; am Ende gelangte er zu einem gespenstischen Fazit: „So ist denn ein ganz umfassender Nachweis geführt, daß W seelenlos ist, daß es kein Ich und keine Individualität, keine Persönlichkeit und keine Freiheit, keinen Charakter und keinen Willen hat“ (zit. nach Schröder 1976: 51 f.). Im Detail beschreibt Clemenz, wie sich Biographisches und Weltanschauliches in der Kunst Klees wiederfinden: „In fast allen Frauendarstellungen spielen Klees misogyne Tendenzen eine wichtige Rolle“ (Clemenz 2016: 41).

Noch einmal sei hervorgehoben, dass es Clemenz gelingt, die Verflechtungen, die sich im Blick auf die „äußere“ und „innere“ Biographie Klees, damit verbunden auf Zeiteinflüsse und Zeitströmungen, ferner im Blick auf die künstlerische Arbeit und die Kunstbetrachtung ergeben – Wechselwirkungen, wie sie oben vereinfacht als „Dreieck“ gekennzeichnet werden –, konsequent, einlässlich und dabei auf wohlthuende Weise verständlich auseinanderzusetzen. Dabei ist verschiedenerlei zu bedenken: Paul Klee hat ein gewaltiges Werk hinterlassen, das auf „erschöpfende“ Weise zu analysieren und zu interpretieren schlechterdings, d.h. von vornherein und prinzipiell unmöglich ist. Ungezählte Einzelwerke sind schon jeweils für sich allein im Sinne der Hermeneutik „unauslotbar“. Hinzu kommt die besondere Schwierigkeit, dass sich in Klees Graphik, Zeichenkunst und Malerei auf geradezu exemplarische Weise der Umbruch von der gegenständlichen zur abstrakten und ungegenständlichen Kunst widerspiegelt. Dieser Umbruch vollzieht sich nur teilweise in einer linearen Abfolge, hauptsächlich besteht er aus einem ständigen Wechsel und Austausch, im Sinne der „Verwandlungskraft“, die Klee für sich in Anspruch nimmt (ebda.: 211). Er etabliert gewissermaßen ein Zwischenreich, in dem er sich während der letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens frei bewegt, sei es angelehnt an die reale Welt, sei es in verschiedenartigsten Stufen der Abstraktion, sei es transponiert in die völlige Ungegenständlichkeit. Dabei sind es oft genug nur einzelne Bilder, bei denen eine direktere Beziehung zwischen Biographie und Kunst hergestellt werden kann. Der weitaus größere Teil der Malereien oder Graphiken steht weitgehend autonom für sich selbst.

Am Beispiel zweier Lebensphasen Klees sei kurz verdeutlicht, wie das Denken und das Selbstverständnis – also die „innere“ Biographie – einerseits und die künstle-

rische Gestaltung im Werk andererseits aufeinander bezogen und miteinander verknüpft sind. Während der Jahre 1921 bis 1931, die Klee am Bauhaus einmal in Weimar, dann in Dessau lehrte und arbeitete, entwickelte er umfangreiche „Beiträge zur Bildnerischen Formlehre“. In dieser Kunsttheorie spielen Symbole wie Spirale, Pfeil, Lot und Waage eine wichtige Rolle, Symbole verschiedenartiger Ausprägungen der (schnellen oder ruhigen) Bewegung (ebda.: 189 f.). Dazu schreibt Clemenz: „Wann immer wir in den Bildern Klees dem Pfeil begegnen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass es sich dabei um Symbole für Leben und Tod, zugleich für das Verhältnis von Irdischem und Überirdischem handelt“ (ebda.: 193). In der abstrakten Malerei „Eros“ von 1923, mit der Clemenz sich näher befasst (ebda.: 220 f.), gewinnen zwei schwarze Pfeile und eine rote Pfeilspitze bildbeherrschende Bedeutung, umrahmt von „kristallinen“ Lineaturen, die mit zarten Farben in vielfältiger Abstufung gegeneinander abgesetzt sind. Die Interpretationen von Clemenz führen zu einem vertieften Verständnis des Bildes – gleichwohl bleibt es entrückt, unergründlich, rätselhaft (ebda.: 394 mit Abb. XXIV).

Im Vergleich zur „Eros“-Malerei nähert Klee sich in dem Bild „Spiralblüten“ von 1926 stärker dem Gegenständlichen an, indem er – phantastisch abstrakt – Pflanzen mit Blättern und spiralg geformten Blüten malt. Wiederum sind die Blütensymbole eingebunden in eine Lineatur, die in räumlicher Staffelung etwas von den Falten einer Theaterdraperie hat ([Katalog] Klee 1970/71, Nr. 82). Während „Eros“ mit einer „vollständig abstrakt-kristallinen Bildsprache“ (Clemenz 2016: 220) unnahbar, wenn nicht abweisend bleibt, geht von „Spiralblüten“ etwas Traumverlorenes, vielleicht sogar Verzauberndes aus.

Die Bauhausjahre Klees kann man, bezogen auf sein Werk und sein Lebensalter, als eine Phase der Reife ansehen. Die Spätphase des Künstlers zeichnet sich ab mit den Jahren 1935 bis 1940. Zuvor, 1931, war er an die Düsseldorfer Kunstakademie berufen, dort aber, nachdem die Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten begonnen hatte, per Telegrammmittelung am 21. April 1933 seines Amtes enthoben worden (ebda.: 231). Klee musste sich ins Exil nach Bern begeben. Im Herbst 1935 machten sich bei ihm nach einer langanhaltenden Bronchitis erste Anzeichen einer systemischen Sklerose bzw. Sklerodermie bemerkbar (ebda.: 242) – eine seltene Krankheit, an der er im Alter von 60 Jahren starb. Während seiner letzten Lebenszeit entwickelte er noch einmal eine stupende Schaffenskraft. Unter den zahlreichen Malereien, die in vieler Hinsicht rätselhaft bleiben, findet sich das Bild „Angstausbruch III“, mit dem Klee ohne Rekurs auf eine Symbolsprache seinen Zustand auf eindeutige Weise offenbart. Es handelt sich „um eine mit reduziertesten Mitteln dargestellte Situation der körperlichen Fragmentierung, ein unübersehbarer Verweis auf Klees ‚biographische Situation‘“ (ebda.: 255 f.).

Es versteht sich, dass die Biographieforschung ebenso wie die Kunstgeschichte (oder Geschichtsforschung) bei der Kennzeichnung „rätselhaft“ nicht stehenbleiben kann, auch wenn andererseits gerade im Blick auf die Kunst Paul Klees das Rätselhafte – darauf verweist Clemenz in Anlehnung an Kant und Adorno (ebda.: 150, 270) – etwas Unhintergebares bleibt. Die wachsende Einsicht in das Werk Klees kann sich nur in Annäherungen und dabei in immer wieder wechselnden Spielräumen der Interpretation vollziehen. So ist es unausweichlich, dass die forschenden Betrachter bei der Deutung von Bildeinzelheiten zu abweichenden Ansichten gelangen. Bei dem 1919 von Klee gemalten Bild „Der Vollmond“ beispielsweise meint Clemenz, dass die

abstrakte Malerei an Wert gewänne, wenn einzelne „Bäumchen-Zeichen“, die die Nähe zur Gegenständlichkeit verstärken, weggelassen worden wären; mit den Bäumchen-Chiffren riskiere Klee die „Nähe zum Kitsch“ (ebda.: 129, mit 387, Abb. XVI). Demgegenüber bin ich der Ansicht, dass die Bäumchen-Chiffren unverzichtbar sind und den Anschauungsraum erweitern, indem sie im weiten „Zwischenreich“ zwischen Gegenständlichkeit und Ungegenständlichkeit neben dem Intellekt zugleich die Emotion ansprechen. Der Kitschverdacht kann mit Gelassenheit abgewiesen werden.

Auch auf dem bekannten, 1920 entstandenen Bild „Angelus Novus“, dem Walter Benjamin eine abgehobene Deutung gab, sehe ich manche Einzelheiten anders als Clemenz. Die ausgebreiteten Hände des Engels sind durchaus nicht nur Hände – sie haben im Übrigen keine scharfen Klauen –, sondern zugleich auch Flügel (ebda.: 215 f., mit 393, Abb. XXIII). Ohne Flügel wäre der Engel kein Engel. Es ist nicht zuletzt die Kraft im Erfinden von Metamorphosen, von hybriden Zwischengebilden, die das Unausschöpfbare der Kunst Paul Klees ausmacht – eine Kunst, das sei abschließend noch einmal betont, die eben nicht auf künstliche, mythensüchtige Überhöhungen angewiesen ist, wie die überaus verdienstvolle Studie von Manfred Clemenz deutlich macht.

Hans Joachim Schröder

LITERATUR

- Fleischer, Wolfgang (1996): Das verleugnete Leben. Die Biographie des Heimito von Doderer. Wien.
- Hellwig, Karin (2009): Kunstgeschichte. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart, Weimar, 349-357.
- Paul Klee 1879-1940. Haus der Kunst, München, 10. Oktober 1970 bis 3. Januar 1971 [Katalog].
- Schröder, Hans Joachim (1976): Apperzeption und Vorurteil. Untersuchungen zur Reflexion Heimito von Doderers. Heidelberg.

Netzwerk „Oral History“ gegründet

Seit 2014 trifft sich das Netzwerk Oral History (NOH), ein interdisziplinärer und selbstorganisierter Zusammenschluss von Personen und Institutionen, die mit mündlichen und/oder audiovisuellen Quellen im geschichtswissenschaftlichen, pädagogischen, musealen oder archivalischen Kontext arbeiten. Die Idee entstand 2014 in einem sonnenbeschienenen Hof der Universität Wien während einer Pause der European Social Science History Conference. Anlass war die Feststellung, dass Oral History zwar in der Geschichtswissenschaft etabliert zu sein scheint, sie aber wenig gelehrt und selten kritisch reflektiert und diskutiert wird. Zur selben Zeit ließ sich beobachten, dass einige Interviewprojekte entstanden, die vor allem quellsichernd konzipiert sind. Zugleich nahm die Bedeutung des „Zeitzeugen“ in den Medien stark zu, was wiederum Auswirkungen auf Oral History-Projekte hat. Und schließlich tritt die Sekundärauswertung von vor Jahren geführten Interviews immer stärker in den Vordergrund. Daraufhin beschlossen einige Kolleginnen und Kollegen aus Hamburg und Bonn, mit Oral History befasste Projekte, Personen und Institutionen zusammenzuführen, um sich über Quellen und Methoden, Projekte und Ergebnisse aber auch Fragestellungen, Vernetzungen und die Möglichkeit der kollaborativen Archivierung auszutauschen.

Das erste Treffen begann mit einer Übersicht von Linde Apel zur Geschichte der bundesdeutschen Oral History, ihren Themen, Methoden und Netzwerken sowie einem weiteren Impulsreferat von Knud Andresen zu den inhaltlichen Potentialen von Oral History mit der „affluent (boring?) generation“ (beide Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg). Denn die deutschsprachige Oral History hat sich bisher vor allem für Personen interessiert, die Krieg, Verfolgung oder Zwangsmigration erlebt oder Gewalterfahrungen gemacht hatten. Für die heutigen, überwiegend in Frieden und Wohlstand aufgewachsenen bundesrepublikanischen Generationen gilt dies nicht, allerdings mit der wichtigen Ausnahme von migrantischen Kohorten. Wie und ob dies die Oral History zukünftig verändern wird, wurde angeregt diskutiert. Bei der zweiten Zusammenkunft, die wie das erste Treffen bei der Hans-Böckler-Stiftung in Düsseldorf stattfand, stellte Karin Orth ihr Konzept einer Lehrveranstaltung vor, bei der Studierende selbständig Interviews zum Thema Kindheit in Krieg und Nationalsozialismus führten. Auf dem dritten Treffen im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ und damit in jener Einrichtung, die aus der Verankerung der Oral History an den Universitäten hervorgegangen ist, stellte Archivleiterin Almut Leh das Online-Archiv der Interviews aus dem Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960“ vor. Es wurde in Kooperation mit dem Center für Digitale Systeme an der FU Berlin entwickelt und orientiert sich am Online-Archiv „Zwangsarbeit 1939-1945“. Das vierte Treffen, diesmal in der „Topographie des Terrors“ in Berlin, widmete sich der Archivierung von Interviews am Beispiel jener Videointerviews, die im Projekt „Menschen im Bergbau“ entstehen. Im Mittelpunkt standen Fragen nach Datenmodellen für die Verzeichnung und Archivierung von Oral History-Quellen, sowie die Herausforderungen einer dauerhaften (digitalen) Sicherung und (Online)-Zugänglichkeit von Interviews. Die intensive Diskussion zeigt, wie groß der Bedarf nach einer Verbunderschließung der dezentral in den letzten 35 Jahren entstandenen und verstreut archivierten Interviews ist. Das letzte Treffen fand im LWL Industriemuseum Hen-

richshütte Hattingen statt und drehte sich um die Arbeit mit Oral History-Quellen im musealen Kontext

Die Netzwerktreffen haben den Erfahrungsaustausch der teilnehmenden Kolleginnen und Kollegen zum Ziel. Unsere Themen spiegeln in ihrer Vielfalt unsere Herkünfte aus Archiven, Museen, Forschungsinstitutionen und Erinnerungseinrichtungen wieder. Die Themen werden aus dem Kreis der Teilnehmenden vorgeschlagen; die Treffen finden im losen Wechsel bei den teilnehmenden Institutionen statt. Wer Interesse an einer Teilnahme hat, melde sich bei Stefan Müller (Stefan.Mueller@fes.de) oder Linde Apel (apel@zeitgeschichte-hamburg.de).

Linde Apel und Stefan Müller

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

- Ina Alber, Dr., Georg-August-Universität Göttingen, Institut für Soziologie, Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen
- Linde Apel, Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte, Werkstatt der Erinnerung, Beim Schlump 83, 20144 Hamburg
- Astrid Biele Mefebue, Dr., Georg-August-Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Diversitätsforschung, Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen
- Anna Maria Droumpouki, Dr., Freie Universität Berlin, Center für Digitale Systeme (CeDiS), Innestraße 24, 14195 Berlin
- Olga Galanova, Dr., Flurstr. 19, 44791 Bochum
- Yannick Kalf, Dr., Kolleg „Postwachstumsgesellschaften“, Humboldtstraße 34, 07743 Jena
- Alexander Lenger, Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstraße 15, 79085 Freiburg
- Stefan Müller, Dr., Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, Referat Public History, Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
- Mila Obert, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstraße 15, 79085 Freiburg
- Christoph Panzer, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstraße 15, 79085 Freiburg
- Caroline Richter, Dr., Ruhr-Universität Bochum, Institut für Arbeitswissenschaft und Fakultät für Sozialwissenschaft, Universitätsstr. 150, 44801 Bochum
- Elisabeth Schilling, Prof. Dr., Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW, Studienort Bielefeld, Kurt-Schumacher Str. 6, 33615 Bielefeld
- Hans Joachim Schröder, PD Dr., Brahmsallee 8, 20144 Hamburg
- Francis Seek, Schönleinstr. 15, 10967 Berlin
- Janina Söhn, Dr., Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) an der Georg-August-Universität, Friedländer Weg 31, 37085 Göttingen
- Hannes Weinbrenner, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Soziologie, Rempartstraße 15, 79085 Freiburg